This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

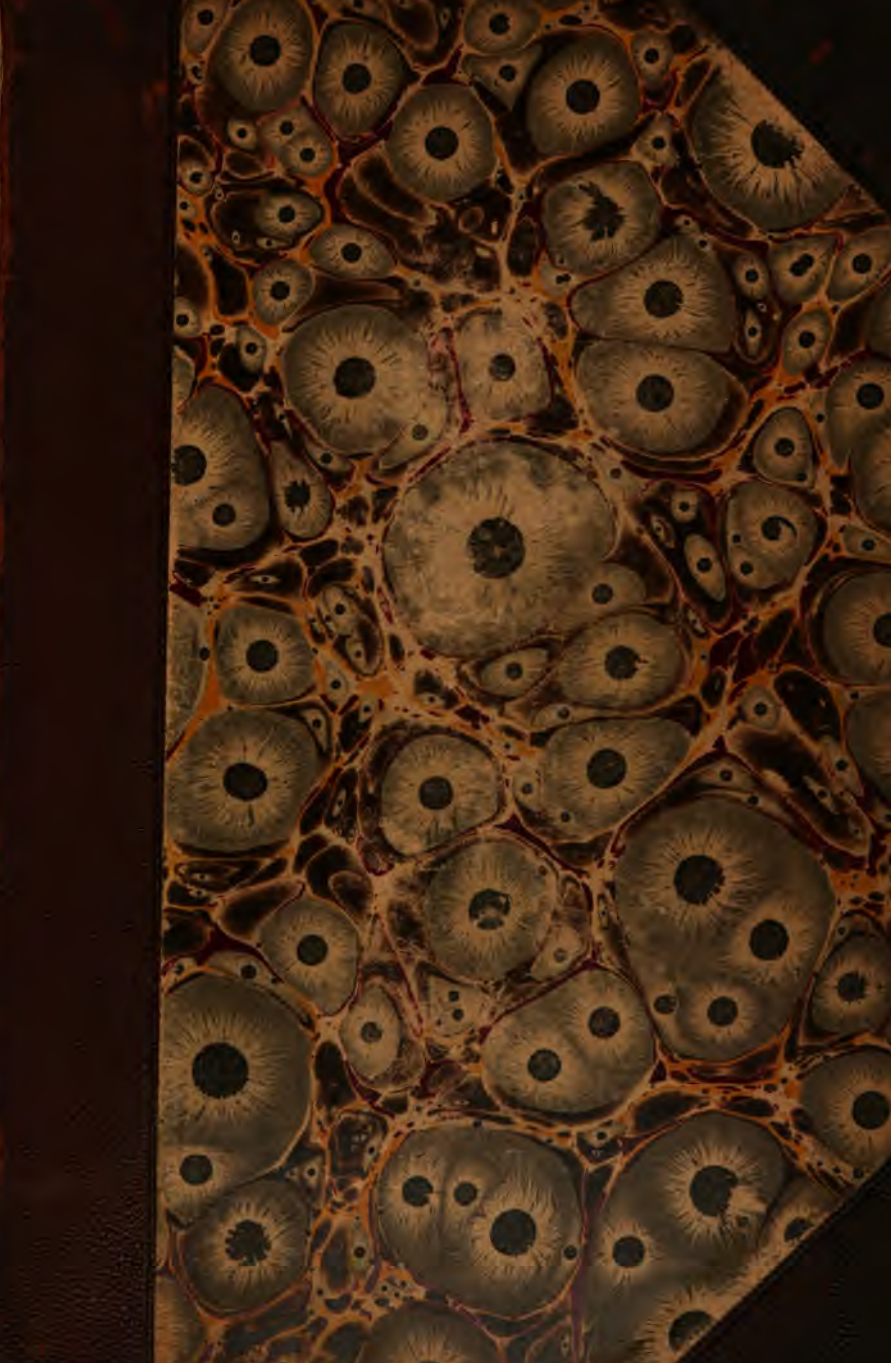
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



50524.22.6

Harvard College Library

FROM THE

SUBSCRIPTION FUND

BEGUN IN 1858

39

Frau Bürgelin und ihre Söhne

208.c.5.

Von **Gabriele Reuter** erschienen in unserem Verlage:

Aus guter Familie. Roman.
8—9. Auflage. Geh. Mk. 4.—. Geb. Mk. 5.—.

Der Lebenskünstler. Novellen.
2. Auflage. Geh. Mk. 3.—. Geb. Mk. 4.—.

Episode Hopkins. Novellen.
Geh. Mk. 3.—. Geb. Mk. 4.—.

Kolonistenvolk. Roman.
Geh. Mk. 3.50. Geb. Mk. 4.50.

GABRIELE REUTER

Frau Bürgelin und ihre Söhne

Roman

Vierte Auflage.

Berlin
S. Fischer, Verlag
1900.

Von **Gabriele Reuter** erschienen in unserem Verlage:

Aus guter Familie. Roman.
8—9. Auflage. Geh. Mk. 4.—. Geb. Mk. 5.—.

Der Lebenskünstler. Novellen.
2. Auflage. Geh. Mk. 3.—. Geb. Mk. 4.—.

Episode Hopkins. Novellen.
Geh. Mk. 3.—. Geb. Mk. 4.—.

Kolonistenvolk. Roman.
Geh. Mk. 3.50. Geb. Mk. 4.50.

GABRIELE REUTER

Frau Bürgelin und ihre Söhne

Roman

Vierte Auflage.

Berlin
S. Fischer, Verlag
1900.

505 4.22.6
2

HARVARD COLLEGE
DEC 18 1906
LIBRARY.
Subscription Fund

Alle Rechte vorbehalten.

51

Erſter Teil.

I.

Scharfe Herbstwinde waren schon nächtlicher Weile durch den Park geflogen, und hier und da hatte der Reif die Blätter gefärbt. An den Kastanien leuchteten einzelne Zweige citronengelb; die ausländischen Ahornbäume, die, zu schönen Gruppen vereint, auf den Wiesen im Flußthal seit lange eine heimische Stätte gefunden hatten, glühten in köstlichen Bronze- und Purpurtönen. Aus dem Gebüsch am Wasser schimmerten die himbeerroten Fruchtbüschel, die das Volk Rotkehlchenbrot heißt, und die grünen Rasenflächen waren durchwirkt von dem hellen Lila der zarten Herbstzeitlose.

Eine Herde Schafe, welche das kurze Gras abweidete, der Schäfer in seinem braunen Mantel an einen Baum gelehnt und die Hunde in der Nachmittagssonne ruhend, zuweilen träge nach einer Fliege schnappend, diese Staffage gab dem heiteren Landschaftsbilde den Stempel einer friedlichen, in sich abgeschlossenen Idylle.

Auf dem Fahrwege, der sich den Wiesen entlang zog, dort, wo der Park an einem Höhenzuge seinen

natürlichen und malerischen Abschluß fand, wandelten Spaziergänger und genossen den warmen Oktobertag, der noch so glänzend, farbenreich und sonnenschimmernd prangte.

Lebende Hecken, von zwei Thüren aus weißen Holzgittern durchschnitten, begrenzten die Chaussee zur Rechten. Unter dunklen Baumkronen ein klei es weißes Haus mit hohem Schindeldach und winzigen Fensterscheiben, hinter denen altertümliche Mullgardinen zu Moder zerfielen, war jedem Vorübergehenden bekannt. Einer oder der andere streifte es mit andächtigem Blick. Ein großer Dichter hatte in dem traulichen Häuslein gelebt und eine Fülle von Schönheit, Harmonie und Geistesherrlichkeit über sein Geschlecht, über alle nachkommenden Geschlechter ausgeströmt. Und weil in ihm jene göttliche Kraft lebte, die niemals ruhen kann, die unaufhörlich schaffen und wirken muß, bepflanzte er in den Stunden seiner Muße die Höhen und das Thal, siedelte die fremden, farbenglühenden Bäume unter den Pappeln und Rüstern seiner Heimat an und eröffnete Durchblicke in die blaudämmernde Ferne . . . .

Das Volk, die Bürgersleute, die seine Lieder nicht kannten, wußten doch, daß sie ihm den schönen Park zu danken hatten, in dem sie sich an Sonn- und Feiertagen tummelten.

Zwischen dem vornehm-bescheidenen Heiligtum am Rande der Flußwiesen und der Kaserne, die neu und aufdringlich mit ihren zwei Zinnentürmen die Höhe beherrschte, lagen Gärten, Hüttchen und Häuser,

wie einfache Menschen sie wohl mit ihrem Ersparten erwerben. Eine größere Villa, an der Maler und Tüncher beschäftigt waren, zog das Auge auf sich. Im Garten wurde gegraben, Buschwerk eingesetzt, Beete abgesteckt.

„Hier muß sich's aber gut hausen . . ." sagte ein junges Mädchen, das an der Seite einer alten Frau unten auf dem Fahrweg vorüberging, und blickte mit lebhaften Augen hinauf. „Aus den Fenstern muß man über alle Baumkronen schauen können! Schade, daß ich meine Wohnung schon habe . . ."

Sie blieb stehen.

„Vielleicht hätte man hier etwas gefunden!"

„Bei dem Glatteis im Winter — der Weg ins Theater und die Einsamkeit," brummelte die ältere Frau. „Du wärst's imstande."

Die Junge lachte.

„Ach, Mutter — Du mußt Dich noch an manches gewöhnen!"

„Das weiß der liebe Himmel," seufzte die Mutter, und ihr verhärmtes Gesicht, der verbittert eingekniffene Mund sahen in diesem Augenblick noch sorgenvoller aus, als eine Sekunde vorher. Mit ihrer kleinen schwarzen Wollenmantille und dem alten noch gut erhaltenen Spitzenhut in ihrer würdevollen, ja strengen Haltung erkannte sie jeder sofort für das, was sie war, die Frau Pfarrerin vom Lande ..... Aber die Tochter .... Ein Hauch von Fliederlauben, von ländlichen Gärten duftete um das blonde Mädchen. Ihr weißes, zu steif gestärktes Kleidchen, der

große Schäferhut mit den seegrünen Schleifen verrieten ein Streben nach Romantik, das sich noch recht naiv äußerte. Doch ihre Bewegungen zeigten eine Freiheit, einen gewissen großen Schwung, das frische Antlitz trug einen wechselvollen Ausdruck geistigen Lebens, wie er Pfarrerstöchtern selten eigen ist.

„Mama — ich frag' die Leute, ob sie nichts zu vermieten haben," rief sie energisch, raffte ihr mißglücktes Kleidchen zusammen und lief im Trab den Rasenhügel hinauf. Die Mutter keuchte ihr nach. Als Doris schon das eiserne Gartengitter öffnen wollte, flüsterte sie ganz außer Atem vor Anstrengung und Aufregung:

„Aber Doris, Du bist wohl von Sinnen. Hier wohnen ja die Engländer, die kuriose Frau, weißt Du . . ."

„Ach —? Die mir nach der Tannhäuser-Aufführung neulich die Rosen geschickt hat? Der Intendant hat mir auch schon von ihr erzählt . . . . Wer jetzt alles in unser Städtchen kommt! Die möchte ich kennen lernen."

„Na — ich weiß nicht," sagte die Pastorin Rüder bedenklich. „Ihre Kinder sollen gar nicht getauft sein. Wenn ich nur wüßte, was die Leute wollen," bemerkte sie mißbilligend, das Schild an der Gartenpforte lesend. „Villa Edina" . . . Im Adreßbuch heißt sie ganz einfach Frau Bürgelin. Und dann nennt man sie auch wieder Mrs. Allandice — wer soll sich nun da auskennen."

Hinter den Frauen knackte es in den Büschen. An derselben Stelle, durch die Fräulein Doris emporgestrebt war, erschien ein schlanker Junge in kurzen schwarzen Sammthöschen. Als ein munteres Farbenblitzchen leuchtete seine rotseidene Kragenschleife vor Doris Auge, wie er an ihr vorübersprang. Nachdem er das Gitterthor geöffnet hatte, stand er noch einen Moment still, wendete den Kopf und blickte das junge Mädchen aus großen blauen Augen an. Dann jagte er in weiten Sätzen den ansteigenden Gartenpfad hinauf, seine braune Haarmähne flatterte ihm um den Kopf.

„Was für ein schöner kleiner Kerl," rief Doris begeistert. „Wie er mich ansah .. . . Wie ein Reh in der Schonzeit . . . Für den war gewiß all sein Lebetag Schonzeit."

„Heißt Dionys," grollte die Pastorin.

Doris lachte laut und herzlich.

„Mutter, was Du von der Frau sagst, gefällt mir gerade. Warum soll sie den prächtigen Jungen nicht Dionysos nennen?"

„So was Heidnisches!"

„Sei doch nicht so eng."

„Ich kann mich in meinen alten Tagen nicht mehr ändern," zankte die Pastorin eigensinnig. „Was will die Frau mit dem Unsinn?"

„Kümmert's uns?" fragte Doris. „Komm, wir wollen weiter.." Sie ging schweigend, und ein nachdenklicher Ernst verscheuchte den frohen Ausdruck ihres blühenden jungen Gesichtes.

Sie war ja ein glücklicher Menſch. Hatte ſie nicht erreicht, was ihr kühnſter Traum geweſen? Seit acht Wochen war ſie als erſte Sopraniſtin an der Bühne ihrer Heimatſtadt angeſtellt. Auf dieſem Boden, auf den Brettern, die ihr weihevoll vor allen andern Bühnen Deutſchlands dünkten, geheiligt durch reine, große Erinnerungen, durfte ſie der hart errungenen Kunſt leben! Durfte den Eltern zeigen, daß es wert geweſen ſei, um dieſes Zieles willen zu kämpfen, daß der geiſtliche Vater ſich ihrer nicht zu ſchämen habe! Sie durfte den Lieben das Leben ein wenig erleichtern und verſchönern. Wie oft hatte ſie ſich das alles ausgemalt. Und doch ... Ob es immer leicht ſein würde, die Eltern ſo nahe zu haben? Fühlte ſie noch irgend eine innere Gemeinſchaft mit ihrer Mutter? —

* * *

Der Knabe fragte, indem er an dem Hauſe vorüberſtürmte, eine dicke Perſon, welche in der Thür ſtand:

„Wo iſt Mama?“

„Die gnädige Frau ſpricht mit dem Gärtner.“

Dionys fand Frau Bürgelin auf der Höhe ihres Grundſtückes, wo ſie Anweiſungen gab, einen Spielplatz für ihre Söhne abſtecken und ebnen zu laſſen. Ein langes, loſes Gewand von dunklem Purpur, das keiner Mode angehörte, floß an ihrer Geſtalt nieder, ein Baſchlik von weißer Wolle hüllte ihren Kopf ein.

Der Kleine wurde sofort von ihr um seine Meinung über den Spielplatz befragt und gab sie klug und verständig. Sie legte die Hand auf seine Schulter und stützte sich so auf ihn. Er stand kerzengerade und trug die Last wie eine schöne Ehrung.

„Wo ist Karl?" fragte sie weiter.

„Ich glaube, er ist spazieren gegangen.."

„Er ist niemals da, wenn man ihn braucht," bemerkte Frau Bürgelin. „Ich hätte ihn gern um seine Wünsche gefragt. Nun muß die Sache ohne ihn gemacht werden."

„Mama," berichtete Dionys, „ich habe Doris Rüder gesehen. Sie stand unten am Gitter und sah in unsern Garten."

„So —?" fragte die Mutter, ein wenig zerstreut.

„Hätte ich sie grüßen sollen?"

„Nein, mein Kind, Du bist ihr nicht vorgestellt. Es wäre eine Zudringlichkeit gewesen."

Frau Bürgelin redete trotz ihrer angelsächsischen Abkunft ein gutes Deutsch. Nur an der vollendet reinen Aussprache jeder Silbe und an einer gewissen Fremdheit des Klanges spürte man die Ausländerin. Langsam überschritt sie den Platz und blickte sinnend umher.

„Sie haben verstanden, was ich Ihnen sagte, Becker?" fragte sie den Gärtner. „Diese Blumenzwiebeln sollen alle in den Rasen gelegt werden — und nicht regelmäßig, hören Sie wohl? Alles durcheinander, hören Sie wohl? Schneeglöckchen und Primeln und Hyazinthen und Crokus — Narzissen

und Tulpen . . . Wir wollen keinen engliſchen Raſen haben," wandte ſie ſich wieder zu ihrem Sohn. „Alles ſoll bunt und luſtig bei uns ſein. Wie die Schweizer Alpenwieſen. Erinnerſt Du Dich noch, Lieber? Und auf den Rabatten Lilien und Roſen — ein echter deutſcher Blumengarten! Aber den Hollunder dort unten nehmen Sie heraus, Becker."

„Der blüht doch auch recht ſchön," wagte der Mann zu bemerken.

„Ich weiß — ich weiß . . . Er ſoll heraus." Die Mahnung kam etwas ungeduldig von Frau Bürgelins Lippen. Dann ging ſie mit ihrem Sohn voran und ſprach weiter zu ihm.

„Ich mag den Baum nicht. A vulgar fellow. Er ſteht auf jedem ſchottländiſchen Farmhof bei den Hühnern und Schweinen. So weit wollen wir doch nicht gehn im Bäuerlichen. — Haſt Du ſchon geübt heute, Dionys?"

„Eine Stunde."

„So geh' hinauf. Später komme in den Salon und ſpiel' mir vor."

„Ja, Mama."

Sie nahm, auf den Stufen der Veranda ſtehend, den Kopf des Knaben mit ſeinem dicken braunen Haar zwiſchen beide Hände und küßte ihn auf die Stirn. Er ließ es ſich gefallen, wie ein gutes Hündchen die Liebkoſung ſeines Herrn hinnimmt. Dann trollte er ſich und Frau Bürgelin ſchritt in ihrem vornehmen, ja majeſtätiſchen Gang über die Veranda in das daranſtoßende Schlafzimmer. Die

Kammerfrau löste ihr vorsichtig den Baschlik von dem weißen Haar und öffnete ihr die Thür zum Salon, wo die Gesellschafterin sie an einem niederen englischen Theetischchen erwartete.

Frau Bürgelin war noch keine alte Frau und sie verstand die Macht ihrer Erscheinung zur Geltung zu bringen.

Auf ihre Person war das ganze Zimmer abgestimmt. Ihr Kleid war einige Schattierungen dunkler, als die um Fenster und Thüren fließenden leuchtenden Carmoisingardinen. Ihr zart und rosig blühendes Antlitz, das einen wundervollen Gegensatz zu dem Silber ihres Haupthaares bildete, brauchte die üppige Farbenglut rings umher nicht zu scheuen. Die silberne Flechtenkrone wirkte herrlich, wenn die Frau dahingestreckt im Lehnstuhl ruhte und die getriebenen Bronze-Einlagen der holländischen Renaissance-Möbel in mattem Braun und Gold ihr zur Seite schimmerten.

Nachdem sie ihren Thee genommen, lag sie eine Weile still mit geschlossenen Wimpern und lauschte dem Klavierspiel ihres Sohnes. Präzis und klar wiederholten sich die Töne seiner Fingerübungen und Etüden, welche von oben durch die Stubendecke zu ihr niederdrangen. Dionys spielte weit über sein Alter hinaus kräftig, gewandt und gewissenhaft. Aber als er eine neue Uebung vornahm, spiegelte sich auch jede Unsicherheit auf dem beweglichen Antlitz seiner Mutter wieder.

„Madame ſind müde?“ fragte die Geſellſchafterin in franzöſiſcher Sprache.

Frau Bürgelin öffnete die Augen.

„Nicht ſehr,“ antwortete ſie freundlich.

Und nach einer Weile: „Wie das gut iſt, wieder ein Heim zu haben, wieder bei ſich zu ſein . . . — — Meine Liebe — Sie ſollen die Führerin und Lehrerin meines Dionys werden, da iſt ein gegenſeitiges Vertrauen Notwendigkeit. Wir müſſen uns kennen lernen! — Ich freue mich, daß das verſtändnisloſe Gerede der Leute über meine Ehe Sie nicht abgehalten hat, zu mir zu kommen.“

„Madame — ich hörte eben ſo viel von Ihrer Güte, Ihrer edlen Geſinnung.“

Frau Bürgelin wehrte die Schmeichelei mit keiner Bewegung ab. Sie verſtand ſie nicht als eine ſolche. Sie nahm Güte und edle Geſinnung für ſich in Anſpruch wie ein Teil ihrer ſelbſt.

„Es war ein harter Kampf,“ fuhr ſie ernſt fort. „Ich habe ihn gewonnen. Ich habe meinem Manne meine Söhne abgerungen. Sie ſind nun mein . . . — Mein!“ ſchrie ſie laut in gewaltſam ausbrechender Leidenſchaft, ſprang auf und ſtand in großer Haltung mit ſprühenden Augen.

„Mein Eigentum! Mein Beſitz! — — — — Er ſoll es wagen, die Hand nach ihnen auszuſtrecken, auch nur nach ihnen zu fragen . . . Er war kein guter Gatte, kein guter Vater. Er hat ſeine Pflichten nicht erfüllt. Nun hat er uns verloren.“

„Gnädige Frau — wird seine Liebe zu den Knaben nicht einmal wieder erwachen?"

Frau Bürgelin blickte das Fräulein erstaunt an. Sie hatte keine Einrede erwartet, sie hatte im Monolog gesprochen.

Kühl und hochmütig sagte sie: „Ihr Vater ist tot für die Knaben."

Eine lange Pause folgte. Die Schweizerin, welche ihren Mißgriff fühlte, saß still mit den Händen im Schoß. Frau Bürgelin wandelte im Zimmer auf und nieder. Durch die Decke klangen eintönig die Uebungen von Dionys.

„Sie wissen, daß nicht ich meinen Gatten, sondern daß er mich verlassen hat?" fragte Frau Bürgelin scharf.

Mademoiselle Aubert neigte dieses Mal nur den Kopf als Antwort.

„Ein Jahr lang wartete ich, daß er wiederkehren werde. Ich habe ihm dreimal die Botschaft meiner Verzeihung zugehen lassen. Dann ergriff ich meine Maßregeln und habe sie konsequent durchgeführt. Er darf sich nicht beklagen."

„Madame müssen es sehr angenehm empfinden, wieder Herrin über Ihr Schicksal zu sein."

„O, meine Liebe, man schätzt erst mit Bewußtsein, was man schwer entbehrt hat . . . Die Ehe war nicht leicht für mich. Vieles war nicht leicht. Ich habe England nie geliebt; ich wollte nur einen Deutschen heiraten. Immerhin . . . Ich war sehr verwöhnt. Mein Mann hätte seinen Beruf gleich auf-

geben sollen. Er liebte ihn ja selbst nicht. Ein Landarzt ... Ich habe mit den Bauernfrauen geplaudert und mir ihre Leiden klagen lassen. Ich habe vortreffliche Menschen unter ihnen kennen gelernt — aber doch ... auf die Dauer ging dieses Leben nicht für mich. Ich habe meinem Mann niemals fühlen lassen, daß es der schottländischen Aristokratin abscheulich war, wenn seine Freunde in meiner Gegenwart ihre schlechten Cigarren rauchten und ihren häßlichen Dialekt redeten ... — — — — — Hätte er nicht so herrlich gesungen ... Ich habe mich in seine Stimme verliebt auf dem Vierwaldstädter See. Er fuhr in einem Boot an uns vorüber ... und er war gesund und gelenkig, er sprang wie ein Hirsch die Felsen hinauf ..."

Sie trat zum Fenster und blickte in den Park. Gegen den orangegelben Abendhimmel breitete eine Tanne ihre schwarzen Aeste. Und die Baumwipfel glühten.

„Ich habe einen guten Fleck Erde gefunden," sagte die Frau friedlicher. „In dieser kleinen lieben Stadt werden meine Knaben gesund und froh heranwachsen ... Bitte, Liebe, rufen Sie mir Dionys. Er soll mir ein wenig Wagner spielen. Ich habe genug von den Etüden. Der gute kleine Kerl, wie brav er arbeitet."

Mademoiselle Aubert wollte das Zimmer verlassen. Da trat Frau Bürgelin mit einer jähen Bewegung vom Fenster zurück und stand horchend.

Vom Park herauf, aus dem baumbeschatteten

Wege, der am Garten der Villa Edina vorüberführte, klang ein Pfeifen: die Melodie eines schweizer Volksliedes.

„Madame?“ fragte die Gesellschafterin, ängstlich den Ausdruck von Haß und Spannung in Frau Bürgelins Zügen beobachtend.

„Pauline soll die Hausthür verschließen. Keinem Klingeln öffnen! Eilen Sie . . . so eilen Sie doch!“

Mademoiselle lief bestürzt hinaus.

Frau Bürgelin drückte die Hand aufs Herz und lauschte.

„— Er ist es . . . derselbe langgezogene Ton am Schluß . . . — — Keine Ruhe — kein Ende,“ murmelte sie trostlos, schüttelte den Kopf und horchte weiter.

Die Gartenpforte klirrte. Noch einmal der Refrain des Liedes mit dem langgezogenen Ton.

Ein leichter Tritt klang auf dem Kies.

Sie wagte sich nicht zum Fenster. Das Blut pochte ihr vor Erregung in den Schläfen, sauste ihr vor den Ohren. Es war ihre beständige Angst, ihre fixe Idee, daß ihr Mann eines Tages Einlaß bei ihr verlangen könne, sie wußte selbst nicht recht, zu welchem Zweck. Vielleicht nur, um ihre Ruhe zu stören. Er war so unberechenbar.

Sie hörte, wie die Klingel tönte — wie die Hausthür geöffnet wurde.

Sie hatte doch befohlen . . .

Ein zorniger Laut klang von ihren Lippen — sie ballte die Hände.

Mademoiselle Aubert trat ein.

„Warum hat man geöffnet?“ fuhr ihre Herrin sie heftig an.

„Mais Madame, es war Karl, der nach Haus kam.“

„Karl?“

Der älteste Sohn trat hinter der Schweizerin ins Zimmer. „Warum soll denn schon zugeriegelt werden? Es ist doch nicht spät,“ fragte er unbefangen.

„Bist Du jemand begegnet, unten im Garten?“ rief seine Mutter ihn an.

„Keiner Seele.“

„Wer hat denn gepfiffen?“

„Ich war es.“

„Du —? Du warst es? — — Ich verbiete Dir in Zukunft dieses Lied zu pfeifen. Hörst Du?“

„Ja, aber ich sehe nicht ein . . . Es ist doch ein sehr hübsches Lied. Hör' mal!“ Und wieder begann er mit der Manier, denselben kleinen Nüancen zu flöten, wie sein Vater gerade dieses Lied zu pfeifen liebte, wenn er sich nach unangenehmen Scenen mit seiner Gattin zu beruhigen wünschte.

Erinnerte Karl sich noch daran? That er es aus Bosheit? Hing er mehr an seinem Vater, als sie wußte?

„Schweig!“ rief sie heftig ihrem Sohn entgegen. „Ich will dieses Lied niemals wieder hören.“

„Schon recht — dann gebe ich eben einer unbegreiflichen Laune nach,“ sagte Karl eigensinnig.

„In dieſer Art mit ſeiner Mutter zu reden, iſt nicht paſſend, Karl.“

Noch ſpürte Frau Bürgelin die Aufregung in allen Nerven. Und ſie zürnte ihrem Sohn. Die hervortretende Aehnlichkeit mit ſeinem Vater kränkte ſie — ſtieß ſie ab.

Dionys war inzwiſchen ebenfalls heruntergekommen. Leiſe ſetzte er ſich ans Klavier und ſpielte ein Stück aus den Meiſterſingern. Da ging ſie zu ihm, legte ihre Wange an ſeinen braunen Kopf und flüſterte: „Mein Troſt — mein Glück — mein Sohn!“ Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen.

Karl ſtand verlegen, ungeſchickt mitten im Zimmer. Gott mochte wiſſen, warum Dionys ſtets dieſes Ahnungsvermögen für die Stimmungen ſeiner Mutter beſaß, das ihm ſo völlig abging. Und wie es kam, daß er immer ſo geheimnisvoll ſchreckliche Sachen anſtellte. Wenn er nur begriffen hätte, warum er das Lied nicht pfeifen ſollte? War es das Pfeifen an ſich? Vielleicht nicht gentlemanlike? Er verfiel immer irgendwie auf Dinge, die nicht als gentlemanlike beurteilt wurden. Aber das Pfeifen konnte doch eine Frau, die eine ſo lebhafte Freude an jeder bei ihren Kindern hervortretenden Begabung zeigte, nicht kränken. Es war wohl nur noch zu roh geweſen. Wenn man es leiſer, weicher, ſchmelzender verſuchte?

Er ſpitzte die Lippen, ein paar Töne entſchlüpften ihm.

„Mais Charles!“ mahnte Mademoiſelle erſchrocken.

„Mama,“ ſagte Karl, völlig in ſeinen Gedankengang vertieft, „ſo wird es Dir beſſer gefallen.“ Und er begann aufs neue zu flöten.

Seine Mutter wandte ſich heftig zu ihm zurück und ſah ihn mit den zornig blitzenden Augen an, die er fürchtete.

„Geh' auf Dein Zimmer. Du wirſt heut abend allein eſſen!“

„Ja — erkläre mir doch —“

„Kein Wort mehr!“

Karl ging, aber ſeine Haltung, ſein Kopfſchütteln, jede Muskel ſeines Körpers zeigte Rebellion und Mißbilligung des mütterlichen Befehls.

II.

Die kleinen deutſchen Städte ... Wie viele verſchiedene Welten, winzige Welten für ſich. Es giebt eine und die andere, wo noch der ſtrenge Drill irgend eines rauhen Feldherrn des vorigen Jahrhunderts zu herrſchen ſcheint, wo die Straßen ſchnurgerade, die Häuſer wie Reihen aufmarſchierter Grenadiere daſtehen, und die Parade mit klingender Blechmuſik den Sammelpunkt der Geſellſchaft bildet. Und dann wieder Orte, denen die Jagdpaſſion ihres Fürſten den eigenartigen Stempel aufgedrückt hat, oder kleine Reſidenzen, wo heitere, ſinnliche Rokokko-Geiſter um die Nymphen und Faune blühender Schloßgärten ſchweben. Das ſind die Neſter mit den romantiſchen, alten Liebes-Geſchichten, den pikanten neuen Skandälchen. Recht im Gegenſatz zu ihnen die Induſtrieſtädte, in denen kraftvolle Emporkömmlinge durch Eiſenwerke oder chemiſche Fabriken die Luft und das Waſſer verändern, daß die Bäume verdorren und unter der zum Proletariat herabgeſunkenen Bevölkerung die Sozialdemokratie einen guten Nährboden findet. Auch Muſenſtädte haben

wir in unserm Vaterlande, in denen immer Feste gefeiert werden: Sänger-, Krieger-, Turnerfeste, Städte, die immer bekränzt sind, in denen immer Standarten wehen, wo immer Massengesänge tönen. Und Garnisonstädte, wo der Lieutenant, und Corpsstudentennester, wo die Bulldoggen den Ton angeben. Und Seefahrerheimstätten, die bis in ihre verborgensten Winkel nach Teer und Fischen riechen, wo noch seltsame Fischeraberglauben im Schwange gehen...

Und jeder dieser Orte teilt seinen Bewohnern ein wenig von seinem Charakter mit, giebt ihnen eine besondere Ansicht und Anschauung über das, was in der Welt am nötigsten und wichtigsten ist, was das Leben am meisten schmückt und bereichert.

Mit dem scharfen Blick der Britin, die nicht irrt, wenn sie nicht irren will, hatte Frau Edina Allandice Bürgelin aus den vielen wunderlichen und eigenartigen deutschen Städten, von denen ihr Kunde geworden, gerade die eine zu ihrem Wohnsitz erkoren, die ihren ästhetischen Bedürfnissen und ihrer geistigen Kultur die am meisten angemessene war. Hier in Bernhardshausen herrschte die Bildung, und zwar eine Art der Bildung, die, mehr durch Dichter und Künstler, als durch strenge Fachgelehrte gepflegt, im Laufe eines Jahrhunderts allmählich durch alle Schichten der Bevölkerung hindurchgesickert war und die Seelen sämtlicher Bürger des ruhigen, gesitteten Ortes mit einer Art von edler Patina überzogen hatte. Es gab natürlich Ausnahmen, aber das waren meistens Zugereiste. Im ganzen konnte man wohl

behaupten, daß auch der Fremde, wenn er nur lange genug blieb, in Bernhardshausen zu einer würdigen, klassisch abgeklärten, gewissermaßen platonischen Weltanschauung heranreifte. Naturgemäß spielten hier auch Frauen die führende Rolle. Nicht einer neuen demokratischen Emanzipation zufolge, sondern gemäß der alten schönen Tradition: Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an. Und diese Frauen hießen immer noch, wie zur Zeit der großen Dichter: Kornelia, Karoline, Lotte, Natalie. Ein Hauch von glorreicher Vergangenheit umschwebte sie. Ihre Mütter, ihre Tanten waren jene schönen Seelen gewesen, die in unsterblichen Gesängen, in den holdesten Liedern gefeiert und angebetet worden waren. Unter den liebenswürdigen Hoffräuleins, den geistreichen Stiftsdamen, von denen Bernhardshausen wimmelte, gab es Rassepöpfe von originellster Häßlichkeit, die im Traum noch immer jene Rosenkränze trugen, mit denen sie einst als kleine pausbackige Genien den Olympiern gehuldigt hatten.

Diese Frauen würden ihre Lippen nie mit gemeinem Weiberklatsch vergiftet haben. Sie verstanden mit einem Lächeln zu verurteilen, mit einer sanften Bewegung der Hand abzuweisen für alle Zeiten. Sie wußten aber auch huldvoll in ihre Zirkel aufzunehmen, wer sich ihnen als gläubiger Schüler nahte. Ja, wenn sie in einer Persönlichkeit die eigene Geistesrichtung ahnten, und angenehme Belebung eines doch immerhin engen Milieus er-

warteten, gingen sie wohl auch empfangend dem fremden Gaste entgegen.

So thaten sie, als Frau Edina Allandice Bürgelin in ihre Mitte trat.

Vortrefflich begründete Empfehlungen aus ihrer Heimat führten Frau Bürgelin bei Hof ein und dem Neujahrsempfang gereichte ihre hoheitsvolle Schönheit zur Zierde. Ohne witzig oder munter oder geistreich zu sein, verstand sie, aus einer reichen Lebenserfahrung heraus, gut und klug zu unterhalten. Der Herzog nahm gerne hin und wieder den Thee bei ihr und plauderte über gemeinsame Bekannte, hervorragende Gelehrte und Künstler, die der hohe Herr gern zu seinen Freunden zählte. Mit den Prinzessinnen entspann sich bald ein reger Austausch von Büchern und Musikalien. Es bekam einen liebenswürdigen Reiz für die fürstliche Familie, in einem Hause zu verkehren, wo nicht ein Livreediener, sondern ein hübsches blondes Hausmädchen in hellem Kattunkleide ihnen die Thür öffnete, und wo sie trotzdem von der Herrin mit der Ruhe einer Gleichberechtigten empfangen wurden. Frau Bürgelin, die sie nur Mrs. Allandice nannten, blieb ihnen die Tochter der schottischen Aristokratie, welche mit dem englischen Königshause verwandt war. Jene Episode ihres Lebens, in der sie dem Schweizer Arzt verheiratet gewesen, betrachtete man als ein romantisches Intermezzo, welches man gütig ignorierte.

Frau Bürgelin unterschätzte die guten Beziehungen zum Hof von Bernhardshausen durchaus

nicht. Aber den wichtigsten Teil ihres Lebensplanes bildeten sie so wenig wie der Verkehr mit den gebildeten und gescheiten adligen Damen. Eine alte Jugendsehnsucht, eine bestimmte Zukunftshoffnung zog sie mit weit wärmerem Interesse zur Bühne. Und Bernhardshausen war noch eine von den seltenen Städten, wo die Bühne in der That von einem hohen Standpunkt aus geleitet wurde. Der Intendant, ein halber Poet und ein ganzer Idealist, daneben ein liebenswürdiger, leichtherziger Lebemann, operierte mit diesen Eigenschaften zum Wohle seines Institutes wie der geschickteste Kapitalist. Mittel hatte er wenig zur Verfügung — Versprechungen in Hülle und Fülle. Und die wußte er so treuherzig bieder an den Mann oder an die Dame zu bringen, er hütete sich so geschickt, sie auf die Geldfragen zu richten, er wußte sie in ein Gewand von so erhabenen schönen Farben zu kleiden, daß es kaum einen Dichter von Ruf — kaum eine Bühnengröße mit Künstleraspirationen gab, die sich nicht davon blenden ließ. Sie wäre sonst leicht in den Ruf einer grob materiellen Gesinnung geraten. So konnte Baron Perneberg die Premieren interessanter Dichtungen gewissermaßen als Generalprobe vor der Berliner Hauptschlacht bringen. So standen ihm stets berühmte Gäste zur Verfügung, die auf klingenden Gewinn verzichteten, um der Ehren und vornehmen Freuden teilhaftig zu werden, die ein Gastspiel in Bernhardshausen mit sich brachte: Der Orden und Ansprachen des Herzogs, der anregenden Abende im

Hause des Intendanten, wo sie von der Aristokratie verhätschelt wurden; der Fahrten zu den Gräbern der Dichterfürsten, wo in kostbaren Blumenspenden ideale Huldigung und Reklame für sich selbst so wohl vereinigt wurde. Junge, vielversprechende Talente begnügten sich mit der bescheidensten Gage, um sich unter einem so begeisterten und an jeder ihrer Leistungen so herzlich anteilnehmenden Chef ausbilden zu dürfen.

Auf diese Weise blieb das Bühnenleben der kleinen Stadt immer bedeutend.

Frau Bürgelin besaß die Begeisterungsfähigkeit ihrer Rasse. Eine Begeisterungsfähigkeit, die in seltsamem Gegensatz zu dem sonst so reservierten Wesen der Angelsachsen, vielleicht erzeugt durch ihre Vermischung mit den leidenschaftlichen Kelten, hier und da plötzlich bei dem ganzen Volk hervorbricht und die Welt mit Verwunderung erfüllt. Erschien die Fremde, fürstlich unnahbar auf ihrem Platz in der vordersten Reihe des Balkons, und saß dort gewissermaßen von einem kühlen Luftkreis umgeben, der das eifrige Geplauder der alten Damen wie der jungen Mädchen und Lieutenants rings um sie her von ihr fern hielt, so hätte man es nicht für möglich gehalten, daß dieselbe Frau, wenn die Vorstellung sie ergriff, ihren Thränen freien Lauf ließ oder mit einer solchen Heftigkeit in die Hände klatschte, daß oft sie allein das schwerfälligere deutsche Publikum zu einem erneuten Hervorruf der Schauspieler hinriß. Sie nahm energisch Partei. Wer ihre Gunst erworben hatte,

den verteidigte sie bei Hof und in der Gesellschaft mit angreiferischer Lust. So versuchte sie unaufhörlich, der neuen jungen Sängerin, Doris Rüder, den Boden zu ebnen. Manche Eigenart ihrer Rollenauffassung, mit der sie durch einen gewissen kecken Realismus Anstoß erregte, wurde von Frau Bürgelin verständnisvoll gepriesen.

Doris hatte schon davon gehört. Unwillkürlich flog nun ihr Blick beim Auftreten zuerst hinüber nach dem Platz, wo das silberne Haupthaar über dem rosigen Antlitz schimmerte, wo der schöne schlanke Knabe so ernsthaft neben seiner Mutter saß.

Dem Knaben aber galt mehr als der Sängerin die fanatische Begeisterung der Mutter für die Bühne. Hier konzentrierte sich ihr glühendster Lebenswille. Dionys sollte aufwachsen unter dem Eindruck, der ihr selbst in Bayreuth aufgegangen war, daß ein Bühnenwerk in der Vereinigung von Musik und Dichtung, von Darstellung und Dekoration den Brennpunkt der Kunst überhaupt bilde. Das ganze Sein sollte ihm durchwurzelt werden von der Überzeugung, daß Kunst nicht eine schöne Nebensächlichkeit sei, sondern den tiefsten Sinn, die höchste Bedeutung unserer Kultur bilde.

Frau Bürgelin war überzeugt, daß er diesen Eindruck in einer großen regsamen Hauptstadt, wo tausend wechselnde Interessen sich täglich befehden, niemals so stark empfangen würde, wie in dem stillen, vornehmen Bernhardshausen.

Dionys hatte schon früh in kindlich reizvollen

Kompositionen Proben einer ungewöhnlichen musikalischen Begabung gegeben. Sie durfte wohl hoffen ....

Und sie hoffte mit aller überschwänglichen Phantasie ihres lebendigen Geistes. Die Krone des Genies zu fordern, schien ihr nicht zu gering für den Sohn. Der Nachfolger Wagners ... Aber mit einem neuen Leitmotiv — mit dem der Freude. Ohne Leid, ohne Schmerz sollte er aufwachsen, um einmal die Herzen der gequälten Menschen zu öffnen für den Sonnenschein, für die Lust, für das frohe unbekümmerte Jauchzen. In ihm sollte das beste Teil ihrer Selbst der Darstellung des Schönen opfern. Wie fromme Mütter ihr liebstes Kind der Himmelskönigin weihen, hatte sie ihren Sohn dem reinen und strengen Dienst der Kunst geweiht.

* * *

Während die Villa Edina nach und nach ihrer Vollendung entgegenreifte, knüpften sich noch mancherlei andere Fäden zwischen der Fremden und den Einheimischen.

Handwerker erhielten bei dem Umbau und der inneren Einrichtung des schönen Hauses bequemen Verdienst, in den Läden wurden große Einkäufe gemacht.

Der Vorstand des Armen-Vereins begrüßte eine von Frau Bürgelin ihm übersandte Anzahl Banknoten mit vergnügter Überraschung. Während des harten Winters fanden eine Menge armer Kinder

an der Küchenthür der neuen Villa regelmäßig eine warme Mahlzeit.

So wurde Frau Edina Allandice Bürgelin in Bernhardshausen heimisch, während ihre Knaben die Umgegend durchstreiften und sie sich auf diese Weise zu eigen machten.

Da sie im Haus, von Lehrern des Gymnasiums und in deren Freistunden unterrichtet wurden, konnte es geschehen, daß man Karl zu Zeiten, wo jeder normale Junge in der Schule zu sitzen hatte, draußen in den Feldern träumerisch umherwandelnd antraf oder Dionys, wie er sich mit seiner Erzieherin im Park schneeballte. Den Bewohnern von Bernhardshausen war durchgängig eine ernste, pädagogische Richtung eingeboren. Und man schüttelte mißbilligend die Köpfe. Reife Männer und Frauen tauschten ihre Bedenken, auch warnende Prophezeiungen wurden laut. Schon nach einem halben Jahre glaubte man, durch die Liebenswürdigkeiten, die Frau Bürgelin verschwenderisch nach rechts und links erwies, genügende Freundesrechte erworben zu haben, um energisch einschreiten zu dürfen.

Frau Bürgelin war eine reizende Frau, aber sie mußte sich den Anschauungen fügen lernen, die in Bernhardshausen herrschten. Man beschloß, daß eine weibliche Erziehung für Knaben nicht tauge, daß sie also ihren Söhnen statt dieses Fräulein Aubert einen Hauslehrer zu halten, oder besser noch, sie, wie andere Jungen auch, in das Gymnasium zu schicken habe.

Die Hofdamen mit den Raſſeköpfen begannen den Feldzug zu eröffnen. Eine unter ihnen, die ſich durch einen derben Witz auszeichnete, der auch im Frauenverein die Pflicht zufiel, widerſpenſtigen Armen den Text zu leſen, wurde als Vorgarde ausgeſandt.

Sie ſchilderte die Gefahren, denen die liebe Mrs. Allandice ihre Söhne ausſetzte, in grotesker Übertreibung: Dionys würde ein unleidliches Mutterſöhnchen werden, Karl müſſe ſich unfehlbar in das friſche Fräulein verlieben oder er würde auf den Dörfern Beziehungen zu Stallmägden anknüpfen.

Frau Bürgelin ſaß mit unbeweglich ernſthaftem Geſicht vor der Rednerin. Nur als die Stallmagd ins Feld gerückt wurde, zogen ſich ihre Brauen zuſammen und ſie murmelte hörbar:

„Bulgär.“

Dergleichen Beurteilungen ihrer wohlgemeinten Warnungen liebte nun aber Fräulein von Klingenberg durchaus nicht und ſie rief gereizt: „Denken Sie an mich, ſolche Experimente fallen jedesmal ſchlecht aus!“

„Wer von uns beiden, glauben Sie, kennt die Knaben beſſer?“ fragte Frau Bürgelin. „Sie, welche ſie vielleicht viermal geſehen und kaum geſprochen haben, oder ich, die ſie gebar und großzog?“

Fräulein von Klingenberg bemerkte, daß Fremde oft einen ſchärferen Blick bewieſen, als die Eltern.

„Eltern, die zu faul oder zu dumm ſind, um über ihre Kinder nachzudenken,“ antwortete Frau

Bürgelin verächtlich. „Aber . . . sagen Sie mir die Wahrheit, macht Ihnen Dionys den Eindruck eines unleidlichen Geschöpfes?“

„Nein — natürlich, er ist ja ein charmanter Bengel.“

„Macht Ihnen Karl den Eindruck eines verdorbenen Knaben?“

„Aber, Liebe — Beste . . .“

„Antworten Sie mir!“ Frau Bürgelins blaue Augen begannen zu blitzen wie gezogene Degenklingen im Sonnenschein. „Macht er Ihnen den Eindruck?“

„Wissen Sie — — etwas Sonderbares hat er schon . . .“

„Das ist nicht, was ich wissen wollte. Durchschnittsmenschen können meine Söhne niemals werden.“

„Nun, nun,“ begütigte Kornelie Klingenberg, „so war es ja auch nicht gemeint. Bei Professor Berglings, wo er ja viel verkehrt, haben sie Karl alle gern. Nur drückt er seine Meinung etwas zu bestimmt aus für sein Alter.“

„Daraus können Sie aber nicht auf eine verdorbene Gesinnung schließen.“

„Mein Gott, wie ernst Sie alles nehmen!“

„Es ist auch eine ernste Sache. Man sollte nicht Behauptungen aufstellen, die sich nicht begründen lassen.“

Fräulein von Klingenberg begann das Thema des Gesprächs zu wechseln.

Als sie sich verabschiedet hatte, sagte Frau Bürgelin zu ihrer Pauline: „Wenn diese Dame wiederkommt, bin ich nicht zu sprechen! — Ich kann ihr Gesicht für eine Weile nicht sehen. Wie häßlich sie ist," sprach sie gedankenvoll vor sich hin.

Der Mißerfolg der kühnen und sonst immer siegreichen Kornelie Klingenberg machte die andern Damen zaghaft.

„Der Frau wird nur ein Mann imponieren," rief Lucinde von Kalb.

„Soll ich Serenissimus einen Wink geben?" fragte ein älteres einflußreiches Hoffräulein.

„Ach, der Herzog vergißt so etwas, wenn er sich gut unterhält."

„Eh bien — der Nächste dazu wäre doch der Direktor Matthias. Sie führt es ja doch nicht durch, und ist die Marotte vorüber, kommen die Jungen ja schließlich doch ins Gymnasium und unter seine Oberhoheit."

Dr. Matthias bat, von vielen Seiten dringend in dem Schritt ermuntert, um eine Unterredung mit Frau Bürgelin. Nach allem, was Dr. Matthias von der Engländerin gehört hatte, schien sie ihm einfach ein exaltiertes Frauenzimmer. Fräulein von Kalb hatte ganz recht, ein ernster deutscher Mann war hier an seinem Platze. Und als Fachmann konnte er ihr am besten das Gefährliche des Planes, ihren Knaben eine Sondererziehung zu geben, klar machen.

Er trug eine wohlgefügte, gehaltvolle Rede auf seiner Zunge in ihren Salon. Aber als ihm Frau Bürgelin entgegentrat, in ihrem schneeweißen Gewande von weicher indischer Seide, ein silberdurchwobenes Schleiertuch über dem silbernen Haar, da verwirrte ihn ihre Erscheinung und der hoheitsvolle Blick ihrer blauen Augen, die nichts von der Sanftmut und Lieblichkeit besaßen, welche blauen Augen sonst eigen zu sein pflegt.

Sie ließ sich auf einen tiefen Sessel nieder und deutete höflich auf einen gleichen ihr gegenüber. Ernst und zurückhaltend forderte sie ihn auf, ihr mitzuteilen, was er zu sagen wünsche.

Vergebens stellte sich Dr. Matthias innerlich vor, daß er ihren Anzug lächerlich und ihre Haltung theatralisch fand. Trotzdem ging nach wie vor derselbe einschüchternde Einfluß von ihr aus. Er betrachtete ihre Hand, die lässig auf der Lehne ihres Stuhles ruhte, eine Hand von der Zartheit und der Farbe einer weißen Theerose, und suchte sich ins Gedächtnis zurückzurufen, daß es schmachvoll sei, wenn eine solche Hand den Direktor des herzoglichen Gymnasiums zu Bernhardshausen, der kürzlich von der Frau Herzogin zur Audienz befohlen worden war, aus der Fassung bringen könne. Und er begann, langsam, väterlich mahnend, eindringlich, in dem Ton, in dem er die Abschiedsreden an seine Abiturienten zu halten pflegte, von dem Segen einer strengen, regelmäßigen Zucht zu sprechen, von der Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, von

allgemeiner Pflicht und Ordnung, von der Bildung des Geistes und Charakters durch die humanistische Bildung des deutschen Gymnasiums.

Hier unterbrach ihn Frau Bürgelin und fragte mit erkünstelter, sanfter Höflichkeit:

„Haben Sie nicht auch hin und wieder die Erfahrung gemacht, Herr Direktor, daß nach dem Abiturientenexamen unter Ihren Schülern von Geist und Charakter überhaupt nicht mehr viel übrig geblieben ist?"

„Gnädige Frau — diese Behauptung ist doch wohl sehr — sehr gewagt!" rief Dr. Matthias bestürzt und empört.

Frau Bürgelin lehnte sich in ihren Sessel zurück und fuhr gelassen fort, während ihre Hand mit langsamen, schönen Fingerbewegungen in den dunkelroten Fransen der Lehne spielte.

„Ich habe diese Bemerkung bei den deutschen jungen Leuten leider oft genug gemacht. Es ist kein Beispiel, das mich zur Nacheiferung reizen könnte."

Ein schelmisches Lächeln zeigte sich auf ihren Lippen.

„Wie Sie wissen werden, bin ich Ausländerin — glücklicherweise — also kann kein Beschluß der Polizei mich zwingen, Karl und Dionys zu erziehen, wie ich es nicht will."

„Gnädige Frau werden sich der Verantwortung, die Sie damit auf sich laden, kaum bewußt sein."

„Ich thue kein Ding, ohne mir darüber Rechenschaft abgelegt zu haben," entgegnete sie kalt.

„Und wenn Ihre Söhne Ihnen dereinſt Vorwürfe machen . . .“

„Davor bin ich ſicher, denn es ſind meine Söhne,“ ſagte ſie ſtolz. „Übrigens werden Sie ſelbſt, Herr Doktor, die Reſultate meiner Pläne prüfen können. Die Prima ſollen Karl und Dionys beſuchen und auch ihre Abgangsexamina beſtehen.“

„Ich fürchte, gnädige Frau, ſie werden bei dieſen — verzeihen Sie — ſehr weiblichen Erziehungsplänen kaum die genügende Reife zur Aufnahme in eine deutſche Prima erlangen.“

„Nun, das wollen wir abwarten.“

— Sie erhob ſich und zog die Klingel.

„Pauline, ich höre den Wagen zum Theater vorfahren. Er ſoll warten.“

„Ich werde die gnädige Frau nicht länger ſtören,“ ſagte Dr. Matthias feierlich. „Möchten die gnädige Frau doch glauben, daß einzig mein Beſtreben, einer alleinſtehenden Frau mit meinen Erfahrungen beizuſtehen, mich getrieben hat . . .“

Frau Bürgelin ſtreckte ihm ihre Hand entgegen und lächelte liebenswürdig. Sie dachte an die Aufnahmeprüfung ihrer Söhne.

„Was halten Sie von Profeſſor Wendenburg? Man ſagt mir, daß er als Mathematiker zu empfehlen ſei?“

„Gewiß, das iſt auch meine Anſicht,“ ſagte Dr. Matthias und empfahl ſich würdevoll. Er war nicht mit ſich zufrieden.

Frau Bürgelin brach, als er gegangen war, in ein zorniges Lachen aus. Der unerbetene Ratgeber hatte ihr Selbstgefühl aufs tiefste verletzt. Sie hatte viel Überwindungskraft nötig gehabt, es ihn nicht stärker fühlen zu lassen. Nicht eingefallen wäre es ihr, diesem fremden Manne die guten Beweggründe für die Art ihrer Erziehung mitzuteilen.

Sie schickte Pauline mit dem Mantel noch einmal fort. Der Wagen wartete unten am Gartenthor.

Frau Bürgelin trat langsam an ihren Schreibtisch. Dort stand ein kleiner Schrein aus geschnitztem Holz. Epheuranken umschlangen ihn, und in hohem Glase blühte eine weiße Christrose davor. Sie öffnete seine Thür. Das Bild eines kleinen Mädchens wurde sichtbar, ein weiches Gesichtchen mit denselben großen, unschuldigen Augen, wie Dionys sie besaß. Frau Bürgelin sah lange auf das Bildchen nieder, Thränen flossen unter ihren gesenkten Lidern hervor.

Die Krankheit, der Tod des Kindes standen wieder vor ihr ... dieses einen Kindes, an dem ihre Seele aus ruheloſem Verstandesleben zur tiefen, stillen Mutterliebe wiedergeboren wurde. Und das sie hatte hinsiechen sehen, ohne ihm helfen zu können.

In einer Stunde der Todesqual hatte sie sich wütend wie eine Tigerin auf den Arzt gestürzt, ihm Hände und Nägel in die Schultern gekrallt, ihn angeschrien: „Sagen Sie mir die Wahrheit — woran stirbt das Kind?“

Er hatte die Achseln gezuckt.

„Und die andern — die Knaben?“

Er hatte wieder geschwiegen.

„Aber ich bin gesund! Mein Vater war in seiner Jugend ein wilder, harter Haudegen, ein indischer Offizier, der durch Cholera und Pest und Fieber und Kriegszüge unverletzt hindurchgegangen ist. Mein Mann — —“ Sie stutzte. „Mein Mann ist sehr nervös, sehr eigentümlich . . .“

„Gnädige Frau,“ sagte der Arzt ruhig, „Ihre Kinder sind nicht die einzigen. Die Menschheit ist müde, widerstandsunfähig — nervenkrank.“

„Aber meine Kinder sollen es nicht sein,“ schrie sie auf mit jenem Trotz des Weibes, das sich gegen eine Weltordnung zur Wehr setzt, wenn es gilt, ihre Brut zu verteidigen.

Und der Arzt lächelte.

Frau Bürgelin sah dieses resignierte Lächeln vor sich, Tag und Nacht. Es verfolgte sie bis in den tiefsten Schmerz. Es riß sie endlich aus dem Stumpfsinn der Verzweiflung, der dem Tode des Kindes gefolgt war.

Sie sah Dionys, schön wie ein kleiner griechischer Gott, zu ihren Füßen spielen, und sagte sich, daß er heranwachsen und ein müder, unfähiger, gequälter Mensch werden oder ihr gleichfalls genommen werden könne — so langsam, geheimnisvoll welken und vergehn wie sein Schwesterchen. Sie beobachtete auch Karl, den sie nicht besonders liebte, weil er ihr sensitives ästhetisches Empfinden abstieß, den sie gleichgültig den sprunghaften Erziehungsversuchen

ihres Mannes überlassen hatte. Nun ängstigte sie sich auch für ihn.

Sie lebte wieder.

Eine rege Denkarbeit begann in ihrem feinorganisierten Hirn. Sie las viel medizinische, naturwissenschaftliche, philosophische Werke. Sie konferierte mit Ärzten, mit Gelehrten, mit Pädagogen. In ihr reifte der Plan, sich von ihrem Manne zu trennen, um ihren Willen in Bezug auf die Knaben durchzusetzen, um keinen widersprechenden Einfluß ihren wohlerwogenen und klug ersonnenen Erziehungsplan stören zu lassen. Er kam ihr zuvor durch sein launenhaftes Fernbleiben, und sie ergriff mutig die Gelegenheit, sich zu befreien. — Sie faßte ihre Kräfte zusammen, und sie imponierte mit ihrer Klarheit, ihrem festen Selbstbewußtsein den Schweizer Gerichten. Man sprach ihr die Kinder zu..

Jahrelang hatte sie hartnäckig gekämpft, um ihre Knaben für Licht und Luft und glückliches, sorgenloses Hindämmern zu retten, und ein Gymnasiallehrer hatte geglaubt, sie mit ein paar salbungsvollen Trivialitäten bekehren zu können . . .!

— Der Wagen fuhr nach einer Weile leer in die Stadt zurück, Frau Bürgelin verzichtete heut auf das Theater. Sie war zu erregt.. Sie fieberte.

* * *

Als der Herzog das nächste Mal bei Frau Bürgelin seinen fünf Uhr-Thee trank, lenkte sie das Gespräch auf ihre Söhne. Sie erzählte von der er-

freulichen Entwickelung ihrer Kinder, seit sie die Residenz des Fürsten zu ihrem Wohnsitz gewählt habe. Sie sprach von Karls Freude an der Natur; sie schilderte sein Zimmer, das er mit Federn, Steinen, Muscheln und seltsamem Wurzelwerk herausgeputzt habe wie die Wohnung eines indianischen Häuptlings. Sie hoffe, es solle mit der Zeit ein tüchtiger Naturforscher aus ihm werden. In Dionys aber habe das Schicksal ihr einen Herzenswunsch erfüllt. In ihm stecke der naive Musiker, der Komponist der Freude, der die Welt mit sonnigen Melodien erfüllen werde — wie der Vogel singt, der auf den Zweigen wohnet. Und die Knaben liebten einander wie nichts anderes auf Erden. Karl werde andächtig vor der unschuldsvollen Schönheit, der Begabung seines jungen Bruders. Seine geistige Schärfe und Klarheit bestimme ihn zum Freunde, zum besten Berater des Kleinen, und er werde darin seinen schönsten Lebenszweck sehen.

Mit der Gabe, zu erzählen, wie sie jene Scheherezade des Orients gehabt haben muß, dichtete Frau Bürgelin ein kleines Epos über ihre Söhne, suggerierte sie dem hohen Herrn farbenreiche, künstlerisch abgerundete Bilder in die Phantasie. Und sie berauschte sich selbst an ihrer Schilderung.

„Meine Söhne sollen Deutsche sein und bleiben," rief sie erglühend. „So werde ich dem Lande, in dem ich eine neue Heimat fand, zwei Männer schenken, auf die es stolz sein kann!"

Der Fürst reichte ihr die Hand und drückte sie

warm. Seine bolzengerade Haltung veränderte sich um keine Linie, er war nun einmal ein steifer Herr, es lag wie ein Bann über ihm, daß er nicht zeigen konnte, was ihm das Herz bewegte. Sein Sohn teilte seine geistigen Interessen nicht. Und er hatte ihm noch immer keinen Enkel geschenkt. Die Fortdauer seines Hauses beruhte auf zwei Augen. Der alte Herr sehnte sich nach Jugend, nach frisch emporblühendem Leben; er beneidete die Frau vor ihm.

„Ausgezeichnet, ausgezeichnet," murmelte er. „Das interessiert mich! Ich will Ihre Söhne kennen lernen!"

Karl und Dionys wurden gerufen. Als sie vor dem Herzog standen, Karl eckig im Knochenbau, linkisch in der Haltung, einen verfrühten Flaum um die Wangen, Dionys in seiner schlanken Knabenanmut, da waren sie eine überzeugende Illustration zu ihrer Mutter Dichtung, und der Herzog empfand Freude an ihnen wie an einem wohlgelungenen Kunstwerk. Mit einem wahrhaft kindlichen Vertrauen klopfte er ihnen Schultern und Köpfe, nannte sie „meine lieben jungen Freunde" und bat sie, in der Zukunft ihre Kräfte seinem Lande zu widmen. Er sah Karl schon als eine Leuchte an dem Gelehrtenhimmel seiner Universität, Dionys als würdigen Erneuerer des Weltrufes, den einst große Künstler seiner kleinen Heimat verliehen hatten.

Frau Bürgelin lächelte fein. Sie hoffte, den einflußreichsten Verteidiger ihrer Pläne, ihrer Wünsche und Grundsätze gefunden zu haben.

III.

In Wahrheit kannte Frau Bürgelin die phantastische Ausschmückung von Karls Zimmer nur aus den Berichten ihrer Gesellschafterin, nicht aus eigener Anschauung. Es waren Wochen vergangen, seit sie zum letztenmale die obere Etage, wo die Knaben hausten, besucht hatte. Solche Besichtigungen gingen, gerade weil sie selten stattfanden, nie ohne einige Strafreden über Unordnungen oder Fahrlässigkeiten ab. Das wollte Frau Bürgelin jetzt vermeiden. Sie mochte Karl nicht unnötig reizen. Er war ohnehin nicht leicht zu behandeln. In den Stunden, in denen sie mit ihren Knaben zusammen sein wollte, hatte sie es gern, wenn sie ihr erzählten, was ihnen den Tag über begegnet war. Sie dachte dann mit ihnen zu sprechen, wollte sie kennen lernen, die eigene Weltanschauung in den weichen Boden ihrer jungen Geister pflanzen. Und trotz aller scheinbaren Freiheit sollten sie durch das Band eines unbedingten Vertrauens von ihr geleitet werden. Bei Dionys gelang das nun herrlich. Es verging keine Mahlzeit, bei der er nicht ein harmlos drolliges Ge-

schichtchen zu erzählen wußte. Und er sah immer so wunderhübsch aus, wenn er berichtete, wie er durch den Wald einem Reh nachgesprungen sei — es habe aber doch noch schneller laufen können als er; oder wie eine alte Bauernfrau ihn gefragt habe, er sei wohl ein Prinz, weil er so kurze schwarze Sammthöschen trage. Mademoiselle führte dann seine Berichte weiter aus, und so wußte Frau Bürgelin stets, was die beiden thaten und trieben. Wenn Dionys aber in der Dämmerstunde vor ihr auf dem weichen Teppich lag, den Kopf in ihrem Schoß geborgen, ihre Finger spielten liebkosend in seinem Haar, sie redete zu ihm über seine Musik und er that kluge, verständnisvolle Fragen, dann fühlte sie ein Entzücken am Dasein, wie sie es nach Mays Tode niemals wieder zu empfinden gehofft.

Diese Wonne war nur ungetrübt, wenn Karl nicht zugegen war. Denn er hatte eine unleidliche Art zu kritisieren und seine Meinung gegen die ihre zu stellen. Eine unjugendliche Art, die sie nicht dulden durfte, denn er mußte sich ja durch sie bei allen Menschen verhaßt machen. Frau Bürgelin war gewiß die Erste, eine eigenartige Anschauung mit Vergnügen anzuerkennen, wenn sie sich nur ehrerbietig äußerte. Aber gewisse Lieblingsansichten von ihr hatte er zu schonen. Er that es nicht, sondern die griff er besonders gern an und nörgelte mit seiner schwachen, leicht heiseren Stimme, die sie nicht gern hörte, bis sie alle Geduld verlor. Und seine Seele blieb ihr doch verschlossen. Sie machte ihren Mann

dafür verantwortlich. Er hatte den achtjährigen Knaben in eine Pariser Pension gethan, wo die gewandten, boshaften kleinen Französchen wie ein Ameisenschwarm über den unbehilflichen Allemannen hergefallen waren, ihm mit Spöttereien und Neckereien so zusetzend, daß er ganz verstummt und verstört nach Haus zurückkehrte. Seitdem sah seine Mutter oft in seinen Augen den klagenden Ausdruck, der sie rührte. Sie wollte gut machen, was der Vater an ihm gesündigt. In Ernst und Scherz gab sie sich Mühe, ihn zum vertraulichen Erzählen zu reizen. Umsonst. Was ihn freute und betrübte, erfuhr sie nicht. Karl wurde nur lebhaft, wenn er kritisieren konnte. Sonst saß er mit verschleiertem Blick, in sich versunken am Tisch, unendliche Mengen von Speise vertilgend. Es war nicht angenehm, zu sehen, wie er aß, beinahe gefräßig oder dann wieder ohne Appetit, mit der Gabel auf dem Teller herumstechend. Es war überhaupt kein erfreulicher Anblick, der verdrossene, hagere Junge. Ihre ganze kunstvolle, auf das Anmutige und Schöne gerichtete Selbsterziehung, ihr Geschmack, vor dem sie beinahe Ehrfurcht empfand, lehnte sich gegen ihn auf. So war es schon in der ersten Stunde seines Erdendaseins gewesen, als man ihr den garstigen, braunen kleinen Menschenwurm an das Bett brachte. Mit einer Gebärde des Abscheus hatte sie den Kopf von ihm gewandt, und man mußte, um sie nicht aufzuregen, den Kleinen schnell entfernen. Sie hatte ihn widerwillig getragen, ihn widerwillig geboren, voll Em-

pörung gegen die erniedrigenden Leiden, den Schmutz und Schmerz einer Geburt. Es haftete eine demütigende Erinnerung an diesem ihrem ersten Kinde.

Aber wir sind nicht verantwortlich für die geheimnisvollen Instinkte unserer Natur, sagte sich Frau Bürgelin.

Mit dem Verstande war sie Karl eine gute Mutter.

Schaute sie um sich: was leisteten die deutschen Frauen mit ihrer Überfülle an Mutterinstinkt und Muttergefühl? Sehr schlecht erzogene junge Männer, die zwar tüchtig arbeiten konnten, aber verständnislos für verfeinerte Kultur in kühler, oft roher Verachtung auf das Weib herabsahen.

Frau Bürgelin wollte Karl durch die Vernunft zwingen, sie zu ehren und hoch zu halten. Er sollte alles Köstliche im Leben durch sie genießen, und seine Dankbarkeit sollte so stark werden, daß die Liebe aus ihr erblühen mußte.

Karl wurde um seines Eigensinns und seines Widerspruchsgeistes willen mehrere Male von der Mittagstafel fortgeschickt. Mit schlauer Berechnung verspätete er sich seitdem öfter auf seinen Spaziergängen. Es mußte ihm dann von Pauline nachserviert werden und er konnte sich ungestört an den Speisen gütlich thun, müde und ausgehungert, wie er von den stundenlangen Wanderungen heimkehrte.

Seine Mutter merkte die Absicht schnell und suchte sie erbarmungslos zu durchkreuzen.

Freiheit — ja. Zügellosigkeit — nein.

Kam er nicht zu rechter Zeit, so sollte er überhaupt fasten. Doch ein Stück Brot und kaltes Fleisch, ein Rest Kompott fand sich in dem großen Haushalt immer für den Sünder. Hielt Pauline zu der Herrin, so hielt Trinchen, die Köchin, schon aus Feindschaft gegen Pauline, zum Herrn Karl. Hatte er Stubenarrest, versorgte auch Dionys den Bruder heimlich und geschickt. Auf diese Weise wurde, was als eine harte Strafe gedacht war, allmählich nur eine Erleichterung für seine regellose Natur.

* * *

Seit einiger Zeit machte sich ein fataler Geruch in der Villa Edina bemerkbar. Ein Geruch nach Verwesung, nach faulem Fleisch. Frau Bürgelin spürte ihn, sobald sie über den Flur ging.

„Hier muß irgendwo eine tote Maus liegen, sehen Sie doch nach," bemerkte sie zu Pauline.

„Ach, gnädige Frau — der Gestank kommt nicht von toten Mäusen," sagte die dicke Kammerfrau, „der kommt aus Herrn Karls Zimmer."

„Aber mein Gott," rief Frau Bürgelin erschrocken, „ich habe Ihnen doch auf die Seele gebunden, dafür zu sorgen, daß die äußerste Reinlichkeit in den Zimmern meiner Söhne herrsche. Wofür habe ich Sie denn im Haus?"

„Verzeihung, gnädige Frau — aber in dem Saustall kann man schon gar nicht mehr rein machen. Und der Herr Karl wird ja auch gleich

fuchswild, wenn man an das alte Zeug da oben rührt."

Frau Bürgelin ging der Treppe zu und stieg hinauf. Pauline folgte ihr, schadenfroh lachend. Sie hatte gesehen, wie ihre Herrin nach den Scenen mit ihrem Sohn geweint hatte. Deshalb konnte Pauline Karl nicht leiden. In ihrem armen Dienstbarkeitsleben war die Anbetung von Frau Bürgelins Schönheit ein stiller Kultus geworden.

Frau Bürgelin schnupperte mit ihrem feinen Näschen ein paarmal in der Luft umher und sagte: „Aber das ist degoutant." Dann öffnete sie die Thür.

Wie in der Höhle eines Urmenschen sah es freilich hier aus — sonderbar genug.

Raubvögel- und Rabenflügel waren an die Wände genagelt, dazwischen die Bälge kleinerer Tiere, Schlangenhäute und Schmetterlinge. Seltsame Baumknorren und Wurzelwerk, Wespennester und Zweige von Buchen mit dürrem, kupferbraunen Laub bildeten phantastische Dekorationen, aus deren Mitte der weiße Schädel eines Gaules hervorgrinste.

Einen Augenblick blieb Frau Bürgelin erstaunt im Thürrahmen stehen. Das alles war mit Geschmack geordnet, es gab seltsame Farben- und Formeneffekte. Aber die Vogelbälge waren nicht kunstgerecht präpariert, die Schädel nicht tadellos gesäubert; vereint mit dem faden Duft der Wurzeln. des dürren Schilfes hauchten sie einen für verfeinerte Nerven fast betäubenden Geruch aus.

„Good heavens," sagte Frau Bürgelin und

drückte ihr Tuch vor Mund und Naſe, „wie hat er das aushalten können! Wie durfte Mademoiſelle Aubert ſo etwas geſtatten! Das iſt ja der Herd für eine Typhus-Epidemie! Man wird das Zimmer neu tapezieren müſſen. Auf welche Ideen ſolche Knaben verfallen! — Die Sache ſieht ja ganz originell aus. Aber es geht nicht, es geht nicht. Nehmen Sie die Geſchichte fort und ſäubern Sie das Zimmer."

„Da wird der Herr Karl aber außer ſich ſein," bemerkte Pauline.

„Das thut mir leid. Indeſſen iſt es nicht zu ändern. Warten Sie . . ." — Frau Bürgelin dachte nach. „Ich werde für Erſatz ſorgen. Laſſen wir es immerhin heute noch gehen. Ich werde Karl ins Gebirge ſchicken, damit Sie ſich ungeſtört an die Arbeit machen können. Sagen Sie ihm nichts vorher."

Karl war ſehr ſtolz, als er von ſeiner Mutter den Auftrag erhielt, in den Thüringer Wald zu fahren, um ein beſtimmtes Dorf kennen zu lernen. Er ſollte ſeiner Mutter Bericht erſtatten, ob die Gegend dort geeignet ſei, ein Sommerhäuschen für ſie zu kaufen oder zu bauen.

Sehr vergnügt kam er heim.

„Alſo ausgezeichnet," rief er Frau Bürgelin entgegen, indem er Hut und Mantel an den Haken im Flur hing und ſich dann von ihr küſſen ließ. „Ich glaube, es wird ganz das Richtige für uns ſein. Kein enger Keſſel, ſondern ein weites Thal, das nur von einer Seite von Bergen umſchloſſen

iſt. Ein Wäſſerchen, das aus einem Felſenthal herauskommt. Ich ſage Dir, Felſen, wie man ſie ſonſt im ganzen Thüringer Wald nicht trifft — und Grotten und Schluchten . . . Wild und einſam . . . Das Dorf liegt ſonnig. Darauf müſſen wir Rückſicht nehmen in dieſem kalten Lande, wo es die Hälfte des Sommers regnet."

„Sehr richtig!" bemerkte Frau Bürgelin, erfreut über ſeine Vorausſicht.

„Ich habe mir auch ſchon ein Haus ausgeſucht, wo wir vielleicht in dieſem Sommer probeweis zur Miete wohnen könnten — bei einem guten alten Ehepaar — prächtige Menſchen."

„So — wir wollen ſehen. Ich muß Dich noch vielerlei fragen. Komm jetzt zu Tiſch — Du wirſt hungrig ſein."

„Ich will nur erſt hinauf und mir andere Stiefel anziehen. Ich habe den halben Thüringer Wald an den Sohlen."

„Nein — laß das jetzt," bedeutete Frau Bürgelin ihren Sohn und nahm ſeinen Arm, ſich von ihm ins Eßzimmer geleiten zu laſſen.

Dort erwarteten ſie Dionys und Mademoiſelle, die eifrig miteinander flüſterten. Mademoiſelles Geſicht trug einen bekümmerten Ausdruck. Karl bemerkte es gleich, als er ſie begrüßte. Dann erſt ſah er eine ganze Beſcherung, die ihn vor ſeinem Teller erwartete. Ein ausgeſtopfter Lämmergeier, zwei Gemshörnchen, einige ſchöne Muſcheln.

Er schlug vor Staunen die Hände zusammen — und blieb so mit den gegen die Brust Erhobenen stehen, eine kindliche Bewegung, die ihm eigen war.

„Nein —! nein, aber so was —!“ stotterte er und wurde dunkelrot. „Ja — es ist doch nicht mein Geburtstag!“

„Kann Deine Mutter Dir nicht auch an einem gewöhnlichen Tage eine Freude machen wollen?“ fragte Frau Bürgelin und breitete die Arme aus.

Karl stürzte sich hinein, umhalste sie und drückte den Kopf an ihre Schulter.

Die Augen waren ihm naß. Er kam sich abscheulich vor. Wieviel hatte er seine Mutter gekränkt und geärgert in letzter Zeit und nun war sie so rückhaltlos gut! Vielleicht — o, wenn er sie doch lieben könnte . . . .

Sie fühlte seine anschmiegende Zärtlichkeit, das Beben seines Körpers. Sie war nicht weich gestimmt in diesem Augenblick, doch sie war befriedigt. Und sie konnte sich nicht entschließen, die schöne Stimmung durch die Eröffnung, die ihr auf den Lippen geschwebt hatte, zu stören. Es war später noch Zeit genug. Aber Karl ergriff den Lämmergeier an beiden Flügeln.

„Gleich muß ich sehen, wo wir den Kerl hinbringen,“ schrie er und stürmte mit einem Satz zur Thür hinaus.

„Karl!“ rief seine Mutter. Er hörte schon nicht mehr. Schweigend in beklemmender Erwartung standen die Zurückbleibenden. Man vernahm eine

Weile nichts, dann ein Geräusch, als ob ein Stuhl zur Erde geschleudert werde und den heisern, wuterstickten Ruf: „Pauline — Pauline!“

Und dann ein Toben, ein Schreien und Füßestampfen, dazwischen Paulinens Stimme, die sich verteidigte.

Plötzlich erschien die dicke Person blaß und zitternd in der Thür und keuchte:

„Gnädige Frau, zu Hilfe, zu Hilfe .... er ist rasend, er hat nach mir geschlagen!“

Frau Bürgelin ging, streng zusammengefaßt, in der hochmütigen Haltung, die ihr in den Augenblicken höchster Erregung eigen war, die Treppe hinauf. Mademoiselle und Dionys folgten bestürzt.

Karl stand mitten in dem leeren, kahlen, gelüfteten Zimmer, grauweiß im Gesicht vor Zorn, das Haar zerwühlt, die Hände geballt.

„Karl, nimm Dich zusammen,“ rief seine Mutter. „Ich habe es Pauline befohlen, diesen abscheulichen Unrat hinauszuschaffen.“

„Du —! Du —!“ Der Knabe lachte laut auf. „Und ich dachte, Du wolltest mir eine Freude machen! Da hatt' ich mich freilich geirrt. Ich hätte es doch wissen können! Du mir eine Freude machen!“ Und er trat wild nach dem Lämmergeier, der am Boden lag, daß dessen Glasaugen splitterten und der Kopf eine unförmige Masse wurde.

„Da hast Du Dein heimtückisches Geschenk!“ schrie der Junge außer sich, ergriff den Vogel beim Flügel und schmetterte ihn vor seine Mutter hin.

„Ich will mein Eigentum wieder haben! Du hatteſt kein Recht, mir mein Eigentum fortzunehmen!“

Frau Bürgelin zog die Brauen drohend zuſammen, ihre Augen blitzten.

„Du wirſt mir Abbitte leiſten für dieſes Wort,“ ſagte ſie eiſig.

„Abbitte? Weil Du mich heimtückiſch um mein Liebſtes beſtohlen haſt?“

„Karl —!“ Frau Bürgelin faßte ihren Sohn beim Handgelenk und blickte ihm in die Augen. So ſtark war die Macht ihrer Perſönlichkeit, daß ſie den Jüngling mit dem Blick zur Ruhe zwang. Seine Geſtalt ſank förmlich in ſich zuſammen, ſeine Züge wurden ſchlaff.

„Du wirſt ſpäter kommen, und mir Abbitte leiſten,“ wiederholte ſie, jede Silbe abgemeſſen betonend. Sie ließ ihn los, der ſtumm und zitternd ſtand, und ging hinaus. Man hörte das Rauſchen ihrer Schleppe auf dem Korridor. Man hörte, wie ſie langſam die Treppe hinunterſtieg. Man hörte unten die Thür ihres Zimmers ſich öffnen und wieder ſchließen.

„— — Mama hätte es Dir vorher ſagen ſollen,“ bemerkte Dionys mit ſeiner ruhigen, ſanften Stimme. „Sieh mal, Karl, die Sachen rochen doch wirklich barbariſch!“

„Wen ging das etwas an? Es brauchte doch niemand in das Zimmer zu kommen außer mir!“

„Na — na —! Das Haus gehört doch Mama,“

ſagte der Kleine mit ſeinem ernſthaften Gerechtigkeitsgefühl.

„Haben ſie denn wirklich alles — alles verbrannt, was mir ſo lieb war?“ klagte Karl, plötzlich aus dem Zorn in das Bewußtſein des Verluſtes hineintauchend. „Alles, was ich ſeit Monaten mir allein geſucht hatte! Die Rabenflügel — und den Pferdeſchädel — und meine Schlangenhaut — meine Schlangenhaut auch!“ Er ſchrie das Letzte laut vor Schmerz und lief, die Hände gegen die Schläfen gedrückt, ſinnlos im Zimmer umher.

Endlich blieb er vor Mademoiſelle ſtehen, der Einzigen, gegen die er zuweilen ſein Herz erleichterte, und die ihn immer mit der gleichen gütigen und diskreten Geduld anhörte.

„Sehen Sie,“ ſagte er leiſe, „da haben Sie wieder einmal meine Mutter ganz und gar. Sie befiehlt — und ihr Wille muß geſchehen, was auch dabei zu Grunde gehen mag. O, dieſe Frau — dieſe Frau . . .!“

„Aber Charles, Sie vergeſſen, daß Madame Ihnen doch Freude machen wollte!“

„Ja,“ höhnte der Junge, „damit ich ihr für ihre Grauſamkeit auch noch dankbar ſein ſoll! Was gehen mich die fremden, im Laden gekauften Sachen an? Hängen da Erinnerungen dran? Sagen die mir denn etwas? Sprechen ſie zu mir mit ihren Formen oder regen ſie meine Phantaſie an? Aber was weiß denn meine Mutter von ſo etwas? Hat ſie denn je verſucht, ſich in die Seele eines andern

Menſchen zu verſenken? Sie kennt nur ſich, ihre Pläne, ihre Gedanken — und wir ſind ihr der Thon, den ſie kneten will, wie es ihr gut dünkt . . . Lehren Sie mich meine Mutter kennen!“

„Mais non, Charles, Sie ſind ungerecht. Ihre Mutter will nur Ihr Beſtes.“

„Ja, mein Beſtes — wie ſie es eben verſteht.“

„Mehr kannſt Du auch nicht von ihr verlangen,“ ſagte der Kleine altklug. „Sie war doch nie ein Junge, da kann ſie doch auch nicht wiſſen, was uns ans Herz gewachſen iſt, und was nicht. Sie hat wirklich gedacht, die Sachen, die ſo viel ſchöner waren, als alles, was Du hier oben hatteſt, müßten Dich auch mehr freuen. Komm — ſieh doch ein, daß ſie es gut gemeint hat, und bitte ſie um Verzeihung.“

Karl legte den Arm um des kleinen Bruders Schulter und drückte ſeine Wange auf deſſen Haar.

„Du biſt mein liebes Hundelchen. Aber das kannſt Du nicht von mir verlangen.“

Wieder gab es Stubenarreſt. Karl durfte nicht vor ſeiner Mutter erſcheinen. Er hatte auch keine Sehnſucht danach. Und daß ſie durch ſeine Starrheit litt, wie Mademoiſelle ihm erzählte, um ihn zu erweichen, war ihm nur ein giftiger Troſt. Vielleicht litt das ganze Haus mehr unter der düſteren, geſpannten Stimmung, die von der Herrin ausging, als der Miſſethäter ſelbſt.

Frau Bürgelin nahm den Vorfall ſehr ernſt. Der Jähzorn, den Karl wieder einmal gezeigt, be-

unruhigte sie für seine Zukunft. Und noch eins: Wie war es möglich, daß ihr Sohn, der Sohn einer Britin, der einen Teil seines Lebens in warmen und kalten Bädern zugebracht hatte, sein Zimmer mit aller Unbefangenheit zu einer mißduftenden Höhle umgestalten konnte — daß er es auch nur eine Stunde in diesem Schmutz auszuhalten vermochte? War das nicht vielleicht doch ein Symptom, daß es auch in seiner Seele nicht ganz reinlich herging?

Mademoiselle Aubert hatte schwere Stunden. Nicht nur Karl, auch Frau Bürgelin sprachen sich gegen sie aus, sie wurde gewissermaßen zwischen zwei Feuern geröstet. Sie sah traurig und bedrückt aus. Sogar Pauline redete auf Karl ein. Und endlich entschloß er sich zu einer schriftlichen Abbitte, um nur die gequälten, sorgenvollen Gesichter nicht mehr zu sehen.

Frau Bürgelin war stolz und froh, den Trotz ihres Sohnes gebrochen zu haben. Sie fühlte seitdem wieder mehr Wärme für ihn.

Der Junge verachtete sich um seiner Schwäche willen, die nachgegeben hatte — und auch diese bittere Selbstverachtung schrieb er seiner Mutter auf das Schuldkonto.

IV.

Karls Spaziergänge hatten nun Zweck und Ziel verloren. Zwar durchstreifte er noch immer die kleinen Thälchen, welche das hügelige Gelände um Bernhardshausen durchschnitten: Enge, einsame und in ihrer Einsamkeit fast wilde Thälchen, einst durch Bäche gebildet, die dem breiten Flußthal zugeströmt, nun aber zumeist versiegt waren; nur in einigen rieselte über grünes Gekräut ein dünnes Wässerchen. Thälchen, zu denen die Kultur noch nicht hinabgestiegen war, wo Weiden und Erlen sich buschten und die Waldrebe rankte, wo ab und zu ein kleines Tannendickicht an die Zeit mahnte, da die Thüringer Wälder sich bis hierher streckten. Wo zwischen Kalkfelsenbrocken seltene Blumen blühten, wo wilde Vögel ihre Nester bauten und allerlei Getier ungestört sein Wesen trieb: Kaninchen und Feldmäuse, Blindschleichen und Eidechsen. Stundenlang hatte der Knabe hier den winzigen grauen Ameisenlöwen in seinem Sandtrichterchen belauscht, wie er die behenden, fleißigen Ameischen in seine Fallgruben zog, dann wieder träumend vor einem phantastischen

Weidenstumpf gestanden oder sich in das Geäder eines welken Blattes vertieft. Die Thälchen erschienen ihm wie sein unbeschränktes Eigentum, denn keine Wege führten hindurch, man konnte sich meilenfern von einer Stadt fühlen. Bisweilen nur sah er am Rande des Horizonts einen Bauern mit seinen Pferden vor der Egge oder dem Pflug. Diese Gegenden waren seine Schatzkammern und Fundgruben gewesen — hier hatte er alle die köstlichen Dinge aufgespürt, die seine Mutter ihm zerstörte. — Was sollte er nun noch an den alten lieben Stellen? Nur immer beobachten? Das langweilte ihn. Zuweilen ergriff er in der Zerstreutheit eine Versteinerung oder eine schöne Häherfeder, dann warf er sie erbittert wieder fort. Er ging nur noch aus Gewohnheit die alten Wege, und schon sagte er sich, überlegend und grüblerisch wie er war, daß er etwas Neues ausfinden müsse, um sich Genuß zu verschaffen.

Da begegnete er eines Tages in dem kleinen Thal einem Mädchen, das er kannte. Er blieb stehen und blickte von weitem auf sie hin, bestürzt und verwirrt, ärgerlich und neugierig zu gleicher Zeit. Sie saß auf dem Boden, die Hände um die Knie geschlungen und schaute, ohne sich zu regen, ernsthaft auf etwas, das neben ihr im Grase vorging.

Karl hatte sie einige Male bei Professor Berglings getroffen. Dort war sie still und zurückhaltend gewesen, und er hatte mehr mit ihrer jüngeren, noch kindhaften Schwester getollt.

Endlich fühlte sie seinen beobachtenden Blick und wandte den Kopf nach ihm.

„Karl," sagte sie gleichmütig mit gedämpfter Stimme, „kommen Sie doch einmal her. Hier ist etwas Merkwürdiges zu sehen. Aber seien Sie vorsichtig. Sonst stören wir das kleine Ding."

Karl schlich auf Zehen heran.

Sie zeigte ihm ein hohes Gras, an dem ein Herrgottskäferchen emporzuklimmen bemüht war. Immer rutschte es an der glatten Bahn wieder zurück, immer begann es aufs neue.

„Das finde ich nichts Besonderes," sagte Karl. „Das sieht man alle Tage."

„Ja — aber die Geduld . . ." flüsterte das Mädchen und blickte mit andächtigen Augen auf das Käferchen. „Die göttliche, heldenhafte Geduld, die es uns lehrt."

„Zu welchem Zweck müht sich das Geschöpf? So eine nutzlose Geschichte ärgert mich."

„Es meint eben, von da oben müßte die Welt ganz anders aussehen. Denken Sie — in uns ist doch auch etwas, das immer auf die Spitzen der Bäume verlangt und auf die hohen Berge und überall dorthin, wo wir noch nicht waren. Ist das nicht in Ihnen?"

„Doch — schon," antwortete Karl ernsthaft. „Aber das Herrgottskäferchen hat Flügel — es brauchte sie nur auszuspannen, das dumme Ding. Da — wahrhaftig es thut's — famos — und es will nun gar nicht mehr auf das langweilige Gras

— es will gerade hinaus in die blaue Luft!“ Er lachte vor Vergnügen.

Mia lachte auch. Er warf sich neben sie auf den Boden und stützte den Kopf in die Hand, sie betrachtend.

„Wie Sie nur hierher kommen?“ fragte er. „Ich bin an der Stelle noch nie einem Menschen begegnet!“

Sie lächelte geheimnisvoll. Dieses geheimnisvolle Lächeln war ihm schon einmal an ihr aufgefallen: als habe sie etwas Köstliches zu verbergen.

Karl sah, daß sie nicht schön war. Ihre Nase, die in beiten Flügeln auslief, ihre bräunliche Hautfarbe und ihr voller, roter, sinnlicher Mund gaben ihr etwas Undeutsches, Fremdartiges.

„Zeigen Sie einmal her — bitte — ich möchte etwas versuchen,“ sagte er und nahm ihr das gestreifte seidene Tuch von den Schultern. Sie ließ es sanftmütig geschehen. Er legte es ihr über den Kopf, streng und scharf ihr Antlitz umrahmend, wie die Pharaonentöchter ihren Hauptschmuck trugen.

„So. Still sitzen. Die Hände auf die Knie legen . . . Ja — es ist schon richtig.“ Er schüttelte den Kopf und hob erstaunt die Hände. „Wie kommt nun Herr Staatsrat Wöhler zu einer Tochter mit einem Gesicht, wie die Sphinx?“

„Ach, wo gerät so ein armes Seelchen auf seiner Weltwanderung hin,“ sagte das Mädchen voller Mitleid mit sich selbst.

Karl blickte sie starr an.

„Glauben Sie so etwas?“

„Ich glaube nicht — ich fühle,“ flüsterte Mia. „Ich fühle alle die Geschöpfe in mir, die ich seit Jahrhunderten war. Das ist so schmerzlich und so beängstigend. Auch oft schön und erhaben. Es ist das Leben. Alles andere ist nichts.“

„Nein — nein —“ sagte Karl gedankenvoll. „Das Wirkliche ist doch etwas. Formen und Farben sind etwas. Sie haben doch einen Sinn für sich, ein Leben . . . Wenn man's nur fassen könnte.“

Er drückte in einem plötzlichen Anfall von Verzweiflung und von kindlichem Bedürfnis nach Zärtlichkeit oder Mitleid oder Verständnis seinen Kopf, sein Antlitz auf ihr Kleid, das sich um sie her über das Gras und die kleinen Blumen breitete. Thränen liefen ihm aus den Augen und er rührte sich nicht. Sie spielte freundlich mit seinem langen, buschigen Haar.

„Du bist auch ein krankes Seelchen,“ sagte sie.

Er hob den Kopf und blickte sie an. Sein wunderliches, ausdrucksvolles Gesicht war sehr traurig. Stumm nickte er ihr zu.

„Weißt Du —“ sagte sie weich — sich zu ihm beugend, „ich will Dich hinführen, wo Dir wohl wird. Willst Du?“

„Ja.“

„Morgen abend. Heut kann ich nicht. Wenn es dunkel ist. Dann ist es am schönsten. Warte auf mich.“

„Wo?“

„Bei dem alten Turm am Graben.“

„Ja.“

„Aber Du biſt auch dort?“

„Ja — Du!“

Er ſprach das „Du“ feierlich und innig, wie man von neuem Glücke ſpricht.

Gemeinſam ſchlenderten ſie der Stadt entgegen.

Karl vertraute Mia ſeinen Verluſt.

„Siehſt Du,“ ſagte er heftig, „das bringt mich ſo auf: eine Mutter hat doch die Pflicht und Schuldigkeit, zu fühlen, womit ſie einem weh thut. Hat ſie das nicht — von Natur — ja warum, zum Teufel, ſoll ich ſie da überhaupt als meine Mutter anerkennen?“

Mia blickte vor ſich hin.

„Was Du für Anſprüche an die Menſchen ſtellſt,“ ſagte ſie. „Leben laſſen . . . es iſt ja viel, wenn ſie uns nur leben laſſen.“

„So weit biſt Du ſchon?“ fragte er. „Wie alt biſt Du denn? Sechszehn — nicht wahr?“

Sie lächelte, und war ihr Ausdruck vorhin geheimnisvoll glücklich geweſen, ſo meinte Karl nun, noch nie ein junges Geſchöpf ſo weh und hoffnungslos haben lächeln ſehen.

„Von den Eltern könnten wir doch mehr verlangen,“ ſagte er mit der ihm eigenen Beharrlichkeit, nicht von einem Thema zu weichen, das ſeine Gedanken beſchäftigte.

„Die ſind uns die Allerfernſten,“ antwortete

Mia. „So fern — so fern ... Es giebt nichts, das sich fremder wäre, als Eltern und Kinder."

„Das ist aber sehr traurig." Dabei dachte Karl etwas geringschätzig an Mias Eltern. Nun gut — das waren brave Bernhardshausener Bürger, die nie über den Horizont ihres engen Daseins hinausgeblickt hatten. Daß die ihre Tochter nicht verstanden, war am Ende begreiflich. — Aber seine Mutter — Donnerwetter, das war doch eine andere Frau ... Er stellte sich ihre Persönlichkeit vor und ein Gefühl von Stolz, der seltsam mit Haß gemischt war, schwellte ihm das Herz.

„Ich führe Dich morgen zu einem guten Manne," sagte Mia. „Ich erzähle Dir aber nicht von ihm, Du mußt ihn sehen."

„Nur zu!" Karl fühlte sich froh und erleichtert, weil er sich ausgesprochen hatte.

Er wandte seine Augen wieder auf Mia. Er mußte sie studieren, sie ganz und gar kennen lernen.

Der seidene Shawl auf ihrem Haupt hatte sich gelöst und hing ihr über Schultern und Nacken. Den Hut trug sie in der Hand. Sie schien nicht zu bemerken, daß sie besonders aussah und die Leute, die ihnen begegneten, ihr mißbilligend oder lachend nachschauten. Karl gefiel das gut an ihr.

Leise vor sich hinpfeifend, kam er, nachdem er sich von Mia verabschiedet hatte, an einem Blumenladen vorüber, in dessen Fenster eine japanische Lilie stand. Er trat ein, sie für seine Mutter zu kaufen.

Er hatte das Bedürfnis jemandem eine große Freude zu machen.

* * *

Am nächsten Abend stand er rechtzeitig bei dem alten Turm und wartete auf Mia. Der Turm hatte einmal zu den Befestigungen Bernhardshausens gehört, Reste der alten Ringmauer zeigten sich noch hier und da zwischen den Häusern. Auf ihrem breiten Rücken waren kleine Gärtchen angelegt. Über die altersgrauen Steinmauern hingen grüne Weinranken, aus leichten Lauben schauten lachende junge Gesichter, und es blühte und duftete dort oben von Rosen und Jasmin. Die Straße, die an der Mauer entlang führte, hieß noch jetzt der Graben. Hier stand auch das Haus des Staatsrats Wöhler. Oben in dem hängenden Gärtchen aß man zu Abend.

Karl setzte sich auf eine der Bänke, die zwischen Rasen und Blumenanlagen vor dem alten Turm standen, und schaute aufmerksam hinauf. Um ihn her spielte eine Horde von Schulknaben, die plötzlich aus einem nur ihnen bekannten Grunde den Graben hinunterliefen.

Nun wurde es still auf der Straße. Karl hörte das Kichern von Mias jüngeren Schwestern. Er sah den Staatsrat aus der Veranda treten und mit zwei Damen in ruhigem, würdigen Gespräch im Garten wandeln. Die eine Dame strickte dabei und das Garnknäuel hüpfte in dem Körbchen an ihrem Arm auf und nieder. Man schien Gäste dort oben zu

haben und Karl dachte schon, Mia könne wohl nicht kommen. Da stand sie neben ihm, er hatte über dem Denken an sie nicht gesehen, wie sie aus der Thür getreten war. Sie reichten sich die Hände.

„Du hättest mich auch abholen können," sagte das Mädchen unbefangen. „Dann wäre ich eher fortgekommen."

„Ich wundere mich schon, daß man Dich überhaupt fortließ, wenn Ihr Besuch habt."

Mia machte eine wunderliche Bewegung, als schüttele sie etwas von sich. „Sie können mich nicht halten. Ach, was ist das alles . . . Komm nun. Kennst Du die Spinnmühle im Park? Dahin müssen wir."

Sie schritten aus und sprachen klug miteinander. Dazwischen kamen sie ins Lachen über die eigene Weisheit. Sie hatten beide einen scharfen Sinn für das Kuriose.

Karl blickte unverwandt auf Mia. Ihr Gesicht zog ihn seltsam an.

— Es war ein linder, wolkenschwerer Abend. Auf der Allee unter den breiten, dichten Kastanienkronen lag schon die Dämmerung. Man hörte ein leises Rieseln. Es begann zu regnen, aber die Tropfen konnten das Laubdach noch nicht durchdringen, sie befeuchteten es nur und weckten einen frischen, kühlen Duft.

Die Spinnmühle lag wohl eine Viertelstunde von der Stadt entfernt in den Wiesen am Flusse, dort, wo er das brausende, rauschende Wehr bildete.

Sie wurde schon längst nicht mehr zu gewerblichen Zwecken benutzt. Leer standen die großen Arbeitssäle mit den unzähligen, zerbrochenen, verstaubten Fensterscheiben. Die Spinnen zogen ihre grauen Gewebe über das erblindete Glas. Bernhardshausen war kein Ort, wo die Industrie eine gute Stätte fand.

Aber aus einem kleinen Häuschen, das aus dem großen, öden Gebäude herauswuchs wie ein grüner Zweig aus einem toten Baumstrunk, schimmerte Licht zwischen bunten Gardinen hervor. Mia zog die Klingel.

Die Thür öffnete sich, ohne daß jemand erschien. Oben hatte wohl ein Fuß auf eine Drahtleitung getreten.

Mia faßte Karl bei der Hand.

„Ich will Dich führen," sagte sie freundlich und leitete ihn eine Treppe hinauf. Dann öffnete sie eine Thür, blickte hinein, nickte jemand, der sich im Zimmer befinden mochte, zu, und schloß die Thür wieder.

Sie führte Karl nun durch ein sehr niedriges Gemach, in dem eine grüne Ampel brannte, und das mit vielen orientalischen Teppichen behaglich, ja kostbar ausgestattet war. Dann mußte man durch eine Tapetenthür und wieder eine Menge Stufen hinabsteigen. Hier standen sie nun in einem hohen, kahlen Raum, in dem es nach Staub und Sägespänen roch.

Karl konnte im ersten Augenblick wenig mehr

als graue Dämmerung erblicken. Dann unterſchied er eine hohe Geſtalt, die, in einen weiten, dunklen Mantel gehüllt, am offenen Fenſter ſtand. Von dort wehte die duftende Regenluft ihnen entgegen, und ſie hörten das Wehr rauſchen.

„Iſt es Maja?“ fragte der Mann langſam und müde.

„Ja, Lieber. Ich bringe ihn, von dem ich Dir ſagte.“

„Das iſt gut. Das iſt ſehr gut. Seien Sie willkommen, mein junger Freund. Menſchen, die der Wahrheit nachſtreben, ſind immer Freunde. Das meinen Sie doch auch?“

Karl bejahte energiſch. Der ſeltſame Mann ſtreckte ihm aus den Falten ſeines Mantels eine wachsgelbe Hand entgegen. Aus der finſteren Kapuze ſah Karl ein blaſſes hageres, durchfurchtes Antlitz leuchten, von dem man nicht recht unterſcheiden konnte, ob es einem Greiſe oder einem Jüngling angehörte.

„. . . Wie der Schaum da unten in der Dunkelheit glänzt,“ ſagte Mia, die ſich aus dem Fenſter gelehnt hatte.

„Als Schaumgebild betrachte dieſen Körper,

„Erkenne wohl ſein trügeriſches Daſein,

„Zerbrich des Todeskönigs Blumenpfeil,

„Entſchwinde dem Bereiche ſeiner Herrſchaft,“ murmelte der Mann.

Und alle drei blickten ſchweigend hinab auf die ſtürzenden, brauſenden, giſchtaufſprühenden Waſſer.

Eine lange Weile. Plötzlich schauderte Mias Freund heftig zusammen.

„Du wirst kalt, lieber Meister," sagte das Mädchen bangerschrocken.

Karl fand, daß in dem Raume eine staubige, trockene Hitze herrschte, die nur wenig durch die feuchte Wasserluft gemildert wurde. Aber der Mann trat zurück, zog die Kapuze noch tiefer über die Stirn und hüllte sich fröstelnd ein.

„Laßt uns gehen, meine Kinder," sagte er. „Wir sind nicht in Indien, wo die kleinen Hindumädchen nackt am Strom des Ganges kauern . . ."

Sie kehrten in das niedere, teppichverhangene Gemach zurück. Der Mann warf seine Kapuze in den Nacken und legte sich in den Polstern eines orientalischen Divans malerisch zurecht. Karl bemerkte nun, daß sein langes Haar nicht grau war, sondern von einem farblosen, seidenartigen Blond. Mia, die er Maja nannte, holte mit ihren leisen, weichen Bewegungen Cigaretten und bediente ihn demütig.

„Rauchen Sie nicht?" fragte er Karl. Dem war das Rauchen noch ein verbotener Genuß, welcher zu Haus ein wildes Entsetzen hervorgerufen haben würde. Er nahm eine Cigarette und rauchte sie ungeschickt und feierlich. Mia kauerte am Boden, die Hände ums Knie geschlungen.

„Wo waren wir?" fragte der seltsame, blutleere Mann mit dem durchfurchten, leidenden Antlitz.

„Bei dem Ernſtkapitel," ſagte Mia und ſah erwartungsvoll und frohgeſtimmt zu ihrem Freunde auf.

„Wiſſen Sie etwas von den indiſchen Weisheitsbüchern — den Dhammapadam?"

„Nein," ſagte Karl, „nichts, als was man eben ſo vom Buddhismus hört . . ."

Der Mann lächelte und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Das iſt eine Kultur," ſprach er langſam. „Wie vornehm, wie ſtill in ſich vollendet gegen unſre abſcheuliche, rohe, barbariſche Welt, die ſich die civiliſierte nennt."

Karl lauſchte geſpannt und erregt.

In ſeinen faltigen Mantel gehüllt, matt, wie von tiefem, ſchwerem Kummer ausgezehrt auf dem Divan ruhend und das Zimmer mit den blauen Dämpfen ſeiner Cigaretten füllend, begann Mias Freund die Welt des fernen Aſiens vor den beiden jungen Menſchen lebendig zu machen: Jene Welt der unermeßlichen Dickichte, der ſchwülen Blumendüfte, der gelben, ſtillen Ströme, der Bäume mit ihren phantaſtiſchen Luftwurzeln, von denen nackte Büßer ſich allmählich einſpinnen laſſen, erſtarrt in weltabgewandten Träumereien, Qualen- und Todesüberwinder, jene Welt, in der aus üppiger, wilder Sinnengier wie eine grandioſe weiße Lotosblüte die Religion der unendlichen Güte, der vornehmen Entſagung, der ſtillen, reinen Seelen-Verſunkenheit emporſtieg.

Während er redete, horchte Karl einige Male auf

fernes Lachen, dem ein Poltern, Geſchrei und Schelten folgte. Der Meiſter fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und ſeufzte. Karl vergaß die Störung ſchnell, berauſcht von all dem Neuen, das er gierig in ſich aufnahm.

Nachdem der Meiſter ſie freundlich entlaſſen hatte, wobei er Karl die Hand drückte und Mia auf die Stirn küßte, als die beiden hinaustraten in die Sommernacht, fragte Karl: „Was bedeutete das Geſchrei, das wir ein paarmal hörten?“

„Es waren die Kinder von Dr. Fahrenhorſt, die ſich prügelten.“

„Wie kommen die aber hierher?“

„Ja — ſie wohnen doch bei ihrem Vater.“

„Dr. Fahrenhorſt war der Mann, den wir beſucht haben?“

„Ja.“

Karl verſank in ſtummes Staunen. Der indiſche Weiſe hatte Kinder — Kinder, die ſich prügelten.

V.

Die größte Strafe, die Karl auferlegt werden konnte, geſchah ihm, wenn Frau Bürgelin ſeine Begleitung für das Theater beanſpruchte. Sie glaubte ehrlich, ihm damit eine rechte Freude zu machen. Denn ſorgfältig überlegte ſie, und wählte ein Stück, von dem er ſicher Genuß haben mußte, eine von den ſchönen klaſſiſchen Tragödien, die in Bernhardshauſen beſonders gut dargeſtellt wurden. Und er hätte wohl auch Freude daran empfunden, wenn er ſich irgendwo im Parkett auf den Stehplätzen hätte herumtreiben, kommen und gehen können, wie es ihm gefiel.

Aber Toilettemachen — ſeine Kravatte, ſein Haar ſaßen nie, wie ſie ſitzen ſollten, immer mußte noch daran herumgezupft werden — und dies Hinfahren im geſchloſſenen Wagen, denn ſeine Mutter litt neuerdings viel an Geſichtsſchmerzen und fürchtete ſich deshalb vor der Abendluft — dies Stillſitzen in der erſten Reihe des Balkons, vom Gaslicht beſtrahlt, ſo daß man nicht mit der Wimper zucken konnte, ohne vom ganzen Publikum mißbilligend

oder wohlwollend beachtet zu werden — dies Aufstehen und sich Verneigen, wenn der Herzog in der Mittelloge erschien — dieses Begrüßen von Fräulein von Kalb, Fräulein von Klingenberg, Fräulein von Wolzogen und wie die Damen alle heißen mochten, die um ihn herfaßen — das unbehagliche Bewußtsein, daß er, der Schüler, eigentlich von rechtswegen gar nicht an diesen exponierten und vornehmen Platz gehörte, und daß von ihm erwartet werde, als ein liebenswürdiger Weltmann in den Zwischenakten seine Mutter zu unterhalten, diese Fülle von Pflichten, die mit dem Genuß verbunden waren, machten ihn für Karl beinahe unerträglich. Sein an stete Bewegung und freie Luft gewöhnter, in der heftigsten Entwicklung begriffener Körper wurde förmlich von einem nervösen Fieber erfaßt. Es war auch in der Frühlingszeit erstickend heiß in dem kleinen Theater, das Blut sauste und klopfte Karl in den Ohren, es führte förmlich ein Separatkonzert in seinem Hirn auf, bis die Schläfen ihn zum Zerspringen schmerzten. Und eine Unruhe bekam er in die Glieder, daß er geradeswegs hätte mögen über die Brüstung ins Parkett springen und dort mit Händen und Füßen um sich schlagen. Dabei hieß es natürlich still sitzen, von halb sieben bis zehn Uhr. Frau Bürgelin fand es gewöhnlich und ungesund in den Zwischenakten hinauszugehen, da das Theater kein Foyer besaß und man nur in dem engen zugigen Gange vor den Logen herumstand. Es war entsetzlich. Karl wußte, wie empfindlich seine Mutter war, wenn sie ihren

Söhnen eine Freude bereiten wollte und man sie nicht als eine solche empfand. Darum litt er lange schweigend. Aber er begann alles zu verabscheuen, was mit dem Theater zusammenhing — die Stücke sowie die Schauspieler.

Endlich machte er einmal Mademoiselle Aubert zur Vertrauten seiner Qualen. Seitdem wurde er nur noch selten von seiner Mutter aufgefordert. Mademoiselle wußte immer, wenn Frau Bürgelin auf den Gedanken kam, Karl mit sich zu nehmen, die allerklarsten und allerverständigsten Gründe, weshalb er gerade an diesem Abend zu Haus bleiben müsse. Und im Grunde hatte Frau Bürgelin die Begleitung von Dionys ja auch weit lieber.

* * *

Der Baron Perneberg wagte es und ließ den Tristan aufführen: Ein Unternehmen, welches schon seit langer Zeit zwischen ihm und dem ersten Kapellmeister erwogen und geplant war — und dann hatten beide Männer doch stets vor der Ausführung des gewaltigen Werkes bei den bescheidenen Kräften ihres Theaters gezagt.

Endlich gab Doris Rüder den entscheidenden Anstoß. Sie drang immer ungestümer in ihren Chef, sie die Rolle der Isolde singen zu lassen. Man durfte hoffen, daß sie eine würdige Vertreterin sein werde. Für den Tristan war ein fremder Gast gewonnen, Orchester und Dirigent setzten ihr bestes Können ein.

Seit Wochen lebte Doris nur noch ihrer gewaltigen Aufgabe. Mit der leidenschaftlichen Begeisterung ihres energischen Temperaments erfaßte sie die Gestalt der irischen Königsmaid und machte sie sich zu eigen.

Das Ringen mit dem strömenden, brausenden Tönemeer, das siegreiche Bezwingen seiner mächtigen Wogen, auf daß sie dem Willen der Sängerin gehorchten, und der Meerwind jauchzend mit ihren Schleiern zu spielen schien, daß Haß und sehnende Rachewut den starken Erlösungsschrei fanden, daß Liebeswonne und höchste Not in ihrer Stimme, in ihren Bewegungen, in ihrem Blick einen großen und echten Ausdruck gewannen — das war Glück, war Daseinsgenuß, war ein wochenlanger, herrlicher Rausch.

Und es gelang.

Ihre Stimme bewährte sich als eine gesunde Kraft, sie behielt Fülle und Wohlklang bis zum letzten Ton. Ihre Darstellung war eins mit ihrer Gesangsleistung. Ihre Erscheinung war umwoben von dem Hauche eines großen Schicksals. Sie hob sich aus der Schablone des guten Schauspielertums, der Bühnenroutine hinaus in jene Sphäre, wo die unsterbliche Wahrheit wohnt, die sich hin und wieder in einer Dichtung, einer Musik, einem Bildwerk offenbart und des Lebens höchste Schmerzen, seine tiefste Lust uns Menschen deutet.

Isoldens Sehnsucht an diesem Abend war ewige Menschensehnsucht. Ihre Liebesklage war die Klage, die durch die Jahrtausende tönt.

Sie war nicht mehr Doris Rüder, die tüchtige Sängerin. Sie spielte und sang, von einem Dämon getrieben, der stärker war als sie selbst in dem gewöhnlichen Durchschnittsmaß ihres Könnens. So hatte der Genius, in dessen Diensten sie stand, auf sie eingewirkt.

Und so ursprünglich war das, was sie gab, daß es bei einem Teil des Publikums Befremden, bei einem anderen Staunen, zum Teil sogar Entrüstung weckte.

Der Intendant kam bleich und zitternd hinter die Coulissen und drückte ihr stumm die Hand. Der fremde Gast machte seiner Begeisterung etwas geräuschvoller Luft und sprach von einem Engagement an einer wirklich großen Bühne, nach Hamburg, Berlin oder München . . .

— — Doris war lange aufgehalten worden. Der Herzog hatte mit ihr geredet, ein paar Familien, ein kunstliebender Kammerherr mit seiner Frau, eine reiche Witwe, die sie protegierte, hatten vor der Garderobe auf sie gewartet und sie mit wohlgemeintem, aber etwas banalem Lobe übergossen. Nun hatte sie alles abgeschüttelt und fuhr allein nach Haus. Sogar die gute Frieda, die hilfreiche, bescheidene Freundin, die sie wie jede Bühnenkünstlerin besaß, konnte sie heut nicht ertragen. Sie war über alles Maß erschöpft und doch bebte noch jeder Nerv in wundervoller Aufregung.

Aber daheim . . . . daheim würde vielleicht die Mama inzwischen angekommen sein, die gute Mama mit allem häuslichen Ärger, mit allen jämmerlichen

Sorgen, die sie seit so vielen Jahren umstrickt hielten, daß sie niemals mehr herausfand — auch nicht für eine Stunde. Und Doris saß im Wagen, zitternd vor Furcht, bebend in Angst, daß ihre Mutter, die sie doch liebte wie ein Kind ihre Mutter liebt, sie daheim erwarten würde .... Und sie sollte jetzt, nach dieser That, nach dem intensiven großen Leben der letzten Stunden Geduld und Güte und Freundlichkeit für die ewig gleich bleibenden kleinen Kümmernisse der alten Frau finden ....

Vor ihrer Hausthür stand ein Wagen. Und als sie ihre bescheidene kleine Wohnung betrat, fand sie dort alles glänzend hell. Und Blumenduft schwebte ihr entgegen. Und nicht die Pfarrerin von Griesbach wartete auf sie, sondern Frau Edina Bürgelin. Sie eilte dem glühenden erregten Mädchen mit ausgebreiteten Armen entgegen und schloß sie stürmisch an ihr Herz. Doris lehnte den heißen Kopf an ihre Brust und fühlte, wie die Thränen der fremden Frau auf ihr Haar niedertropften, wie sie ergriffen, erschüttert war, gleich ihr. Sie lag lange still, mit geschlossenen Augen, fühlte sich daheim, fühlte sich verstanden.

Zu erfahren, daß Frau Bürgelin nicht nur eine elegante Weltdame, sondern wirklich die feine Musikkennerin, die Mitempfinderin war, die sie in ihr erhofft, war ein köstliches Erlebnis. Doris ahnte nicht, welchen Eindruck sie selbst in dem Rausch des Erfolges, in dem strahlenden Glück an der eigenen Leistung auf Frau Bürgelin machte.

Lange schwelgten sie in Schwärmerei und Freude

an einander. Da bewegte sich die Decke des Eßtisches, auf dem das bescheidene Mahl noch unberührt auf Doris wartete. Ein brauner Haarschopf kroch unter den grünen Plüschfrangen hervor.

Doris fuhr erschrocken zusammen — auch ein paar blaue Augen tauchten unter dem Haarschopfe auf und eine schläfrige Knabenstimme fragte:

„Mama — gehen wir denn noch nicht nach Haus? Fräulein Rüder muß doch endlich was essen!“

Doris brach in ihr helles, unbändiges, ländliches Gelächter aus. Sie sprang zu dem Tisch und zog Dionys, immerfort lachend, an seinem Haarschopf hervor.

„Mein Bübchen,“ rief Frau Bürgelin, „zum erstenmal in meinem Leben hatte ich Dich vergessen. Fräulein Doris — wenn Sie wüßten, was das heißen will! Das arme Kind . . . Du bist müde, mein Lieber . . .“

„Ich habe sehr schön geschlafen, da unter dem Tisch,“ sagte Dionys einfach.

Doris faßte ihn mit beiden Händen ins Haar und küßte ihn auf den Mund.

„Den Kuß sollst Du nicht vergessen, in ihm küßt Dich die Kunst,“ sagte seine Mutter.

Der Knabe lächelte froh.

„Ich soll Musiker werden,“ erklärte er ein wenig unbehilflich.

„Dann sind wir ja halbe Kollegen,“ scherzte Doris. „Aber höre einmal — Du schläfst, nachdem Du den Tristan zum erstenmal gehört hast?“

„O!“ rief Dionys, schüttelte seine Mähne und zeigte lachend seine prachtvollen Zähne, „deshalb weiß ich doch, was Sie heut abend geleistet haben, Fräulein Rüder! Ich habe Sie lieb darum!“

Er sprang auf sie zu und küßte sie noch einmal, frisch und unbefangen.

„Ihr müßt Freunde werden,“ sagte Frau Bürgelin, die ihnen leuchtenden Auges zugeschaut hatte.

„Wollen wir, mein schöner Griechenjunge?“ fragte Doris.

„Ich bin's zufrieden,“ antwortete Dionys und blickte das bewegte Mädchen freundlich an.

„Ein wertvolleres Geschenk weiß ich Ihnen nicht zu machen, Liebe, Einzige, Große! Ich gebe meinen Sohn in Ihre Hand. Er ist mein höchstes Kleinod. Sie sind es wert — aber hüten Sie es mir gut.“

Doris faßte Dionys bei den Händen und Frau Bürgelin küßte beide.

Dann geleitete Doris ihre späten Gäste mit einem Licht zum Wagen.

Als er die Straße hinabgerollt war, stand sie noch mit der flackernden Leuchte im Thürrahmen, der Nachtwind bewegte die Locken über ihrer Stirn und strich frisch über ihre glühenden Wangen.

— Da habe ich ja ein wunderliches Geschenk bekommen, dachte sie und lachte. Einen Schüler? Ein Kind? Oder einen jungen Anbeter? Was soll ich mit ihm anfangen? — Aber die Frau, die Mutter — das ist eine Errungenschaft! O wie herrlich, wie reich war dieser Tag!

VI.

Karl war jetzt häufig in dem Mauergärtchen von Staatsrats Wöhlers zu finden. Er neckte sich mit Mias jüngerer Schwester Eva und mit deren Freundinnen, jagte sich mit den Backfischen über die Blumenbeete, turnte, schoß Purzelbäume und trieb so viel jungenhaften Übermut, daß Mademoiselle ihn kaum wiedererkannte, als sie eines Nachmittags mit Dionys kam, ihn abzuholen. Ein paarmal rief sie ängstlich und bestürzt ihr mahnendes: Mais Charles! Aber sie beschloß sofort bei sich, daß er im Umgang mit diesen Kindern glücklich sei. Und in der stillen, fast heimlichen Weise, wie sie ihren Willen durchzusetzen verstand, obwohl sie stets die nachgiebige, sich den wechselnden Stimmungen ihrer Herrin klug anschmiegende Gesellschafterin zu sein schien, erzählte sie Frau Bürgelin von dem fröhlichen Treiben bei Wöhlers und ließ durchblicken, die lebhafte kleine Eva gefalle Karl wohl ganz besonders gut. Infolge dessen lud Frau Bürgelin die Wöhlerschen Mädchen mit ihren Freundinnen, den Berglings, öfter in ihren Garten ein. Auch besprach sie mit der Staatsrätin,

man solle unter Mademoiselles Leitung einmal in der Woche zusammenkommen und französisch plaudern.

Frau Bürgelin wäre es ganz gelegen gewesen, wenn Karl für die hübsche Eva Feuer gefangen hätte. Ein siebzehnjähriger Junge muß seine kleine Schwärmerei haben. Sie rechnete darauf, daß er unter dem Einfluß der jungen Mädchen seine nachlässigen Manieren verbessern, seine Person mehr pflegen werde. Und richtig: . . . Den Neckereien der Backfische fiel der lächerlich verfrühte Flaum um Kinn und Wangen, auf den Karl so stolz gewesen, endlich doch zum Opfer.

Man bemerkte nun, daß seine Gesichtszüge im Schnitt an die seiner Mutter erinnerten — allerdings nur wie eine verzeichnete Kopie an ein schönes Meisterbild. Aber man sah jetzt auch den wechselnden Ausdruck von Schalkheit, Ironie und Klugheit um Wange, Nase und Mund des Knaben spielen. Seine Mutter setzte ihm diese Vorteile ruhig und eingehend auseinander und beglückwünschte ihn zu der Veränderung.

Karl machte es Vergnügen, daß er seiner Mutter gefiel. Er bewunderte ihre Erscheinung wie nichts anderes auf der Welt. Zwischen ihr und dem schlanken jungen Märchenprinzen Dionys fühlte er sich oft wie eine Art Kaliban, denn seine Phantasie, die ihm alles in übertriebenen Dimensionen zeigte, spiegelte ihm auch seine Häßlichkeit als etwas geradezu Groteskes vor. Ja, er hatte sich das zottelige Haar um Haupt und Antlitz mit einer gewissen Er-

bitterung wachsen lassen, um diesen Eindruck von etwas Erschreckendem noch zu verstärken.

Mia war die einzige, die mit seinem jetzt konventionelleren Äußern nicht zufrieden schien. „Du sahest mehr aus, wie Du selbst — wie so ein ganz närrischer Kerl . . .“ bemerkte sie.

Da war denn seine Freude an der neuen Erscheinung wieder vorüber.

Alles in allem aber war es eine gute Zeit, dieser Mai und Juni mit seinem fröhlichen Verkehr zwischen den jungen Leuten, seinem Herumtollen in den blütenvollen Gärten, seinen Streifzügen in die Lustschlösser und Parks der Umgegend von Bernhardshausen, unter der gütig-nachsichtigen Obhut von Mademoiselle, und das noch unschuldige, doch schon heimlich erregende Spiel mit der Liebe — die all diesen halbwüchsigen, temperamentvollen Kindern noch ein erschreckendes, anziehendes Geheimnis war.

Frau Bürgelin nahm an den Ausflügen selten teil. Sie litt viel an neuralgischen Schmerzen in der Wange, die sie dem ungewohnten rauhen Thüringer Klima zuschrieb und ertrug, weil sie sah, wie prächtig sich ihre Knaben entwickelten. Sie fühlte auch, wie sie im Verkehr mit der Jugend trotz allen guten Willens eine gewisse Steifheit der Engländerin nicht überwinden konnte, wie ihre Gegenwart hemmend und beklemmend wirkte. In dem frohen jungen Leben um sie her fühlte sie selbst, die doch auch noch Feuer und Kraft in den Adern trug, sich

allein und einsam. Das erregte sie mehr, als sie es sich selbst zugestehen wollte.

Zuweilen, wenn sie die Treppen ihres Gartens hinaufstieg, und vom Spielplatz das Gelächter und Geplauder zu ihr herabtönte, überfiel sie mit heißem Verlangen der Wunsch, es möchte einer der Knaben, der Mädchen in heimlichem Warten nach ihr gebangt haben und in ungestümer Schwärmerei für ihre Person alles um sich her vergessend, zu ihr geflogen kommen. Dionys freilich lief auf sie zu, sobald sie erschien. Sie drückte ihn an sich, liebkoste ihn und führte halb unbewußt vor den andern eine kleine Komödie mit ihm auf, um sie zu reizen und ihnen zu zeigen, wie sehr sie geliebt werde.

Die jungen Gäste küßten ihr ehrfurchtsvoll die Hände. Aber sie störte doch. Und sie hatte den Wink gesehen, den Mademoiselle, die allzeit Aufmerksame, Dionys gegeben. Er war nicht von selbst zu ihr geflogen.

Es that ihr leid, es that ihr wirklich leid, den fröhlichen Kreis durch ihre Übersiedelung nach den Thüringer Bergen zu stören. Aber sie hatte ihre Pläne schon fest bestimmt, das Haus, welches Karl besichtigt hatte, war gemietet worden. Und sie empfand fast eine heimliche Befriedigung, nichts mehr ändern zu können — wie eine kleine Rachsucht gegen die Jugend, die sie so selbstverständlich aus ihren Kreisen ausschloß.

Um diese subtile Rachsucht in sich zu betäuben, lud sie die Wöhlerschen Mädchen wie die Bergling-

ſchen Geſchwiſter herzlich ein, ſie und die Knaben im Thüringer Wald zu beſuchen.

* * *

Mia erſchien nur ab und zu als ein fremder Gaſt zwiſchen der übermütigen Schar. Sehr oft geſchah es, daß Karl, in der heimlichen Hoffnung, ſie zu ſehen, ſich in ihrem Elternhauſe einſtellte und ſie nicht fand. Sie lebte in dem bürgerlich-geſelligen Familienverband ein ſtilles Sonderdaſein. Fragte er ihre Mutter nach ihr, ſo begann dieſe zu ſchelten über Mias wunderliches Weſen, brach dann plötzlich ſeufzend ab und ſchaute traurig ſorgenvoll drein. Karl blieb nichts übrig, als ſich an Eva zu halten, und oft war ſein Übermut nur das Betäuben eines geheimen Schmerzes. Mia hatte doch ſeine Freundin ſein wollen — warum ließ ſie ihn nicht in ihr Vertrauen ein?

Nicht einmal ihr Zimmer kannte er. Es lag im oberen Stockwerk des Hauſes und Eva hatte ihm geſagt, daß Mia es durchaus nicht liebte, wenn man ſie dort aufſuchte. Trotzdem hatte er es einmal gewagt, einzudringen. Es war zu Anfang Mai geweſen, als das Dienſtmädchen ihm eines Tages verriet, das Fräulein ſei zu Haus, ſie habe nicht Luſt, herunter zu kommen, weil Beſuch bei ihrer Mutter ſei. Da mache ſie ſich immer davon. Als Karl, oben angelangt, nach leiſem Klopfen die ihm bezeichnete Thür öffnete, drang ihm ein ſtarker Blumenduft entgegen. Rieſenhafte Zweige blühenden Flieders, Schneebälle und

Goldregen standen in irdenen Krügen umher, dunkle Schwertlilien und orangegelbe Kaiserkronen blickten ihm mit ihren feierlichen Blumengesichtern entgegen. Auf einem weißen Fell unter den überhängenden goldenen und blaßlila Dolden lag Mia lang ausgestreckt, die Arme hinter dem Kopf verschränkt und blickte verträumt in die Blumen.

Karl stand atemlos vor Entzücken auf der Schwelle.

Nur ein leises, staunendes Ach kam aus seinem Herzen, das in lauten Schlägen pochte.

Leise auftretend ging er zu Mia und streute die weißen Berganemonen, die er in der Hand trug, über das Mädchen hin. Sie schlug, ohne sich zu regen, die Augen zu ihm auf, schaute ihn fremd an, wie betäubt durch die starken Düfte oder durch ihre irrenden Phantasien.

Er kniete bei ihr nieder, voll Andacht und stillem Glück betrachtete er sie.

Allmählich wurde ihr Auge klarer. Ein Zug von Wehmut, ja von Schmerz schlich unter seinem Blick über ihr braunes Gesicht.

Plötzlich richtete sie sich auf, packte ihn mit beiden Händen in sein dickes Haar, schüttelte seinen Kopf sachte hin und her und rief:

„Du närrisches Seelchen! Du lieber, wunderlicher Mensch!"

Karl zog ihre Hand aus seinem Haar, drückte sie an seinen Mund und küßte ihr dann die Fingerchen — jeden einzelnen.

„Nicht — Du —," sagte sie halb verlegen, halb unbehaglich und versuchte, die Hand frei zu bekommen. Er preßte sie ihr, daß es sie schmerzte. Seine Augen standen unter Thränen, er zitterte am ganzen Leib.

Mia seufzte und schüttelte den Kopf.

Dann erhob sie sich und ging von ihm fort, trat ans Fenster und schaute hinaus. Die Schwalben, die in der Abendsonne um den alten Turm kreisten, schossen jähen Fluges an ihr vorüber. Sie lehnte hinaus und blickte den Vögeln nach.

Karl wagte es endlich, sich ihr wieder zu nähern. Beide schauten schweigend dem anmutigen Fliegespiel zu. Kinderlärm drang von der Straße zu ihnen herauf.

„Siehst Du die beiden Steine, die dort aus der grauen Mauer ragen?" sagte das Mädchen plötzlich.

„Ja."

„Weißt Du, was sie bedeuten?"

„Nein."

„Sie trugen einen Vorsprung mit einer Stein-Brüstung. Da mußten dann die armen Mädchen stehen . . . Und die Leute warfen mit Steinen und faulen Äpfeln nach ihnen. Sie hielten die Kinder an, auch hinauf zu schreien und zu werfen . . ."

„Welche armen Mädchen?" fragte Karl zerstreut.

„Weißt Du — die — die . . . Ach, Du weißt ja doch."

„Das waren grausame Zeiten," sagte Karl verwirrt und beklommen.

„Die Menschen sind noch ebenso grausam heut .... Und niemand weiß doch, was so ein armes Dingchen trieb ... Wie sie sich geängstigt haben muß, da oben zu stehen, angebunden, und alle die bösen Blicke ertragen zu müssen, so ein armes, armes Geschöpfchen ..."

„Denk nicht an so etwas," bat Karl.

Mia schaute noch immer hinaus. „Doch," sagte sie leise, „ich muß immer daran denken, jeden Tag, wenn ich hier am Fenster stehe. Immer, immer. Was die Liebe alles erträgt!"

Sie wandte sich in das Zimmer zurück, ihr junges Antlitz, ihre ausdrucksvolle Gestalt waren von einem geduldigen Schmerz gezeichnet.

Karl blickte sie an und hätte sie gern verstanden. Er trug das Schwere mit ihr, und wußte doch nicht, aus welchem Grunde es entsprang.

„Man muß die Liebe doppelt lieben, wenn man darum leidet," murmelte er.

„Komm, wir wollen hinuntergehen," sagte Mia ruhig.

„Warum?" fragte er leise. „Es ist so schön hier."

„Ach, sie werden böse, wenn ich immer hier oben stecke," sagte Mia.

„Thust Du die Blumen, die ich Dir brachte, nicht ins Wasser?" fragte Karl mit sanftem Vorwurf, als sie durch das Zimmer gingen und er die weißen Glocken verstreut auf dem braunen Fußboden liegen sah.

„Du hast recht. Was bin ich für ein vergeßliches Dingchen! Zu gar nichts nutz!“ Sie suchten gemeinsam die Blumen auf und Mia ordnete sie zu andern Blütenzweigen in einen der dunkelgrünen Krüge. Karl empfand eine unbestimmte Enttäuschung, einen leisen Kummer. Sie hätte seinen Blumen einen gesonderten Platz gönnen dürfen. Aber er sagte nichts und verabschiedete sich schnell und einsilbig.

* * *

Karl ging öfter in die Spinnmühle zum Dr. Fahrenhorst. Nicht immer fand er den indischen Philosophen allein. Als er zum zweitenmal, auch wieder von Mia aufgefordert, bei ihm eintrat, sah er ihn mitten in einem großen Kreise von jungen Leuten, die lachten und schwatzten, und allerlei Allotria zu treiben schienen, dem der Gelehrte gedankenvoll zuschaute. Er nahm Karl bei der Hand und führte ihn zu einer kleinen unruhig umherblickenden Dame, die Karl als „den jungen Freund ihres Mannes“ ein wenig zerstreut begrüßte.

Mit der übrigen Gesellschaft konnte sich Karl bekannt machen, so gut er es vermochte, niemand hielt für nötig, ihn vorzustellen. Er fand schließlich, daß ein Teil derselben aus den Töchtern und Söhnen des Dr. Fahrenhorst bestand. Ein junger Mann mit einer sehr tiefen, volltönenden Stimme, an deren Besitz er sich sichtlich erfreute, stand mitten unter der grünen Ampel und deklamierte mit Pathos

ein unverständliches Gedicht. Ein anderer Jüngling sprang, als er kaum geendet, mit einem „Erlauben Sie mal“ auf ihn zu, das Werk zu kritisieren. Das schien der erste sich nur ungern gefallen zu lassen, und sie stritten unter der Ampel mit lauten Worten und heftigen Gebärden.

Plötzlich wurden sie von der wilden Musik einer Geige übertönt. Ein Mädchen war auf einen Tisch gestiegen und verübte von diesem erhabenen Standpunkt aus mit erstaunlicher Virtuosität einen rasenden Csardas. Die laute Unterhaltung der übrigen ging aber unverändert ihren Gang, obschon der Dr. Fahrenhorst ein paarmal in die Hände schlug, um Ruhe zu gebieten. Er lagerte wieder in seinen Mantel gehüllt und von Kissen unterstützt, auf seinem Divan. Mia saß still auf einem Schemelchen ihm zu Füßen.

Seine Frau kam mit kindischen, vogelartigen Bewegungen des Kopfes herbei und erzählte affektiert, der Braten, den es hatte geben sollen, sei einmal wieder nicht aus der Stadt gekommen. Jedes der halbwüchsigen Mädchen und Knaben wurde gefragt, wer ihn beim Fleischer bestellt hätte. Es fand sich nun, daß keiner ihn bestellt hatte.

„Dann essen wir etwas anderes,“ sagte Dr. Fahrenhorst gelassen. „Man sollte dem Essen nicht so viel Wichtigkeit beilegen.“

Der glückliche Besitzer der tiefen Stimme und des erhabenen Pathos erklärte sich bereit, Nahrungsmittel zu suchen. Die Hausfrau brach darüber in ein

helles Gelächter aus und ſetzte ſich neben ihren Gatten auf den Divan, indem ſie nach türkiſcher Art die Beine unterſchlug. Alles ſtürmte ſchreiend und lachend hinaus, und brachte durcheinander angeſchleppt, was in Küche und Keller an Lebensmitteln aufzutreiben war. Karl beteiligte ſich mit Feuereifer an dieſem Beutezug. Er ſchleppte zwei Töpfe mit Pflaumenmus herbei. Ein anderer entdeckte mehrere ſaure Gurken, ein vierter kam mit Brot und einer Düte Zucker. Der Pathetiſche ſchwenkte an einem Flügel triumphierend einen zur Hälfte abgegeſſenen gebratenen Hahn. Wein- und Bierflaſchen gab es auch, und die Krone bildete eine reich garnierte Hummermayonnaiſe, welche fertig hergerichtet auf dem Küchentiſch geſtanden hatte.

Alle die verſchiedenartigen Speiſen wurden, nachdem der Eßtiſch mit vielem Hallo beiſeite gerückt war, auf den Fußboden geſtellt, einige Teller und Gabeln gab es auch, aber zu wenig. Man lagerte ſich in maleriſchen Gruppen und begann zu ſchmauſen, was man gerade erreichen konnte: Pflaumenmus und Hummermayonnaiſe oder Brot und Zucker und ſaure Gurken. Um den Hahn entſpann ſich ein Kampf, bis der Pathetiſche, der zwar Dichter war, aber daneben noch Medizin ſtudierte, erklärte, ihn nach den Regeln der Anatomie zerlegen zu wollen, wobei er denn mit großer Feierlichkeit die fleiſchloſe Hälfte des Gerippes an die ihn Umdrängenden austeilte, für ſich aber die andere Hälfte behielt, die er trotz allgemeiner Empörung verzehrte.

Man trank sich gegenseitig die Biergläser aus, man schüttete vor Lachen Wein über Kleider und Fußboden. Schließlich ergriff Karl, der von der allgemeinen Raserei angesteckt wurde, die zierliche Geigerin mit dem blassen, schon seltsam verwüsteten Gesicht um die Taille, und begann mit ihr einen Galopp um die Reste der ungeregelten Mahlzeit. Gläser zerbrachen, Teller wurden zertreten, es gab nur Anlaß zu neuem Gekreisch und Gelächter. Jemand stürzte im Nebenzimmer zum Klavier, alles sprang, hüpfte, schwenkte, wirbelte, wie es Platz fand, durcheinander.

Dr. Fahrenhorst lehnte gegen eine weiße Thür, von der sein seidenschimmerndes Haar sich abhob wie ein bleicher Heiligenschein. Sein schmales, feines, kränkliches Gesicht, das nicht jung und nicht alt war, spiegelte die übermütige Lust um ihn her nicht wieder. Mia stand neben ihm, hielt seine Hand und tauschte ab und zu ein leises Wort mit ihm. Sie hatte es abgelehnt, zu tanzen. Karl hörte im Vorüberfausen, wie Dr. Fahrenhorst zu ihr sagte: „Das subjektive Bewußtsein des Ich ist die Welt."

* * *

Aufgeregt, förmlich berauscht kam Karl nach Haus. Das war ein anderes Vergnügen gewesen, als wenn seine Mutter ihnen junge Mädchen einlud und in einem Fauteuil dabei saß, um sich am Frohsinn der Jugend zu ergötzen, während man Pfänderspiele spielte oder umherstand und Konversation machte.

Es kam da ein ganz fremder, unnatürlicher Ton zwiſchen ihn und ſeine guten Freundinnen. Ihm war, als ſei heut etwas in ſeiner Bruſt frei geworden, etwas Wildes, Tolles, ein Hang zu zügelloſer Luſt, den er noch nicht in ſich gekannt. Während des Herumtobens hatte er die kleine Geigerin auf ihre vom Tanze rotglühende Wange geküßt — ohne ſich etwas zu denken — nur ſo gerade hin. Dann hatte er, über ſich ſelbſt entſetzt, auf Mia geblickt. Sie hatte es nicht geſehen und er ſchämte ſich fürchterlich. Aber er war trotzdem ſtolz auf ſeinen Mut und ſeinen Leichtſinn. Er begleitete Mia ſpäter nach Haus, hinter ihnen ging die Köchin von Staatsrats. Karl ſprach kaum ein Wort, zuweilen blickte er ſcheu auf Mia. Eine Sehnſucht, ja ein heftiges Verlangen war in ihm erwacht, das keine Ähnlichkeit mehr hatte mit dem Gefühle ſtiller Andacht, das er bisher vor ihr empfunden. Er war beſtürzt über ſich ſelbſt.

Es war Erleichterung, als er Mia verlaſſen durfte und allein blieb.

Nach einer Nacht voll reizender Träume und wirrer Phantaſien lief er um fünf Uhr hinaus in den Morgenduft und Tau. Er lief vier Stunden lang über die Felder nach Buchenrode und kehrte dann müde, erſchöpft, in Schweiß gebadet nach Haus zurück, zum Entſetzen von Pauline, die derartige Extravaganzen durchaus nicht liebte. Beſonders, wenn ſie mit der Forderung einer Mahlzeit zu irgend einer ungewöhnlichen Zeit ſchloſſen.

VII.

Das Haus im Dambachgrund, das Frau Bürgelin für ihren Sommeraufenthalt gemietet hatte, lag am Eingang eines bewaldeten Bergkeſſels, den, durch ſchöne Wieſen plätſchernd, ein helles Wäſſerchen belebte. Weiterhin verengte ſich der Keſſel zu einem Thal mit kühnen, rot, ſilbergrau und ſchwefelgelb ſchillernden Felsgebilden, die phantaſtiſch und gefährlich über dem Wege hingen. Die Dorfſtraße ſtreckte ſich hinaus in die Ebene, in der Wieſen und Haferfelder mit einzelnen Stückchen Tannenwald wechſelten. Dambachsgrund war noch kein Modebad, es beſaß nur ein einziges ländliches Gaſthaus, in dem ſeine Sommerfremden, ſparſame Familien mit vielen Kindern, gern vorlieb nahmen. Frau Bürgelin hatte das ganze Bauernhäuslein gemietet, Pauline mußte die Woche einmal bis zweimal nach der Stadt hineinfahren, um die nötigen Lebensmittel zu beſchaffen. Frau Bürgelin hätte die gewohnte Koſt nicht entbehren mögen. Schon vor den Gäſten aus Bernhardshauſen traf eine Landsmännin aus Schottland ein. Miß Haſtings hatte ſich Frau Bürgelin in einer ſehr kritiſchen Zeit ihres Lebens als Freundin bewährt. Sie war die Erſte aus dem vornehmen Londoner Kreiſe geweſen, die ſie beſuchte, nachdem ſie den „damned foreigner“ geheiratet hatte. Miß Haſtings ſprach bei ihren Verwandten

mutige und tapfere Worte zu ihrer Verteidigung. Und wenn Sir Allandice der Schwester endlich den romantischen Streich verzieh, so war es nicht zum mindesten das Werk von Miß Hastings. In diesem Bemühen verband sich christlicher Liebeseifer seltsam mit einer beinahe heidnischen Schwäche, die Miß Hastings für die Schönheit empfand. Einen Mann zu bewundern — oh — shocking — — niemals, niemals! Sie fand Männer auch nicht schön. Aber sich an einer herrlichen Frau, einem süßen Mädchen freuen, das verlieh dem mit so unendlich vielen Pflichten und Selbstüberwindungen angefüllten Leben einen idealen Zauber, einen Hauch von schwelgerischer Poesie. Und damit auch hier die Moral und ihre Übungen nicht zu kurz kamen, — es galt doch neben der stillen Anbetung der Schönheit den Neid zu ersticken und auch eine gewisse Rebellion gegen den Schöpfer, der so weiche Schultern runden, und andere so eckig modeln konnte, der so weiße Kehlen bildete und anderer Leute Halsknochen so spitz hervorstechen ließ, der so holde Rosen auf reizende Gesichter hauchte, und mancher langen, dünnen Nase, manchen langen, dünnen Wangen ein so hartes, bläulich-rotes Kolorit verlieh.

Frau Bürgelin und Miß Hastings hatten in ihrem Denken und Meinen nicht ein einziges Gebiet, auf dem sie übereinstimmten. Am meisten aber stritten sie über religiöse Fragen. Beide Damen waren Nachkommen jener starren Genossen Oliver Cromwells, die mit dem Schwerte unter den Feinden und Gegnern ihres Glaubens gewütet hatten. Der

alte puritanische Schlachtruf: Hie Schwert des Herrn und Gideon hatte sich auf den Lippen von Frau Bürgelin in das Feldgeschrei: „Hie Freiheit und Atheismus" verwandelt. Aber tolerant hatte die Freiheit sie nicht gemacht. Wenn sie die Macht besessen: auch sie hätte Klöster im Flammen aufgehen und Priester an die höchsten Bäume knüpfen lassen.

Miß Hastings war die Stillere, aber eigensinnig und hartnäckig auf ihrem Vorsatz beharrend, die bewunderte Freundin dem Himmel zuzuführen. Um dieses Endzieles willen begann sie immer und immer wieder, trotzdem sie wußte, daß dann Edina, von ihrem heftigen Temperament hingerissen, selbst die Pflichten der Gastfreundschaft vergaß, sie geistig mißhandelte, Blasphemien ausstieß, sie verhöhnte und beleidigte.

Waren die Damen friedlich zu einem Spaziergang miteinander ausgewandert, so kehrten sie sehr oft auf verschiedenen Wegen heim, jede verschloß sich in ihr Zimmer, keine erschien bei der Mittagstafel.

Dionys berichtete stets mit derselben ehrfurchtsvollen Gelassenheit von den immer so seltsam zu gleicher Zeit auftretenden Migränen der Damen. Karl lachte und spottete, bis es ihm Mademoiselle sanft verwies. Die stille Französin hatte Einfluß über ihn, weil er sah, daß ihre Stellung im Hause keine leichte war, und weil er ein heimliches, niemals ausgesprochenes Verständnis für seine schwierige Lage bei ihr fühlte.

Eines Sonnabends sollten Berglings und Wöhlers endlich kommen, um über den Sonntag zu

bleiben. Zwei Wagen waren bereit, die Gäste nach dem Dambachgrund zu führen. Karl stand auf dem Perron, den breiten Binsenhut mit einer Habichtsfeder geschmückt, im Knopfloch seiner Leinenjoppe einen dicken Feldblumenstrauß, einen zweiten auf seinem hohen Tannenstecken, so daß er einem ländlichen Freiwerber auf einem Bauernbilde der guten alten Zeit ähnelte.

Schon aus dem Bahnzug scholl ihm ein fröhliches Hallo entgegen. Die kleine Gesellschaft traf unter dem Schutz von Mama Wöhler in fröhlichster Laune ein. Man krähte, bellte, pfiff und heulte zum Willkommen. Doch während alles unter Necken und Gelächter aus dem Wagen sprang — die Berglingschen Jungen die Wälder mit melodischem Jodeln begrüßten, die lustigen Mädchen Karl die Sträuße entrissen, blickte er bestürzt in das geleerte Coupé. Mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung keinen Klang mehr besaß, fragte er nach Mia.

Ja — Mia — ach, das wußte er noch nicht? Die war mit der Familie Fahrenhorst nach Tirol gereist.

* * *

Während die Jugend den Wald durchstreifte, klagte die Staatsrätin Frau Bürgelin ihre Not um Mia — wie Frauen, wenn sie ins Plaudern gekommen, ihre Sorgen austauschen.

Das Mädchen fühle sich so unbefriedigt, und eigentlich habe sie es doch so gut auf der Welt. Vergebens suche sie sie zu geregelter Thätigkeit an-

zuhalten. Aus dem Sophieninstitut sei sie entlassen, weil sie so unbegabt sei. Der Direktor habe gemeint, es verlohne sich nicht, daß sie die Selekta besuche. In der Kleinkinderbewahranstalt, in der Sonntagsschule, wo andere junge Mädchen ihres Alters sich beschäftigten, errege sie nur Anstoß durch ihre wunderlichen Reden, mit denen sie sich überhaupt Feinde mache, so bald sie sich einmal entschließe, den Mund aufzuthun. Und doch sei sie so ein gutes, aufrichtiges und hilfsbereites Kind, seufzte die Staatsrätin, der augenscheinlich gerade diese unverständliche Tochter besonders ans Herz gewachsen war. Viel von ihrem regellosen Kommen und Gehen, gestand sie, müsse vor dem Vater vertuscht werden. Ihr Mann könne das gezierte, absonderliche Gethue nicht leiden. — Die Staatsrätin schwieg hier erschrocken, weil ihr einfiel, daß Frau Bürgelin doch auch ein wenig absonderlich sei — und sie hatte ums Himmelswillen keine Anspielung beabsichtigt. Sie wurde dunkelrot und lächelte verlegen wie ein junges Mädchen. Dieser Ausdruck von unschuldiger Verschämtheit auf dem Gesicht der älteren Frau gefiel Frau Bürgelin. Sie dachte: Bei keiner von ihren Töchtern habe ich ihn je wahrgenommen — aber würde es nicht besser sein, die Frau wäre weniger weltfremd?

Mia flößte ihr keine besondere Sympathie ein, und sie ließ sich sehr von ihrer Empfindung für oder gegen das Äußere der Menschen leiten. Doch nach dem, was die Mutter erzählte, begann sie sich für das Mädchen zu interessieren. Mit leichter

Schadenfreude überlegte ſie, was das gute Kind ſeinen biederen, bürgerlichen, deutſchen Eltern noch für Rätſel aufgeben würde. Frau Bürgelin bewunderte in der Theorie das deutſche Bürgertum und ſeine Tüchtigkeit, ſeine einfache, holzſchnittartige Poeſie, aber wenn ſie im Leben mit ihm zuſammentraf, zuckte ſie doch verächtlich die Lippen über ſeine Geſchmackloſigkeiten und Kleinlichkeitskrämereien.

„Regt ſich bei dem Mädchen nicht vielleicht ein Talent?“ begann ſie anſcheinend ernſt, doch mit dem Schelm im Nacken. „Würden Sie ſie zur Bühne gehen laſſen?“

„Zur Bühne?“ fragte die Staatsrätin beſtürzt.

„Warum nicht — wenn ſie eine große Begabung zeigte? Unſre Rüder iſt, ſoviel ich höre, eine Predigertochter . . .“

„Nun ja — ihr Vater iſt aber ſehr . . . er gehört zu den Freiſinnigen . . .“ ſtotterte die Staatsrätin. „Wir ſind eine kirchliche Familie — o nein — mein Mann würde niemals — niemals . . .“

„Wenn Ihre Tochter einen ernſten Willen bewieſe . . .?“ Doris Rüder ſoll auch harte Kämpfe zu beſtehen gehabt haben — und was iſt ſie dabei für ein friſcher prachtvoller Menſch geworden.“

„Ich will ja durchaus nichts gegen Fräulein Rüder ſagen . . .“

„Ich denke, niemand kann ihr etwas nachſagen?“

„Ach nein, gewiß nicht. Wir ſahen ſie vorhin auf dem Bahnhof mit dem Baron Perneberg . . .“

„Sie fuhren hierher?“ fragte Frau Bürgelin schnell.

„Ich glaube ja. Wenn ich denke, daß Mia je so mit einem Herrn umspringen würde . . .“

Die Staatsrätin schüttelte schmerzlich den Kopf.

„Waren Fräulein Rüder und Baron Perneberg allein?“

„Nein — die Mutter war dabei.“

„Ah — die Mutter war dabei.“ Frau Bürgelin lächelte ein wenig. „Dann kann es doch wohl nicht so ganz schlimm gewesen sein, liebe Frau Staatsrätin.“

„Schlimm meine ich ja gar nicht,“ rief diese ängstlich. „Nur so unmädchenhaft — so burschikos.“

„Nach der Seite haben Sie wohl nichts zu befürchten,“ bemerkte Frau Bürgelin. „Mia scheint mir von ganz anderem Temperament als Doris Rüder.“

„Gott sei Dank,“ kam es aus der Staatsrätin Herzen. „Sie ist ja eher still. — — — — — Sie wollte durchaus nach München oder nach Paris, um die Malerei zu lernen — sie malt so Wandschirme und verrücktes Zeug. Aber mein Mann will nichts davon hören. Er giebt die Töchter nicht gern aus dem Haus. Wenn sie wiederkommt, soll sie Stunden beim Professor Eisenhart bekommen. Nur das Aktzeichnen und so etwas, was die Damen jetzt auf den Akademien betreiben — das geht doch nicht ... — Nein, das geht uns eben wider den Strich.“

„Entweder — oder!“ rief Frau Bürgelin un-

geduldig. Und aufſpringend ſetzte ſie rückſichtslos hinzu: „Laſſen Sie es ſich geſagt ſein, meine Liebe, man kann kein größeres Verbrechen an einem Menſchen begehen, als indem man ihm geſtattet, ſeinem inneren Beruf bis zu einem gewiſſen Grade zu folgen und dann zu ſagen: Bis hierher — nun aber nicht weiter!

Ich habe das durchgekoſtet — ich weiß, was es heißen will. Ich durfte meine Muſik treiben — meine Stimme ausbilden ... Als ich mit heißem Herzen und heißem Verlangen und eiſernem Fleiß die Grenze erreicht hatte, wo die große, echte, die wahrhafte Kunſt beginnt, da hieß es: Die Schweſter von Sir Allandice darf nach dem Diner ein Liedchen ſingen — Künſtlerin werden darf ſie nicht ...“

Sie ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder und rang die Hände ineinander vor leidenſchaftlicher Bewegung.

„Wenn Sie und Ihr Mann einmal keine Künſtlerin zur Tochter wollen — gut — dann verheiraten Sie Mia ſo ſchnell als möglich mit einem braven Manne. Sie wird Kinder haben ... Sie wird keine Zeit mehr finden ...“

„Aber doch nicht ohne Liebe,“ warf die Mutter ein.

„Ja, wenn Sie darauf warten wollen!“ höhnte Frau Bürgelin, „da könnte es leicht zu ſpät werden.“

„Ich möchte nicht, daß meine Tochter ohne Liebe heiratet.“

„Was hat die Liebe mit der Ehe zu thun?“

Jetzt war die Reihe zu bemitleiden an der

Staatsrätin Wöhler. So redet die geschiedene Frau, dachte sie geringschätzig.

Frau Bürgelin verfolgte das Thema nicht weiter.

„Eins wundert mich," fuhr sie fort, „daß Sie Mia mit der Familie Fahrenhorst reisen lassen. Ist dieser Dr. Fahrenhorst ein ganz vertrauenswürdiger Mann zum Umgang für ein junges Mädchen?"

„Dr. Fahrenhorst?" fragte die Staatsrätin. „O gewiß — er ist ja am herzoglichen Archiv angestellt und ist auch entfernt mit uns verwandt."

Die Frau ist doch eine Gans, dachte Frau Bürgelin.

„Er hat nur so ein eigentümliches Wesen," fuhr die Staatsrätin in ihrer Verteidigungsrede fort, „er dichtet nämlich. Man hat hier auch einmal etwas aufgeführt am Hoftheater. Nun — es war nicht sehr schön . . . Aber Mia ist befreundet mit seinen Töchtern, und etwas muß das arme Ding doch haben."

Der Thee wurde gemeldet. Die junge Schar füllte den kleinen Flur des Hauses und drang mit Farrenwedeln und Tannensträußen ins Zimmer. Auch Miß Hastings kehrte mit Feldstuhl und Farbenkasten von einer Skizzentour zurück. Ach — Miß Hastings liebte die Schönheit und die Schönheit liebte sie nicht wieder; sie liebte die Kunst und auch die Kunst liebte sie nicht wieder. Sie malte abscheuliche kleine Aquarelle, welche sie sehr glücklich machten. Und in England, bei ihren Freunden auf dem Lande wurden sie auch allgemein bewundert.

VIII.

Schon in den nächsten Tagen begegnete Frau Bürgelin mit ihrer Freundin auf einem Spaziergang der jungen Sängerin. Sie schritt munter, den Kopf ein wenig zurückgewendet und lebhaft sprechend, auf einem steilen Waldpfad ihnen entgegen. Baron Perneberg und ihre Mutter keuchten ein Stückchen hinter ihr drein.

„Ja, liebes Kind," rief der Baron schnaufend, „wenn Sie glauben, ich könnte Ihren Gründen hier auf diesen verdammt glatten Tannennadeln mit was Geistreichem begegnen, da trauen Sie mir zu viel zu. Hören Sie, ein andermal werden die Frau Pastorin und ich die Führung übernehmen. Was, Frau Pastor? Kinder, Kinder, ist das ein Berg! Ach — Uff —!"

Er sah Frau Bürgelin und zog überrascht den Hut. Doris küßte ihrer Gönnerin die Hand. Einige Worte wurden gewechselt, dann setzten beide Gesellschaften ihren Weg fort.

Aber man traf sich an der Gartenthür von Frau Bürgelins Sommerhäuschen wieder, man traf sich in

der Dorfstraße, auf den Wiesenwegen — den Baron als ständigen Begleiter von Mutter und Tochter.

Frau Bürgelin lud alle drei zum Thee. Die Pfarrerin sagte ab. Doris und der Baron kamen allein, sie unbefangen lustig, er etwas geniert unter Frau Bürgelins beobachtenden Augen. Trotzdem konnte er nicht verbergen, daß er völlig in einem Rausch und Zauber befangen lebte. Doris war frisch und reizend. Unter ihrem kindlichen Schäferhut mit den seegrünen Schleifen bauschte sich ihr blondes Haar weich und lockig um Schläfe und Nacken, goldig funkelnd, sobald ein Sonnenstrahl es traf. Sie verkehrte keck und ländlich derb mit ihrem ältlichen Verehrer, doch hob ein kluger Humor ihr Wesen dann plötzlich wieder in eine höhere, geistigere Sphäre. Frau Bürgelin war kaum weniger bezaubert, als der Intendant. Es kränkte sie, daß, nachdem der Thee genommen war und das Gespräch ernster wurde, ihre Söhne sich entfernten. Warum zeigte Dionys nicht mehr Begeisterung für die junge Sängerin? Das würde manche noch schlummernde Empfindung in ihm wecken. Sie hätte auch Doris die unschuldige Anbetung einer reinen, unberührten Seele mehr gewünscht, als die mühsam zurückgehaltene Glut und Begierde des welken Lebemannes. Dieser Baron war ihr fatal in Doris Nähe.

Ein gewisser Instinkt sagte ihr freilich, daß Doris ihn nicht liebe, daß da in Scherz und Ernst zwei Frauen gegen einen Mann zusammenhielten. Das befriedigte sie. Miß Hastings und Mademoiselle

Aubert erinnerten sich nicht, sie in diesem Sommer schon einmal so lebhaft, so natürlich liebenswürdig gesehen zu haben.

Am folgenden Mittag bemerkte Frau Bürgelin, als sie am Fenster stand, wie Doris wieder allein mit dem Baron über die Wiese hinter dem Hause den Bergen zuwanderte.

Es verdroß sie. Das Mädchen ist unvorsichtig, dachte sie. Möglicherweise thue ich Unrecht, mich für sie zu interessieren.

„Fräulein Rüder wohnt ja jetzt allein bei Aßmanns," berichtete Pauline mit schadenfroher Betonung. „Ihre Mutter ist gestern abgereist."

„So —?" fragte Frau Bürgelin von oben herab, Pauline fühlte, daß sie ihrem vollen Herzen über den Fall nicht weiter Luft machen durfte.

Gegen Abend kam Doris, während Frau Bürgelin in ihrem Zimmer Briefe schrieb, in den Garten. Hier jagte sie sich mit den Knaben auf dem eben gemähten Rasen umher. Sie sprangen über die Heuhaufen, warfen sich gegenseitig in die duftenden Hügel, begruben sich darin, lachten und schrien wie unbändige Kinder.

Frau Bürgelin sah dem Spiel von ihrem Fenster aus eine Weile zu. Ihr Herz wurde wieder warm. Wie lieb sie dieses Mädchen hatte! Es war ein zitterndes, banges Gefühl, etwas Sehnendes, Hoffendes lag darin, ein schmerzliches Begehren nach Gegenliebe, nach Erkenntnis dessen, was sie zu bieten hatte,

nach einem Seelenverständnis, zu dem ihre Söhne noch nicht herangereift waren.

Sie rief hinunter: „Doris — Doris!"

Doris kam angelaufen. Der Hut lag im Gras. Mit beiden Händen hielt sie das sich lösende Haar und suchte es festzustecken, während sie hinauflachte und grüßte. Die Gesundheit glühte ihr in den Wangen.

Atemlos kam sie herauf. Frau Bürgelin zog sie neben sich auf das Sofa. „Lassen Sie doch Ihr Haar fallen — o wie schön, wie schön, diese Fülle, diese Pracht! Welchen Schatz besitzen Sie damit, mein Kind!" Sie spielte liebkosend mit den weichen Locken, sie hüllte Doris ganz ein wie in einen glänzenden Mantel.

Doris lachte fröhlich. Es war doch reizend, solche Frauen zur Bewunderung hinzureißen, dachte sie stolz.

Sie plauderten und Doris erzählte, den Kopf an Frau Bürgelins Schulter gelehnt, daß ihre Mutter durch ein Telegramm zu dem alten Vater gerufen sei, der einen Gichtanfall bekommen habe — sie selbst denke den Rest ihrer Ferien noch im Dambachgrund zu verbringen.

„Und Baron Perneberg — bleibt er hier?" fragte Frau Bürgelin.

„Ich denke, wenigstens noch eine Weile. Dann will er mit seiner Familie nach Gastein."

„. . . Liebes Kind — haben Sie keine Verwandte, irgend eine Dame, die Sie zu sich kommen lassen könnten?"

„Warum?“ fragte Doris verwundert. „Ich bin ſehr gern allein.“

Das mißtrauiſche Gefühl ſchlich Frau Bürgelin wieder übers Herz. Halb wurde es hervorgerufen durch die Senſibilität der vornehmen Frau, die ſich fürchtet, auch nur eine Freundlichkeit an eine Abenteurerin zu verſchwenden, halb beſtand es in einer feindlichen Eiferſucht auf den Intendanten.

„Der gute Baron iſt ein eitler Mann,“ ſagte ſie. „Er wird es nicht unterlaſſen können, zu erzählen, daß er hier mit Ihnen allein war, eine — zwei Wochen — gleichviel wie lange...“ — Fährt ſie nun auf und ruft: „Das wird er niemals thun,“ ſo iſt ſie ſchon mit ihm liiert, dachte Frau Bürgelin bei ihren Worten.

Doris antwortete nachdenklich: „Meinen Sie? Ja — aber vor dem, was die Herren ſich erzählen, kann ich mich wirklich nicht ſchützen.“

„Kommen Sie zu mir und ſeien Sie mein Gaſt!“ rief Frau Bürgelin und faßte Doris bei den Händen.

„Gnädige Frau — mit Freuden — aber . . .“

Sie zögert doch, dachte Frau Bürgelin.

„Sie ſind lieber ungebunden?“ fragte ſie kühler.

„Offen geſtanden — ja!“

„Sie hätten mir eine große Freude bereitet,“ ſagte Frau Bürgelin traurig; die Augen ſtanden ihr plötzlich voll Thränen. „Ich meinte es gut mit Ihnen, Kind.“

Doris blickte ſie überraſcht an.

„Dann komme ich, gnädige Frau! Ich komme ſehr gern . . . Und ich danke Ihnen.“

Doris ſprach die letzten Worte ſo ernſt, eine ſo

klare Aufrichtigkeit lag in ihrem Ton, in dem Ausdruck ihres Gesichts, das mit diesem Augenblick eine feste Freundschaft zwischen ihr und Frau Bürgelin beschlossen und besiegelt war.

Jetzt galt es für Miß Hastings, Überwindung und Selbstverleugnung üben. Sie brachte es ein gut Stück weiter in der Heiligkeit während dieser Sommerferien.

Leider verstand sie nicht einmal genügend Deutsch, um sich wie die andern an Doris munterem Geplauder zu ergötzen. Mit nie endenwollendem Vergnügen lauschte dagegen Frau Bürgelin den halb wehmütigen, halb humoristischen Schilderungen, die ihr Doris aus ihrer Kindheit im Thüringer Pfarrhause gab.

Frau Bürgelin selbst verstand kunstvoll zu erzählen, mit kleinen ausgeklügelten Pointen, oft mit einer hinreißenden dramatischen Steigerung. Und ihrer ganzen bewußten Persönlichkeit entsprechend, hatten auch die Geschichten aus ihrem Leben meist den bestimmten Zweck, die junge Freundin an Welt- und Menschenkenntnis, an Gefühl oder Toleranz für fremde Sitte und Anschauung zu bereichern.

Doris schwatzte nun ganz kindlich unbefangen daher. Und es war auch eine fremde Welt, zu der sie der vornehmen Frau den Einblick öffnete: Die Welt deutschen Kleinlebens, einer für sie fast unglaublichen Beschränkung. Aus welcher Enge hatte hier eine gesunde, junge Menschenkraft sich losgerungen zum Aufstieg in weitere und freiere Sphären.

War das nicht wie ein Kapitel aus Jean Paul:

Der siebenjährige Brautstand von Doris Eltern, dann der kühne Entschluß zur Heirat, als eine Pfarre mit ein paar hundert Thalern jährlicher Einkünfte gefunden war . . .

Und diese Einzelheiten: Der Vater, der ein ewiger Jüngling bleibt, mit einem feinen Sinn für alle Schönheit und einem ungeduldig-selbstsüchtigen Abwehren aller Sorge und Lebensnot. So haust er abgesondert von der Familie, die jährlich durch ein neues Kindlein vermehrt wird, in seinem Studierzimmer, bei seinen Büchern; so verträumt er die Tage bei einsamen Wanderungen durch Wald und Feld.

Die Pfarrerin dagegen, ein praktische, thatkräftige Natur, versucht sich auf den verschiedensten Gebieten, um ihre Einnahmen zu verbessern. Auch als später eine günstigere Stelle sie der eigentlichen Lebenssorgen längst enthoben hat, kann ihr rastloser Fleiß sich nicht leicht Genüge thun. Wie der junge Goethe und seine Schwester von ihrem Vater mit der Pflege der Seidenwürmer arg gepeinigt wurden, müssen die Griesbacher Pfarrtöchter ihrer Mutter zur Hand gehen in dem kunstvollen Aufziehen kleiner Ferkelchen, in der schwierigen Kultur der Brennnesselpflanzungen, die jung ein nahrhaftes Gemüse, später ein unzerreißbares Gewebe zu Kleidern geben sollen, aber nur unendliche Mühe und Arbeit verursachen. Dazwischen hinein werden sie zeitweilig vom Vater mit Homer und den römischen Klassikern gefüttert.

— — Dann die Episode mit dem Kirchenrat . . .

Der Kirchenrat war den Pastorskindern eine ge-

fürchtete Persönlichkeit. Kam er einmal im Jahr zur Visitation, so mußte nicht nur das ganze Haus, sondern auch Vaters Stube und alle seine Bücher von unten bis oben gereinigt und abgestäubt werden. Das gab immer schreckliche Scenen mit dem Vater, der nicht in seiner Ruhe gestört sein wollte. Deshalb haßte Doris eigentlich den Kirchenrat... Aber einmal traf er ganz unerwartet in Griesbach ein. An einem schönen Frühlingsmorgen. Der herrliche Tag hatte den alten Herrn verlockt, zu Fuß von Bernhardshausen hinauszuwandern. Er traf Doris im Pfarrhof unter dem blühenden Apfelbaume am Butterfaß stehend. Und sie sang jauchzend, das Stampfen des Stößels übertönend, ein Volkslied in den sonnigen Morgen. Der alte würdige Herr stand lange am Thor von ihr unbemerkt und lauschte.

Als er nach ein paar Stunden Abschied nahm, mußte der Vater sie hereinrufen. Die Herren saßen bei einem Gläschen Apfelwein, von der Frau Pfarrerin eigener Kelterung. Der Kirchenrat sah das blonde, sechszehnjährige Ding wohlwollend an, strich ihr über die Wange und sagte: sie habe ihm heut früh durch ihren Gesang eine Freude gemacht, er möchte ihr gern wieder eine Freude machen. Ob sie nicht einen heimlichen Wunsch habe?

Da nickte sie, rot vor Scham und Glück, und platzte heraus: „Ach, einmal ins Theater möcht' ich, wenn es Musik giebt — ganz große!" Die Mutter schalt sie später. Das sei kein Verlangen, welches man an den Herrn Kirchenrat stelle. Aber einige Tage

darauf brachte ihr die Botenfrau auf ihrer „Radeperre“ zwiſchen den Packeten mit Kaffee, Zucker, buntem Kattun und andern ſtädtiſchen Waren, die ſie den Griesbachern vermittelte, in verſchloſſenem Couvert ein Billet zum Fidelio.

Das war entſcheidend für ihr Leben.

Der Herr Kirchenrat brachte Doris auf die Bühne.

Doris erklärte trotzig und beſtimmt, ihre Eltern ſollten die Magd entlaſſen. Sie wolle alle Arbeit allein thun, wenn ſie von dem Lohn, den man ihr nicht weigern könne, in Bernhardshauſen ihre Stimme ausbilden laſſen dürfe. Der Vater ſah in dem Verlangen einen barocken Einfall, deſſen Romantik ihn entzückte. Die Mutter glaubte durch Eingehen auf ihren Plan die Tochter am beſten von ihren überſpannten Ideen zu heilen.

Und die Darſtellerin des Fidelio ſelbſt nahm ſie als Schülerin an. Jetzt mußte Doris ſich tüchtig tummeln. Aber ſie wollte es durchſetzen, der Mutter eine Hilfe zu bleiben, und dennoch das geträumte, erſehnte Ziel zu erreichen. Zweimal in der Woche wanderte ſie nach Bernhardshauſen zu den Geſangsſtunden bei der Müllner-Glöckner, die jetzt ihre Stimme verloren hatte, und in einem zurückgezogenen, bürgerlichen Leben Unterricht gab, während Doris in ihre Glanzrollen eingetreten war.

Mit ihrem eiſernen Willen hatte Doris den Widerſtand ihrer Eltern gebrochen. Als ihre Ausbildung im weiteren Fortſchreiten doch ihre ganze Zeit und Kraft in Anſpruch nahm, gab man ſie zu Haus frei,

sie machte ihren Weg ohne weitere Hinderung. Und zuletzt räumte die begeisterte Bewunderung des Barons von Perneberg ihr die letzten Steine aus dem Pfad zur Höhe. Ihr Engagement an der Hofbühne war unter glänzenderen Bedingungen abgeschlossen, als sie sonst in Bernhardshausen erhört waren.

„Ja — und — mein liebes Kind — liebes, schönes, tapferes Mädchen," fragte Frau Bürgelin einmal bedenklich, „wird der Mann nicht eines Tages den Preis fordern? Können Sie ihn ihm weigern?"

„Meine Freundschaft gehört ihm, bis zu der äußersten Grenze, zu der die Freundschaft gehen darf," antwortete Doris. „Es steckt doch noch ein Stück Pastorentochter in mir. Und auch — ich mag die Männer nicht. Ich bin nur verliebt, wenn ich auf der Bühne bin. Dann ja. In Maier — in Lützel — jedesmal in meinen Partner. Ich verschwende alle meine Leidenschaft in meinen Rollen. Glauben Sie mir, ich habe für das alltägliche Leben nichts mehr übrig. Das habe ich auch dem Baron Perneberg gesagt."

„Und er fügt sich hinein?"

„Er muß wohl. Sonst würde er mich ja ganz verlieren. Und — die Männer sind ja so kurios — es ist ihm unser Verhältnis mal etwas Neues. Das andere hat er schon gar so oft gehabt."

Frau Bürgelin dachte: wie lange wird dies währen?

Der Entwicklung des heimlichen Kampfes zwischen

Mann und Weib zuzuſchauen, erregte ihre Spannung aufs höchſte. Sie verſtand Doris und glaubte ihr, was ſo leicht nicht eine andere Frau von Welt gethan hätte.

Sie ſelbſt hatte nur einmal in ihrem Leben geliebt: als 15jähriges Mädchen ihren Geſangslehrer, einen deutſchen Muſiker, den ihre Eltern bei Gelegenheit irgend einer Reiſe aufgefiſcht und nach Nord-Schottland auf ihr Schloß geſchleppt hatten, um ihre excentriſche kleine Edina zu befriedigen. Daher ihre Vorliebe für deutſche Kunſt, für deutſchen Idealismus. Er hatte ſie nicht verführt, war ſeiner Hausfrau auf dem fernen Kontinent treu geblieben. Aber er hatte dem Geiſte der Schülerin ſeinen Stempel aufgedrückt, ihrem Streben die entſchiedene Richtung gegeben. Und ſelbſt ihre romantiſche Heirat, die alle Welt für eine Leidenſchaftsverirrung hielt, war nur eine Reminiscenz an ihn. Ihr Temperament entlud ſeine überſchüſſige Kraft in ihrer Schwärmerei für die Muſik, in der Liebe zu Dionys, in den fanatiſch feſtgehaltenen Zukunftsplänen für ihre Söhne. Die Männer waren der ſchönen Frau niemals wieder eine Gefahr geweſen. Darum glaubte ſie auch Doris.

Es machte ihr einen großen Eindruck, daß dieſes Mädchen in einem Kampfe geſiegt hatte, in dem ſie erlegen war: ſich für die Bühne ausbilden zu dürfen. Unwillkürlich träumte ſie ſich ein ähnliches Verhältnis, wie einſt zwiſchen ihr und dem bewunderten Lehrer beſtanden, zwiſchen Doris und Dionys. Nur daß in dieſem Falle das Weib die Leiterin, die

Freundin und Führerin ſein ſollte, der junge Knabe aber der gläubige Adept.

Zu ihrer Freude ſah ſie während der Sommerferien die beiden ſich doch mehr aneinander ſchließen. Doris ließ ſich, wenn ſie gegen Abend ihren herrlichen Sopran in Frau Bürgelins kleinem, primitiv möblierten Salon ertönen ließ, gern von Dionys begleiten. Dionys komponierte ein paar Lieder für ſie, die ſeine Mutter und ſeinen Bruder entzückten. Doris verkehrte mit ihm, wie man mit einem ſchönen, guten Hunde verkehrt, den man ſtreichelt und liebkoſt, ohne viel Zärtlichkeit dabei zu empfinden. Mit Karl wußte ſie nichts anzufangen.

IX.

Die Sommerwochen im Tambachgrund blieben für Frau Bürgelin auf lange hinaus die letzte gute Zeit. Schon hier peinigten sie oft und immer heftiger die Schmerzen im Kiefer, die sie lange für einen tic douloureux hielt, bis Schüttelfröste und Fieber sich einstellten. Ein Zahnarzt, den sie nun befragte, entdeckte eine Eiterung im Kieferknochen, von einem schlecht entfernten Zahn herrührend. Er verwies sie an den bekanntesten Chirurgen einer benachbarten Universität, Mademoiselle und Miß Hastings begleiteten sie. Beide kehrten am nächsten Tage mit ernsten Gesichtern und verweinten Augen in die Villa Edina zurück. Der Professor hatte Frau Bürgelin in seiner Klinik behalten. Eine Operation war unvermeidlich. Der Kiefer war bereits stark von der Eiterung ergriffen worden. Der Professor hatte Frau Bürgelin vor die Wahl stellen müssen: Entweder der Geschwulst durch eine kleine Öffnung außen an der Wange einige Ableitung zu schaffen, wobei sie dann freilich eine Quelle vieler Schmerzen und fortwährender Ge-

fahr bleiben würde, oder aber ein bedeutendes Stück des Kieferknochens zu entfernen und sie gründlich zu heilen — um den Preis einer grauenhaften Entstellung des ganzen Gesichts.

Frau Bürgelin hatte ihre Begleitung zurückgesandt und sich Bedenkzeit erbeten.

Die Knaben saßen verstört und traurig mit Doris und den beiden treuen Frauen zusammen. Jeder fühlte, daß gerade dieses Leiden das schwerste war, das der stolzen Frau vom Schicksal auferlegt werden konnte.

„Aber wenn es denn doch einmal sein muß," sagte Dionys, „dann lieber nur gleich die große Operation und damit fertig werden. Es ist schrecklich für sie — schrecklich . . . Aber sie ist dann doch wieder gesund . . ."

Karl hatte bei seines Bruders verständigen Worten die Hand erhoben und heftig abwehrend geschüttelt. Dann rannte er hinaus, ohne ein Wort zu sprechen.

„Karl geht die Sache sehr nahe," flüsterte Mademoiselle. „Er hat seine Mutter doch lieb."

„Ja," sagte Miß Hastings, „ich hätte es nicht von ihm erwartet. Er ist ergriffener als Dionys."

Karl war erschüttert. Ganz innerlich zerrissen. Er suchte sich seine Mutter vorzustellen mit dem schiefgezogenen, von Narben durchwühlten Antlitz. Er hatte einmal als Kind ein so-armes Geschöpf gesehen und war voll Abscheu geflohen, gelaufen, gelaufen, um nur ihrem Anblick zu entrinnen. Und nun seine

Mutter . . . Er riß sich das Haar — er biß sich in die Hände vor Schmerz und Jammer.

Ja — liebte er denn seine Mutter so unsäglich, und hatte es nie gefühlt bis heut? Was war denn das — diese Verzweiflung, die in seiner Brust tobte?

Er nahm seinen Hut und ging aus, mit sich ins Klare zu kommen. Er ging einen Feldweg entlang, blickte auf die dunklen Wolken, die einzelnen herbstzerzausten Disteln am Rain und bohrte in seinem Herzen und in seinen Gefühlen der Wahrheit nach.

Er litt wie viele zu Männern reifende Knaben, an dem Bedürfnis sich beständig ergründen zu müssen, sich keine Illusion über irgend etwas zu gönnen. Er stand noch im Zeichen des Wahrheitsfanatismus um jeden Preis. Er wäre so glücklich gewesen, plötzlich einen ungeahnten Schatz von Zärtlichkeit und warmer Empfindung für seine Mutter in sich zu entdecken. Aber er packte sein Herz und schüttelte es, und schaute furchtlos hinein und sagte sich: „Halt — halt . . . es ist nicht Liebe — mach' dir nichts weiß. Es ist etwas ganz anderes. Liebe spricht wie Dionys, Liebe sagt: Nur nicht leiden soll sie — nur keine Schmerzen haben — alles andere ist gleich — ist nebensächlich.

Und ich sage: Nur nicht entstellt werden . . . Ich tobe, weil diese Schönheit an sich zu Grunde gehen soll, so schmählich, so erbärmlich . . . Ich trauere um die Schönheit, nicht um meine Mutter. So ist es. Ich habe kein oder nur wenig Mitleid mit ihren Schmerzen, ich sehne mich nicht, bei ihr zu sein und

sie in ihren Leiden zu trösten. Das würde mir im Gegenteil nur eine Qual sein. Ich hasse sie, weil die pikanten, meisterhaften Formen ihres Kopfes zerstört werden sollten.

O Gott — o Gott — wie kannst du so etwas geschehen lassen! Du hast keinen Respekt vor deinem eigenen Werk!

Diese Nase, die so graziös geschwungen, dieser Mund, der so herrisch, so grausam und wundervoll bestimmt in dem weichen Oval der Wangen stand —! Die Linien vom Ohr zum Kinn von Narben durchgraben, lächerlich schief gezerrt . . . ekelhaft, abscheulich . . . . Und Thränen des Jammers überfluteten Karls Gesicht. Er ballte die Hand zum Himmel auf und hatte eine Wut auf den Gott und Schöpfer, an den er schon seit Jahren nicht mehr glaubte.

Wochen und Wochen blieb Frau Bürgelin in der Klinik. Sie ließ keinen ihrer Söhne an ihr Schmerzenslager. Dann kehrte sie heim. Eine schmale, weiße Binde von Tüll umrahmte ihr durch das Leiden bleich gewordenes, aber sonst unverändertes, süßes Antlitz. Ja, dieser Tüllstreifen in dem silberenen Haar, um das feine Kinn wirkte fast kokett. Er barg die kleine, offene Wunde, die sie hinfort tragen mußte. Der Arzt hatte ihr keine Hoffnung gegeben, jemals wieder eine gesunde Frau zu werden.

„Aber das andere war unmöglich," erklärte sie schaudernd, als sie zwischen den Ihren auf ihrem Lehnstuhl saß und beide Söhne zu ihren Füßen knieten.

„Ihr hättet mich nicht mehr lieb gehabt . . .“

„Aber Mutter!“ rief Dionys empört.

Karl nahm ihre Hand und küßte sie schweigend und lange.

X.

Karl befand sich während des Winters in einer recht glücklichen Verfassung. Die Abwesenheit seiner Mutter hatte über ein Vierteljahr gedauert. In dieser Zeit hatten sich seine Nerven, die sich durch ihre pädagogischen Versuche in einem fortwährenden Reizungszustande befanden, allmählig beruhigt. Schon das Erwachen des Morgens, mit der Aussicht, Herr über den ganzen Tag zu sein, war eine Freude, ein Behagen. Die Unterrichtsstunden bei Professor Werner und Professor Schickedanz wurden nicht allzu ernsthaft genommen, wie denn die Herren auch an ihn bei weitem nicht die Anforderungen stellten, wie an ihre sonstigen Schüler. Er war eben ein Ausländer, der die Laune hatte, dies und jenes lernen zu wollen, kein Deutscher, vor dem Freiwilligenzeugnis, Abiturium und unzählige Staatsprüfungen zu erringen und zu erleiden standen.

Seine Liebe zu Mia erfüllte ihn mit einer steten tiefen Lebensfreude. Sie verkehrte friedlich, gleichmäßig und freundlich mit ihm, wie eine Schwester, und das entsprach seinem Ideal und seinem Gemütsbedürfnis.

Er konnte ſie ſehen, wann er wollte. Im Herbſte, nachdem ſie mit der Familie des Dr. Fahrenhorſt aus den Bergen heimgekehrt war, hatten ſie manchen weiten Spaziergang miteinander gemacht und nach Herzensluſt philoſophiert. Zuweilen ſtellte Dr. Fahrenhorſt ihnen Preisaufgaben: eine Vaſe mit buntem Laub zu füllen, ſein Zimmer mit Diſteln und Fruchtzweigen zu ſchmücken. Der Mann hatte eine eigene Gabe, ohne ſelbſt irgend etwas Nennenswertes zu leiſten, ſeine Umgebung fortwährend phantaſievoll anzuregen. Karl ſagte ſich immer wieder, hierin müſſe der Zauber beſtehen, den er auf Mia ausübe, deren ſehnſuchtsvolle Seele in der philiſterhaft gebildeten Luft ihres Vaterhauſes nahezu am Verſchmachten geweſen war.

Auf ſeinem Divan ruhend, in ſeinen orientaliſchen Mantel gehüllt, und von den blauen Dünſten ſeiner Cigaretten wie von Opfergewölk umdampft, heckte Fahrenhorſt ſeine romantiſchen Träume aus, welche die Jugend um ihn her ausführen mußte, den indiſchen Divs, den Peris gleichend, die den hohen Göttern dienſtbar ſind. Dem Gewöhnlichſten verſtand er eine Nuance, einen Schimmer von Seltſamkeit, von Aufregung für Sinne und Nerven zu verleihen.

Ging er mit ſeinen Kindern ſpazieren, ſo geſchah es nicht an einem ſchönen ſonnigen Nachmittage, ſondern nachts, wenn ein Gewitter drohend am Himmel ſtand oder wenn der Herbſtſturm über die Felder pfiff. Dann wurden ſie aus den Betten geholt, in die unmöglichſten Hüllen gewickelt, dann vergaß auch er ſelbſt ſeine Ängſtlichkeit vor Froſt und Kälte und wan-

derte ihnen mit weiten Schritten voraus. Sein langer schwarzer Mantel wehte im Winde. Es ging über ungebahnte Pfade, über Stoppelfelder und gepflügte Äcker, bis man in irgend ein Dorf gelangte, wo mit Mühe der Wirt der kleinen Schenke aus dem Bett geholt wurde, wo man Grobheiten und Gelächter in den Kauf nehmen mußte und oft weiter zog, ohne den bestellten Imbiß genossen zu haben. Aber auch die Grobheiten und die derben Witze des Landvolkes verstand Dr. Fahrenhorst seiner Herde darzustellen als ein notwendiges Martyrium, das der erwählte Geist von der Gemeinheit zu leiden habe, um sich in der Gelassenheit des Weisen zu stärken.

Mia lebte und webte in rührendem Duldereifer ganz in den Lehren ihres Freundes. Alle Beziehungen zu ihrer Familie waren eingetaucht in diese Begriffe von der Vernichtung des Willens, von dem Streben nach einer wunschlosen, erdentrückten Heiligkeit, die ihr, vom Büßergewande des Bishkra umgeben, lockender dünkte, als vom Herrn Oberpfarrer im Talar mit den Bäffchen am Sonntag von der Kanzel verkündigt oder vom Hilfsprediger den Kindern in der Sonntagsschule durch kleine moralische Geschichtchen versinnbildlicht. Das war ein Punkt, um den Karl lange, heftige Streitereien mit ihr auszufechten hatte. Er warf ihr vor, sie übe altes Christentum, maskeradisch aufgeputzt. Und er haßte das Christentum in jeglicher Gestalt. Er haßte es mit dem religiösen Kampfeseifer, den er von seiner Mutter geerbt hatte, mit dem er überhaupt andere Leute zu seiner Meinung

zu bekehren trachtete. Das Chriſtentum bedeutete ihm freiwillige Beſchränkung. Und er beſaß ebenfalls von ſeiner Mutter den geiſtigen Thatendurſt, der am liebſten die ganze Welt in ſich gezogen und ſich zum Eigentum gemacht hätte. Nichts ſollte ihm fremd, nichts ihm unverſtändlich bleiben. Ein fauſtiſcher Drang erfüllte ihn mit einem wilden, zehrenden Schmerz: Und was der ganzen Menſchheit zugeteilt iſt, will ich in meinem inneren Selbſt genießen . . .

Dabei war er im Grunde doch noch ein unbeholfenes Kind. Er machte ſich Leſetafeln, auf denen er in wunderlich preziöſer, pedantiſcher Weiſe das ganze Gebiet des Wiſſens, das ein Mann von univerſeller Bildung ſich anzueignen habe, feſtſtellte, in Fächer und Unterfächer abteilte, und verſuchte, das für ſeine Jahre Nötigſte auszuziehen und zu beſtimmen.

Seine Leidenſchaft für Sammlungen von Naturobjekten war ſeit der Verwüſtung, die in ſeinem Zimmer angeſtellt worden war, zurückgetreten und hatte einer großen Liebe zum Zeichnen Platz gemacht. Sie war hervorgerufen durch einige phantaſtiſche dekorative Malereien, die Mia kürzlich ihrem Freunde Fahrenhorſt gebracht hatte, und die ſeine ſowie Karl Bürgelins helle Begeiſterung entfachten.

Karl war ſich damals durch die Haare gefahren, daß ſie ihm wild ums Geſicht ſtanden, war auf einem Bein im Zimmer umhergeſprungen und hatte geſchrien: „Wenn ich das geleiſtet hätte — grundgütiger Himmel, auf den Knieen wollte ich meinem Schickſal danken!“

„Warum?“ hatte Mia erstaunt gefragt.

„Warum —? Weil ich dann doch wüßte, wozu ich auf der Welt wäre!“ hatte Karl sie angeschrien.

„Nun — nun!“ sagte Fahrenhorst ernsthaft, „nicht übertreiben. Das ist ja genial . . . sehen Sie, in dieser hängenden, blassen Tulpe ist Seele . . Eine ergeben hinwelkende Blumenseele. Aber alles ist dilettantisch. Sehr dilettantisch. Schlecht gezeichnet. Maja darf sich nicht täuschen.“

Mia hatte die Hand ihres Freundes in die ihre genommen und gelächelt.

„Immer fleißig sein!“ rief Dr. Fahrenhorst ihr zu — er, welcher seine Tage in Cigarettendämpfen unter Träumereien verrinnen ließ.

Das junge Mädchen flüsterte gehorsam: „Ja, lieber Meister. Nur — du weißt . . . täglich eine Arbeit leisten — so etwas Bestimmtes — das wird mir schwer.“

„Habe ich das gemeint?“ rief Fahrenhorst. „Täglich eine Arbeit — o nein! Tag und Nacht arbeiten — arbeiten — arbeiten wie eine überheizte Dampfmaschine, das muß man in der Kunst.“

Darauf hatte Karl Mia vorgeschlagen, im Museum die Kohlen- und Rötelstift-Zeichnungen von Karstens zu kopieren.

Fahrenhorst lobte den Vorschlag, die beiden begannen mit Eifer. Aber Mia zeigte sich zu Karls Bestürzung unglaublich ungeschickt, ja unfähig, irgend eine strenge, reine Form genau und scharf nachzubilden. Das eigentümlich Verschwommene, Vage ihres

ganzen Geistes- und Gefühlslebens, das gleichsam Nachtwandlerische ihres Thuns offenbarte sich hier in einer deutlichen Weise. Sie mühte sich — vergebens. Und mit Thränen ließ sie ab, gestand: sie sei zu dumm, sie habe eben doch kein Talent.

Das sagte sie so bescheiden liebenswürdig, mit so einem schmerzlichen Humor in den Mundwinkeln, daß Karl sie hätte an sein Herz reißen und küssen mögen..

Es war ihm eine innige Genugthuung, daß er die Sache besser machte! Er fühlte sich als Mann ihr überlegen. Nun arbeitete er mit fieberhaftem Fleiß und ausdauernder Gewissenhaftigkeit. Es wurde ihm auch der Lohn zu teil, daß ein alter Meister, der in Bernhardshausen lebte, ein Zeitgenosse von Karstens und Genelli, ihn bei seiner Arbeit traf, ihm aufmunternd die Schulter klopfte und fragte, seit wann er die Kunstschule besuche. Karl antwortete, daß er leider zunächst daran denken müsse, sich einen Platz im Gymnasium zu erobern. Der alte Herr brach in dröhnendes Gelächter aus. „Gymnasium! Himmel-Kreuz-Donnerwetter! Verfluchter Unsinn! Schock schwere Not! Habe auch nichts gelernt — bin doch ein Kerl geworden! Künstler ... Gymnasium! Dummes Zeug!"

Er bot Karl an, zu ihm zu kommen und bei ihm im Atelier zu arbeiten.

Selig stürzte Karl nach Haus, die Freudenbotschaft seiner Mutter zu verkündigen. Er hatte in seinem Leben nicht daran gedacht, Maler werden zu wollen, dachte auch jetzt nicht ernstlich daran. Er fühlte

nichts vom Künstlerdrange in sich. Ihn reizte das Universelle der Naturwissenschaften. Und er hielt sich für einen Grübler, nicht für einen Schaffenden. So ließ er sich leicht von ihr überzeugen, daß er vor allem seine Bildung zu einem gewissen Abschluß bringen müsse, ehe sie ihm erlauben dürfe, sich einem noch recht fraglichen Talent zu widmen.

Der alte Meister bestand auch nicht weiter auf seiner Forderung. Sie war vielleicht nur eine enthusiastische Laune gewesen.

Frau Bürgelin freute sich, daß Karl ihr so gehorsam nachgab. Ihr Verhältnis zu ihm war gut und friedlich wie seit lange nicht. Er hatte sie verstanden in dem Opfer, das sie ihren Kindern brachte, indem sie ihre Schönheit zu erhalten suchte. Das rechnete sie ihm hoch an. Sie fühlte zum erstenmale lebhaft eine ihr nah verwandte Seite in seiner Natur. Und sie war durch die lange Krankheit milde, weich gestimmt. Sie ergab sich der Freundschaft zu Doris Rüder mit einer jugendlichen Schwärmerei. Kein Tag verging, an dem die Sängerin nicht durch Blumen oder sonst eine fein ersonnene Aufmerksamkeit erfreut wurde. Die stolze Frau warb geradezu um die Liebe des Mädchens, das in diesem Verhältnis bei weitem die Ruhigere und Gehaltenere blieb. Hierdurch wurde Frau Bürgelins Aufmerksamkeit in eine andere Richtung gelenkt und von ihren Söhnen mehr als bisher abgezogen. Karl empfand es als eine große Erleichterung und stellte im stillen seine etwas unkindlichen Betrachtungen über den Wert oder Un-

wert der ſorgſamen Erziehung an. Er ſtand in dem Alter, wo man noch glaubt, durch angeſtrengtes Nachdenken über ſolche Fragen zu einem endgültigen Ergebnis gelangen zu können.

XI.

Frau Bürgelin erwartete Gäſte: Fräulein von Kalb, Doris Rüder und Georg Rink, den Dichter, von dem am Tage zuvor ein nordiſches Märchen aufgeführt worden war, ein Verſuch, das alte Melodrama eigenartig und neu zu beleben.

Die Gardinen an den Fenſtern der Villa Edina waren zugezogen und das Licht der Lampen ſpielte in ihren tiefen geraden Purpurfalten. Hie und da glänzten die Bronzeeinlagen der Möbel, im Schatten verſchwammen ſie mit dem Holz zu tiefen dunklen Goldtönen. Über einer kleinen Chaiſelongue hing eine indiſche Decke mit einer Stickerei aus orange Seide auf ſchwarzem Grunde, in den winzige Stückchen ſpiegelnden Metalles eingelaſſen waren.

Die ſchwüle Temperatur eines Gewächshauſes herrſchte im Salon, denn man hatte ſtark geheizt und draußen wehte ein unnatürlich lauer Vorfrühlingsſturm. Große Büſche himbeerroter Azaleen und aprikoſengelber Rhododendren ſtanden auf Säulen und Tiſchchen umher und füllten die warme Luft mit ihren unendlich feinen friſchen Düften. Schlanke

Glaskelche trugen einzelne Rosen. Und eine feierliche Stille herrschte in der reichen Farbenpracht.

Frau Bürgelin schritt auf dem Teppich lautlos bis in die Mitte ihres Gemaches. Sie schaute um sich und war befriedigt.

Ein Gewand, wie sie es zu tragen liebte, lose und fließend aus weicher indischer Seide von einem milden Elfenbeinweiß, der duftige lange Schleier, der um ihr Haupt gewunden, Kinn und Wangen umrahmend und im Nacken verschlungen bei jeder ihrer Bewegungen zitternd sie umwehte, gaben ihr ein zartes, fast gespenstisches Aussehen. Doch die blauen Augen leuchteten in dem Bewußtsein einer siegreichen Persönlichkeit.

Als Georg Rink eintrat, stand er einen Moment im Thürrahmen und betrachtete entzückt die weiße, hoheitsvolle Erscheinung inmitten der glühenden Pracht der üppigen Azaleen, inmitten all des Rot und Gold.

Sie blickte ihm freundlich lächelnd entgegen. Georg Rink ergriff ihre Hand und berührte sie mit seinen Lippen.

„Gnädige Frau . . . Was ich soeben genossen, war etwas selten Köstliches in einem Dasein, das uns fortwährend durch seine Häßlichkeit martert . . .“

„Sie werden heut abend nur Pilger nach dem Lande der Schönheit finden,“ sagte Frau Bürgelin weich. „Sie sollen sich daheim fühlen bei mir.“

Dionys kam hereingesprungen in dem Wams eines Edelknaben des 15. Jahrhunderts, das er kürzlich in einem lebenden Bilde getragen hatte. Frau

Bürgelin ließ sich auf ihren Lieblingssessel nieder. Dionys streckte sich vor ihr auf dem Teppich aus, den dunklen Kopf an ihre Kniee geschmiegt. Ihre Hand, diese Hand von der erlesensten Form und der Farbe einer weiß und rosa Muschel spielte in seinem Haar, auf dem erdbeerfarbenen von silbernen Lichtern überschimmerten Samt, dem grauen Pelzwerk seines Kleides. Der Dichter starrte träumend die Gruppe an, nur hin und wieder wurde ein lässiges Wort gewechselt, bis die andern Gäste erschienen.

Doris sauste in die schwüle genußsüchtige Stille wie ein Morgenwind; übermütig voll Leben und Glück über den Erfolg des gestrigen Abends und voll Entrüstung über einige fehlgeschlagene Momente.

„Die Musik ist doch Kapellmeistermusik, das lasse ich mir nicht nehmen!“ rief sie Georg Rink zu. „Ich hätte Ihren prachtvollen Versen etwas Besseres gewünscht . . . Kann mir nicht helfen!“

„Kapellmeistermusik?“ fragte Dionys und hob den Kopf ein wenig von seiner Mutter Schoß, „was verstehen Sie darunter?“

„Na ja: so etwas Braves — etwas „Bürgerlich-Angestelltes“ möchte ich sagen. Brauchbar, gut gemacht — nur fehlt eben die Hauptsache.“

Sie hatte die Rolle der Heldin gespielt, einer wilden Nordlandsmaid, die durch die Leidenschaft gezähmt und gebrochen wird.

„Das Vorspiel zu der Liebesscene fand ich gut,“ sagte Dionys.

„War auch das Beſte. Was ſagen Sie, Herr Rink?“

Der Dichter, ein älterer Mann von feinen Formen, zuckte diskret die Achſeln.

„Überhaupt weniger Muſik,“ murmelte er. „Jedenfalls nur begleitend . . .“

„Aber wie hat Fräulein Rüder ihre ſchwierige Aufgabe gelöſt,“ wandte er ſich an Frau Bürgelin. „Ich hätte es kaum für möglich gehalten, daß eine Sängerin, die an den Pomp von Wagnerrollen gewöhnt worden iſt, Töne ſo einfach naiver, ich möchte ſagen: volkstümlicher Leidenſchaft finden kann.“

„Ja — unſre Doris,“ ſagte Frau Bürgelin ſtolz und blickte das junge Mädchen herzlich an. „Ihr Spiel war aber beinahe zu zügellos für unſer gutes Bernhardshauſen.“

„Ich habe bewundert, was man wagte . . .“ rief die Stiftsdame von Kalb und ſchüttelte ihre langen Locken, die ſo vornehm altmodiſch wirkten, wie ihre Toilette. „Ich war mit meiner Nichte im Theater . . ich hätte ihr am liebſten den Fächer vors Geſicht gehalten.“

Dabei ſandte ſie Georg Rink ein Lächeln zu, das frivole Lächeln der geiſtreichen Ariſtokratin des vorigen Jahrhunderts.

„Sagen Sie nur — hatte unſer hoher Herr das Stück in der That vorher geleſen?“

„Das glaube ich nicht. Ich habe ihm zwar ein in Schweinsleder gebundenes Exemplar gewidmet — mit einer Goldpreſſung nach einem Muſter der vati-

kaniſchen Bibliothek — entzückend . . . ! Indeſſen möchte ich nicht ſchwören, daß mein lieber alter Herzog von dem Inhalt Kenntnis genommen hat."

„Aber Hoheit wünſchte doch die Aufführung, trotz der Bedenken des Barons . . ."

„Allerdings — Hoheit waren ſo gütig . . ." ſagte der Dichter mit einer leichten Verbeugung. „Ich fand Gelegenheit, ihm einmal den Stoff zu erzählen, bei einem Gang durch die Gärten des Villa Pamphili. Damals erhielt ich ſein Verſprechen . . ."

„Ach, nun verſtehe ich . . ." rief Doris munter. „Ich habe mich all die Zeit her gewundert, daß nicht der größte Teil meiner Rolle dem moraliſchen Blauſtift unſeres guten Bock zum Opfer gefallen iſt!"

„Beneidet habe ich Sie nicht darum," rief Lucinde von Kalb. „Heureusement trugen Sie wenigſtens altnordiſches Koſtüm."

„Finden Sie wirklich, daß das einen Unterſchied macht?" fragte Frau Bürgelin.

„Mais ma chère," rief die lebhafte Kalb, „ſtellen Sie ſich die Scene der Brautnacht mit einem Herrn im Frack vor."

Alles lachte.

„Die Leidenſchaft ſollte uns in jedem Gewande heilig ſein," ſagte Georg Rink.

„Nun — nun — es iſt doch ein Unterſchied . . ."

„Nein — das beſtreite ich ganz entſchieden," rief der Dichter laut und feierlich. „Echte Leidenſchaft wird ſich immer groß und poeſievoll zeigen . . ."

Frau Bürgelin hatte ſchon einige Male unruhig

nach der Thür geblickt. Jetzt erhob ſie ſich und ging hinaus.

„Iſt Karl noch nicht zurück?“ fragte ſie Pauline.

„Nein, gnädige Frau! Und die Forellen zerfallen. Seit Nachmittag um fünf iſt Herr Karl ſchon fort.“

Frau Bürgelin zog die Brauen zuſammen.

„So laſſen Sie uns zu Tiſche gehen,“ ſagte ſie mißgeſtimmt. Es war ihr kaum möglich, ihre Stirn zu glätten, ehe ſie zu ihren Gäſten zurückkehrte.

Alles war ſo harmoniſch . . . Georg Rink, in ſeiner delikaten, weltmänniſchen Art ſich zu geben, war ihr ungemein ſympathiſch. Sie hatte ſich auf dieſen Abend gefreut — wieder mußte ihn Karl verderben.

„Ahnen Sie, wohin er gegangen iſt?“ flüſterte ſie Mademoiſelle zu.

„Er wollte zu Dr. Fahrenhorſt, aber ich verſtehe nicht . . . Er wollte nur ein Buch holen. Ich bat ihn ſo ſehr, pünktlich zu ſein . . .“

„Nun, er kommt wohl noch,“ ſagte Frau Bürgelin und forderte die Anweſenden auf, ſich zum Speiſen zu bemühen.

Das Eßzimmer der Villa Edina war nur eng, doch für dieſen kleinen Kreis wie geſchaffen. Auch hier ſchmückte ein dichter Kranz von Azaleenbüſcheln die Tafel. Frau Bürgelin hatte auf ihren älteſten Sohn gerechnet, um Fräulein von Kalb zu führen. Sie war merklich ſtill bei Tiſch.

Doris beugte ſich einmal zu ihr und fragte flüſternd, ob ſie ſich ſchlecht fühle. Sie hatte bemerkt,

daß Frau Bürgelin kaum etwas genoß und nervös das Brot neben ihrem Teller zerbröckelte.

Es war längst finster, der Wind hatte sich heftiger erhoben, zuweilen prasselte ein heftiger Regenguß gegen die Fenster.

Frau Bürgelin begann sich um Karl zu ängstigen. Wo konnte er nur bleiben? Auch die Gäste fragten.

„Ach," meinte Dionys, „der hat einfach die ganze Geschichte vergessen!"

„Aber das ist unmöglich!"

„O, wenn Karl was anderes im Kopf hat — da könnte der Kaiser von China erwartet werden — —" sagte Dionys und man lachte.

Das Gespräch wurde langsamer, gemessener. Ein Unbehagen senkte sich auf die Gäste, wie ein feiner, kaum sichtbarer Nebel uns am Abend eines sonnigen Tages kühl durchschauert.

Man verzögerte absichtlich das Servieren. Schon wurde das Eis gereicht, da klingelte es heftig. Frau Bürgelin fuhr zusammen und wurde blaß.

„Das ist Karl," rief Dionys laut.

Gleich darauf öffnete sich die Thür und Karl trat ein. Er sagte: „Guten Abend!" und wollte sich auf den freigelassenen Platz niederlassen.

„Mais Charles!" sagte Mademoiselle.

„Sie haben einen bösen Weg gehabt?" bemerkte der Dichter höflich.

„Wollen Sie den wilden Mann spielen, mein Lieber?" fragte Lucinde von Kalb.

„Es ist ja gar nicht erlaubt, die halben Felder

an den Kleidern heimzutragen," rief Doris, mit einem verzweifelten Verſuch, die Situation durch Luſtigkeit zu retten.

Frau Bürgelin blickte empört auf ihren Sohn. Er war mit Kot und naſſem Schlamm beſpritzt bis zum Kragen. Sein Geſicht war grau, ſeine Augen traten etwas hervor und ſahen die Anweſenden gleichgültig an; er verzog den Mund zu einem blöden, nichtsſagenden Lächeln.

„Schlecht Wetter draußen," ſagte er und begann zu eſſen.

„Karl," rief ſeine Mutter ſtrenge, „gehe in dein Zimmer und kleide dich um."

Karl ſchien ſie nicht zu hören. Er hatte den Löffel in ſeine Suppe ſinken laſſen und ſtarrte vor ſich hin.

„Berichten Sie uns wenigſtens Ihre Abenteuer," forderte Fräulein von Kalb neckiſch mit dem Finger drohend.

„Er ſoll aufſtehen und ſich entfernen," rief ſeine Mutter ſcharf.

„Karl — ſo geh doch," mahnte Dionys an ſeiner Seite und zupfte ihn. „Was in aller Welt haſt du nur?"

Karl lachte laut auf und ſagte: „Ja! — ja!" Und dann aß er weiter.

Frau Bürgelin erhob ſich, ihr Antlitz war erſtarrt in Zorn und Angſt. Sie ſtreckte die Hand über den Tiſch und rief: „Hinaus! Auf der Stelle hinaus!"

Karl erhob ſich, ſchüttelte den Kopf und ſtarrte

die Anwesenden noch einmal mit demselben schrecklichen, abwesenden Blicke an. Bei dem Versuch, die Thür zu gewinnen, taumelte er und schlug plötzlich lang zu Boden.

Pauline sprang zu, der Dichter wollte helfen, aber die Haushälterin hatte Karl schon mit festen Armen gepackt und schleifte ihn hinaus. Georg Rink kehrte auf seinen Platz zurück.

„Dégoutant," flüsterte er Fräulein von Kalb zu. „Arme Misses Allandice!"

„Er ist krank," sagte Frau Bürgelin beklommen. „Dionys, du wirst zu Doktor Bayer gehen müssen." Sie setzte sich wieder, die Knie zitterten ihr. Die Gesellschaft blieb um den Tisch versammelt, weil niemand wußte, was er thun oder sagen sollte.

Frau Bürgelin schwieg und sah dabei so hochmütig aus, wie sie es nur that, wenn sie sich in starker Erregung befand.

Dionys kam mit seinem Regenmantel wieder herein, küßte seine Mutter und rief ihr beruhigend zu: „Ich bringe den Doktor gleich mit. Sicher ist es nichts Gefährliches. Karl ist schon wieder bei Besinnung."

„Hat er sich niedergelegt?"

„Er ist im Begriff, es zu thun."

„Pauline soll mich dann rufen."

Wenige Minuten später winkte ihr Pauline. Sie ging hinaus. Und die zurückgebliebenen Gäste tauschten nun lauter und lebhafter ihre Vermutungen über den sonderbaren Fall.

„Gnädige Frau," flüsterte die Wirtschafterin mit einer wichtigen Unheilsmiene: „Der Herr Karl haben sich übergeben. Jetzt schläft er schon wie ein Sack. Sein Haar roch nach Rauch und Bier. Der Herr Karl können ja noch gar nichts vertragen. Es war einfach . . ."

Sie machte eine Gebärde, die Frau Bürgelin nicht verstand.

„Was meinen Sie?"

„Betrunken!"

Frau Bürgelin trat bei ihrem Sohn ein. Karl lag auf dem Rücken und schlief mit röchelndem Schnarchen. Auf dem Boden lagen seine besudelten Kleider.

Sie beugte sich über ihn, sein Atem dünstete ihr widerlich entgegen.

Schauder und Ekel schüttelte sie. In wütender Scham ballte sie die Hände. Dann ging sie in ihr Zimmer und schloß sich ein. Die Gäste mußten sich entfernen, ohne ihr Adieu zu sagen. Unter dem Vorwand, man dürfe Karl nicht im Schlafe stören, wurde der Arzt wieder fortgeschickt. Sie wollte keine weiteren Zeugen der Erniedrigung ihres Sohnes.

XII.

Am nächsten Tage ließ Frau Bürgelin Karl zu sich rufen. Sie hatte nicht geschlafen und nicht gegessen seit dem vergangenen Abend. Karl sah blaß und zusammengefallen aus, seine Augen blickten immer noch mit dem verstörten, häßlichen Ausdruck.

„Was war das gestern, Karl?“ fragte seine Mutter. „Hast du mir etwas darüber zu sagen?“

Karl zuckte die Achseln, nahm ein Buch vom Tische, blickte hinein und sagte zerstreut: „Ja — ja —!“

„. . . Karl — ich warte auf deine Antwort.“

Er schaute von seiner Lektüre auf und sagte: „Es ist doch ein interessantes Ding, ob Shakespeare oder Bacon diese Dramen geschrieben hat. Dieser Amerikaner hier läßt einem kaum einen Zweifel, daß man Shakespeare als Dichter aufgeben muß.“

„Karl — das ist zu arg! Es handelt sich jetzt nicht um Shakespeare, sondern um die Schande, die du mir gestern vor meinen Gästen angethan hast. Was fiel dich an, daß du dich betrunken hast, wie ein brute?“

„Betrunken —? Ich hätte mich betrunken?“ Karl lachte laut und lange, aber es war nicht sein herzliches Jungenslachen von sonst.

„Nun — weißt du nicht mehr, wie du dich gestern aufgeführt hast?“

Karl legte beide Hände hinter den Kopf und gähnte. „Nein — um die Wahrheit zu sagen — ich habe nur noch einen dunklen, unklaren Begriff von gestern abend. Es kann sein, daß ich getrunken habe, ich gebe es gerne zu. Es ist ja ganz gleichgültig.“

Er begann zu pfeifen.

Seine Mutter wurde vom Zorn übermannt. Sie stürzte auf ihn zu und schlug ihm ins Gesicht. Karl litt den Schlag, aber er blickte sie danach an wie ein unschuldig gemißhandeltes Tier. Sie schämte sich vor diesem Blick und verfiel, um ihre Empfindung zu betäuben, in eine heftige Rede, in der sie ausführte: es könne ihr nicht gleichgültig sein, wenn ihr Sohn ein Säufer werde und im Delirium ende.

Karl hatte den Kopf gesenkt und hörte ihren leidenschaftlichen Ausbruch schweigend an. Er kannte die Art seiner Mutter, sich durch ihre eigene Darstellung einer Sachlage immer tiefer in Zorn oder Verzweiflung hineinzuarbeiten.

Er hatte rasende Kopfschmerzen, ihre Stimme, ihr Auf- und Niedergehen quälte seine Nerven bis aufs äußerste.

. . . Wenn ich sie nur packen und festhalten und wiederschlagen könnte, dachte er mit einer dumpfen Wut. Wie dumm sie auch ist — wie dumm alle diese

Weiber mit ihrem albernen Schrecken. Warum in aller Welt bilden sie sich nur ein, ich hätte mich betrunken! Wie kann meine eigene Mutter mir zutrauen, ich werde hingehen und mich betrinken, an einem Abend, wo sie Gäste hat? Was wäre übrigens dabei, wenn ich mich betränke? Jeder junge Mensch betrinkt sich einmal. Aber das kommt von diesem verfluchten Hochmut, der die Welt nicht kennen lernen will, wie sie wirklich ist . . . Und plötzlich kam wieder die Erinnerung über ihn, an das, was er gestern gesehen und erlebt hatte . . . Unvermutet — ahnungslos, wie der Metzger den Stier mit der Axt vor die Stirn schlägt, hatte es ihn getroffen . . .

Durch seine Empfindungsnerven raste wieder derselbe wütende Schmerz, der ihn gestern stundenlang in Sturm und Regen ohne Weg und Steg über die neugepflügten, erweichten Äcker gejagt hatte . . .

Er hob den Kopf und blickte auf seine Mutter: jammervoll, ein gepeinigter Mensch, der ratlos den Kopf an eine mitleidige Brust legen und sich ausweinen möchte. Aber sie stand am Fenster und predigte und sprach beleidigende, höhnische Tiraden über irgend etwas, das ihn gar nichts anging.

Eine giftige Bitterkeit stieg in dem jungen Menschen auf.

Er wandte sich um, ohne ein Wort zu sagen, ging aus dem Zimmer, schlug die Thür gewaltsam hinter sich zu und schloß sich oben ein.

Er fiel auf einen Stuhl und hing dort mit schlaffen Armen und zitternden Gliedern und starrte

blöde vor ſich nieder, und er ſah wieder, was er geſtern geſehen.

Er hatte Dr. Fahrenhorſt nicht zu Haus getroffen. Die Frau hatte ihm in ihrer unruhigen, fahrigen Weiſe erklärt, er ſei mit Mia und dem jungen Herrn von Kalb, der jetzt immer käme, nach Mellingen gegangen. Karl war ihnen nachgelaufen. In der Allee vor der Stadt traf er den jungen Kalb, der allein und in ſchlechter Laune zurückkam. Es ſei eine heilloſe Verrücktheit, bei ſolchem Wetter nach Mellingen zu gehen. So was ſei auch nur der Dr. Fahrenhorſt fähig. Nachdem ſein einer Gummiſchuh im Schlamm ſtecken geblieben, ſei er mit dem andern nach der Stadt zurückgehumpelt. Er müſſe auch noch ins Theater. Karl war weiter gegangen. Gummiſchuhe trug er niemals, und ſein Wettermantel ſchützte ihn. Er ging gern im Sturm und hörte das entfeſſelte Frühlingsbrauſen über ſeinem Haupte in den Kronen der alten Kaſtanien und wie die dürren Äeſte raſſelnd knackten. Der nennt ſich Schriftſteller, Dichter und ſorgt dabei um ſeine Überſchuh, dachte er verächtlich und wanderte fröhlich die Landſtraße entlang. Dann ſchlug er einen Richtweg durch die Felder ein, den ſie alle kannten, und auf dem er ſchon mit Dr. Fahrenhorſt gegangen war. Er führte durch eine von den kleinen mit Buſchwerk beſtandenen Schluchten, wie ſie das hügelige Land durchſchnitten.

Karl dachte, daß er Mia in einer ſolchen Schlucht gefunden habe und wie ſonnig der Morgen geweſen. Er dachte mit einer ſüßen Sehnſucht an das Mädchen.

Vor seinem Geiste sah er schlanke Baumstämme, von denen leichte Gewinde blühender Blumen niederhingen. Und zwischen den Baumstämmen eine hohe Tempelpforte. Dort stand sie in einem weißen Gewande, umhütet vom Geheimnis des Göttlichen. Eine ferne, melancholisch holde Musik wurde gleichsam von einem warmen Winde zu ihr getragen und verklang dann wieder in einzelnen, unbestimmten Tönen.

Entzückt malte seine Phantasie sich alle Einzelheiten des Bildes. Er sah, wie silberne Lotosblüten mit schöngeformten Blättern ihre langen Stengel zu seltsamen Arabesken verschlangen, das Portal des Tempels zu bilden. Er schaute die gestickten Säume an Mias Gewand: Ranken und Blüten, die es in der Natur nicht gab, die das Werk seiner Träume waren, er sah den Schmuck an ihrem Halse, an ihren Armen, Schmuck, wie er ihn niemals erblickt hatte.

„Mia, Mia . . .“ flüsterte er zärtlich.

Jetzt war es schon fast dunkel und es sauste und brauste um ihn her.

Er schloß die Augen und ging weiter, ganz in seine Phantasien vertieft. Dann öffnete er die Lider und blickte vor sich hinaus, ob er sie noch nicht erspähen könne, auf die er sich so sehr freute.

Und er sah beide: Mia und Dr. Fahrenhorst.

Des Mannes großer Mantel verbarg ihm anfangs das Mädchen. Karl fühlte ihre Gegenwart mehr, als daß er sie sah. Fahrenhorst hielt Mia in den Armen und beugte sich über sie. Das Köpfchen hatte sie weit zurückgeworfen, seinen Kuß zu dulden. Seine

Lippen hatten sich an den ihren festgesogen — es war kein Kuß mehr, es war ein wollüstiges Ausschlürfen von des andern Leben und Seele. Und es war willenloses, demütiges Geschehenlassen. Der Mann hob das Mädchen auf und riß es an sich — sie war seine Beute, sein Eigentum.

Karl hörte ihren leisen Seufzer.

Er wendete sich ab. Auf den Zehen ging er, obwohl der Sturm das Geräusch seiner Schritte verschlungen hätte. Er ging eine Weile ganz ruhig, bis er weit von ihnen entfernt war. Anfangs fühlte er nur eine Art von dumpfer Betäubung. Mit einem Mal sah er wieder alles vor sich und krümmte sich und ächzte vor Schmerz. Nie hatte er Menschen so sich küssen sehen. Und das Geheimnis des Kusses ward ihm offenbar. Eine gierige, verlangende, empörte, schluchzende, wimmernde Eifersucht erfaßte ihn, schüttelte ihn, brannte in seinen Lippen, in seinen Gliedern. Wie ein gequältes, verfolgtes Tier rannte, stampfte er sinnlos über die schlammigen Ackerschollen — warf sich auf den dunklen, fruchtbar duftenden Frühlingsboden, krallte die Hände in die kühle nasse Erde, schrie und schluchzte.

... Alles entweiht — alles zerbrochen, alles Süße, Holde, Geheimnisvolle in Bitterkeit und Galle verwandelt. Und dafür der Trieb erwacht — der unbändige, gierig begehrende Mannestrieb. Und der im ersten jungen Heißhunger entsagen soll ...

In Karls Hirn tauchte später eine unklare, traumhafte Erinnerung auf, daß er an jenem Abend

auch einmal in ein Dorf geraten sei und dort in der Schenke Bier gefordert habe. Daß er mehrere Gläser des ungewohnten Getränkes in durstigen Zügen niedergestürzt und eine Weile stumpfsinnig auf der Bank zwischen den rauchenden Bauern gesessen habe, bis er seinen traurigen Heimweg antrat. Aber von dem, was später geschehen, war ihm jedes Bewußtsein ausgelöscht.

— — — — — — —

— — — — — — —

Wenn er nun von Mia träumte, sah er sie nicht mehr im weißen Gewande vor der Pforte des Lotostempels, von den Klängen einer überirdischen Musik umschwebt.

Begegnete er ihr in der Wirklichkeit des Tages, so mied er sie scheu. Wenn er sich ihr Verhältnis zu dem Meister klar zu machen suchte, wurde sie ihm widerwärtig. Dieser blasse, farblose, kranke Vampyr, der mit seinen indischen Phantasien ein feines, schillerndes Spinnennetz um ihre Seele gewoben hatte, darin er ihre Jugend fing, ihre frische, frohmütige Lebenskraft auszusaugen und sich damit zu bereichern! dachte Karl ingrimmig.

Wie fern war er Mia in der ganzen Zeit ihrer Freundschaft doch geblieben.

Und seine Einbildung beschäftigte sich unaufhörlich mit ihr. Jede Form ihres Körpers, jede Linie und Biegung ihrer Glieder war ihm gegenwärtig.

Oft, wenn er aus dem Schlaf erwachte, glaubte er ihre Gegenwart in seiner Nähe zu fühlen. Er meinte

faſt, in dem nächtlichen Dunkel, welches das Zimmer füllte, die Umriſſe ihrer Geſtalt ſich ſchwach und unbeſtimmt abzeichnen zu ſehen: ihre Geſtalt mit den nachläſſigen Bewegungen, in denen ſie oft eine ſo wunderbar ausdrucksvolle Sprache redete. Entſetzt fragte er ſich dann, ob und wo er ſie ſo heimtückiſch ſtudiert habe, daß er ſie nun ſo genau, ſo innig genau und intim kannte — ſie, die ihm doch zugleich ſo ſchauerlich unbegreiflich, ſo erſchreckend fremd geworden war.

Und eine ſchwere, quälende Traurigkeit überflutete ſeine Seele, eine Traurigkeit, von der Karl glaubte, daß ſie niemals wieder aus ſeinem Denken weichen würde. In ſeinen wild aufgeregten Phantaſien küßte er das Mädchen und empfand den Kuß ſeiner Träume als ein Sakrilegium. Denn nicht ſo wollte er zum erſtenmale lieben .... Herrgott — die köſtlichſte Blüte, die ſein Leben treiben konnte, ſie mußte in reiner Heiligkeit und ſtiller Feier ſich erſchließen ... Nicht jetzt — nicht ſo ...

* * *

Oſtern trat Karl in die Unterprima des Gymnaſiums ein. Er beſtand die Aufnahmeprüfung leidlich, zum Erſtaunen des Direktors. Dr. Mathias widmete ihm eine längere Anſprache. Er führte darin aus, Karl trete nun in eine Gemeinſchaft, die ihn hoffentlich von ſeinen Überſpanntheiten und regelloſen Trieben heilen und ihm für ſein ganzes ſpäteres

Leben von Nutzen sein werde. Karl nahm die „regellosen Triebe" sehr übel, denn was wußte der Direktor von ihm? So viel wie nichts. Die ganze Schulepisode erschien ihm als ein recht überflüssiger schlechter Scherz, den er durchmachen mußte, wie vieles andere, weil es einmal die Laune seiner Mutter so gebot. In den Stunden studierte er die Physiognomien der Lehrer und der Schüler und entrüstete sich über so viel gleichgültige, banale Häßlichkeit. Ein einziger hübscher Junge mit einem feinen bräunlichen Italienerkopf gefiel ihm und er wählte ihn sich zum Freunde. Philipp Luckner besaß weder seinen unersättlichen Bildungsdrang, noch seine unbarmherzige Grüblersucht. Von den Phantasien, den Tönen und Bildern, die er inwendig hörte und schaute, hätte er dem Kameraden vollends nicht erzählen dürfen. Aber Philipp war, obschon ein ziemlich nüchterner Mensch, doch eine vornehme Natur, die gern für sich blieb und das Leben, seine Umgebung mit einer gewissen philosophisch-humoristischen Ruhe betrachtete, an der Karl seine Freude fand.

Trotzdem die Freunde manchen Spaß miteinander hatten, fühlte Karl sich nicht wohl auf dem Gymnasium. Er gehörte nicht zu den guten Schülern. Sein Gedächtnis versagte absolut, Dinge zu behalten, die ihn nicht interessierten. Fesselte ihn aber ein Gegenstand, so suchte er ihn bis in seine tiefsten Gründe und Untergründe zu erforschen und sich zu eigen zu machen, was dann auch oft über den Rahmen der Schule hinausging und die Zeit in Anspruch

nahm, welche für die von den Lehrern geſtellten Aufgaben nötig geweſen wäre. Einige von den Profeſſoren hatten ihn gern, ſprachen wohl auch einmal außerhalb der Schulſtube eine Weile mit ihm und hielten ihm die Stange.

Im übrigen ging es ihm hier wie im Unterricht bei Profeſſor Werner und Profeſſor Schickedanz: Man betrachtete ihn als einen Ausländer, dem man manches durchgehen laſſen konnte, was einem regelrechten deutſchen Schüler nun und nimmer geſtattet worden wäre.

Zweiter Teil.

I.

„Wenn Sie wollen, können Sie die Bücher gleich mitnehmen," ſagte Doris zu Herrn von Kalb, den ſie vor einer Stunde im Parke getroffen hatte, als ſie den theaterfreien Abend zu einem Spaziergang benutzte. Kalb, ein Neffe der Stiftsdame Lucinde, aber im Gegenſatz zu ſeinen Bernhardshauſener Verwandten vollgeſogen mit revolutionären Ideen und den neueſten Anſchauungen der „Moderne", hatte ſich Fräulein Doris bei ihrer abendlichen Wanderung mit Vergnügen angeſchloſſen. Unter den grünen Bäumen auf- und niederwandelnd, disputierte er mit ihr über die Ehe und die Liebe. Doris hatte ſich recht gut mit ihm unterhalten. Er war ein geſcheiter Kerl. Sie wollte ihn doch öfter zu ſich bitten.

Fünf Minuten ſpäter ſchon bereute ſie ihre unbedachte Aufforderung, mit ihr hinauf in ihre Wohnung zu kommen. Denn noch ehe ſie Zeit gefunden, in ihrem Zimmer die Lampe anzuzünden, fühlte ſie ſich von dem jungen Manne umſchlungen und ſo ſchnell und heftig geküßt, daß ſie kaum zur Beſinnung kam, ehe es geſchehen war. Dann flog der junge

Kalb freilich, von einem gewaltsamen Stoß ihres kräftigen Armes getroffen, zurück und mußte sich taumelnd am Thürpfosten halten, um nicht auf den Teppich zu stürzen.

„Das war etwas gewaltsam," stammelte er betroffen.

„Wie sich's für einen unverschämten Esel geziemt," antwortete Fräulein Doris deutlich.

„Verzeihen Sie, meine Gnädigste," sagte Kalb würdig, „Sie äußerten während unseres Gespräches so vernünftige Ansichten, daß ich hoffen durfte, Sie würden sich auch vernünftig betragen und nicht an einem unschuldigen Kuß einen so heftigen . . . Anstoß nehmen. Ich glaube, ich habe blaue Flecke davongetragen."

„Ist Ihnen ganz recht geschehen," rief Doris lachend.

„Nein — zünden Sie die dumme Lampe noch nicht an," bat Kalb. „Wenn Sie wollen, bleibe ich hier an der Thür stehen — ich dachte nur nicht, daß Sie so furchtsam wären . . . Also — zünden Sie meinetwegen an — aber hören Sie mich. Wir alle wissen, daß Sie nicht so unnahbar sind, wie Sie scheinen . . ."

„Herr von Kalb . . ."

„Fräulein Doris —! Der Baron Perneberg . . ."

„Was geht Sie der Baron Perneberg an," rief sie ungeduldig.

„Es ist nicht hübsch von Ihnen, daß Sie, ein blühendes Mädchen, das zur Freude der Jugend

geſchaffen iſt, uns den alten Knaben vorziehen. Wehren Sie ſich nicht, heucheln Sie nicht. Jeder weiß . . .“

„So — jeder weiß! Was weiß ein jeder?“

„Ach, laſſen Sie mich doch nicht zu deutlich werden. Wenn Sie ihn noch liebten! Aber einen ſo ſchlechten Geſchmack traut Ihnen niemand zu! Alſo nur aus Ehrgeiz — nur um am Theater die erſte Rolle zu ſpielen — ſehen Sie, Doris, das iſt Sünde wider die Natur.“

„Und davor wollen Sie mich retten?“ höhnte Doris.

„Ja — und Sie werden es mir danken.“

„Wenn ich aber ſo viel guten Geſchmack beſitze, auch Sie nicht zu lieben?“

„Sie wollen nur nicht.“

Doris kam funkelnden Auges mit großen Schritten auf ihn zu. Kalb blickte ihr entgegen, geſpannt, was ſie thun würde. Vielleicht ein brunhildenhaftes Ringen . . . Schon ſah er das ſtolze, herbe Mädchen überwältigt, atemlos an ſeine Bruſt geſunken und ſich als Sieger . . .

Aber ſie trat hart an ihm vorüber, öffnete die Thür und ſagte: „Nun iſt's genug. Ich habe Ihre Widerwärtigkeiten ſatt. Mama!“ . . . Sie rief es laut, mit ſcharfer, harter Stimme. Sie war auch nicht mehr liebreizend in dieſem Augenblick.

Der junge Kalb griff nach ſeinem Hut, der auf den Boden gerollt war. „Sie werden es einmal bereuen! Die Künſtlerin wird es fühlen, wie es thut,

wenn sie die Begeisterung der Jugend von sich stößt," murmelte er feindlich.

Indem er, mit seinen kurzsichtigen Augen mühsam vor sich hinspähend, unsicher die schmale, kleine Treppe hinabtastete, wurde die Hausglocke gezogen.

Kalb stieß mit dem Baron Perneberg und Dionys Bürgelin zusammen. Jeder trug einen Blumenstrauß. „Ihr ältester und Ihr jüngster Verehrer begegnen sich in ihren Huldigungen," rief Perneberg lustig zu Doris empor, die mit der Lampe am Geländer stand, dem jungen Kalb freundlich hinaus zu leuchten.

„Bei nachtschlafender Zeit die Leute so zu überfallen!" rief Doris übellaunig.

„Wir wollten ja nur unsere Spenden bei Ihrer Köchin abgeben!" brummte der Baron.

„Mama!" rief Doris ärgerlich. Die Pastorin trat unten aus der Küche. „Nimm dem Baron die Blumen ab, er weiß, daß ich nach dem Theater nicht empfange."

„Aber Doris, sei doch nicht so ungezogen," mahnte die Pastorin.

„Was für Herrn von Kalb gilt, gilt doch wohl auch für uns," rief der Baron gemütlich und begann schwerfällig die Treppe zu erklimmen. „Kommen Sie, Kalb, kehren Sie wieder um!"

„Ich danke, ich werde erwartet," murmelte Kalb, lachte kurz auf und lief an dem Baron vorüber auf die Straße hinaus. Der Baron blieb stehen und sah ihm nach. Er machte eine eigentümlich sauersüße

Grimaſſe und murmelte: „Hm — na — na — Kinder — Kinder . . .“

Seine Hängebacken bewegten ſich nervös.

„N' Abend, Frau Paſtorin! Schauen Sie mal wieder ein bei der Doris? Wie ſteht's in Griesbach? Was hat die Mine hier wieder für Schandthaten verübt?“ fragte er jovial.

„Ja, Herr Baron, es thut ſchon not, daß ich wieder nach dem Rechten ſehe. Doris kümmert ſich um gar nichts. Sechs Mark für eine Gans zu zahlen — es iſt eine Sünde!“

„Mutter, es war eine Kapitalgans,“ rief Doris von oben herunter. „Ich habe wochenlang an dem Schmalz!“

„Gänſeſchmalz?“ fragte der Baron Perneberg lüſtern. „Ach, wie mich das an meine ſelige Tante in Pommern erinnert.“

„Wollen Sie koſten?“

„Na, aber natürlich.“

Doris lief, um den unfreundlichen Empfang wieder gut zu machen, mit dem Licht hinunter in ihre kleine Speiſekammer und brachte einen Laib Schwarzbrot und ein braunes Töpfchen mit dem köſtlichen Fett in ihren behaglichen Salon, wo Perneberg und Dionys inzwiſchen eingetreten waren.

„Hausbrot, Baron . . . Mama hat es ſelbſt geknetet . . .!“

„Na, Gott ſei Dank, da ſieht man wieder ein menſchliches Geſicht. Als wir kamen, konnte man ſich ja faſt fürchten.“

Er lachte in sich hinein, denn er ahnte, was zwischen seiner Freundin und Herrn von Kalb vorgegangen sein mochte.

Vergnügt schlug er Dionys auf die Schulter und rief: „Kommen Sie, junger Freund, genieren Sie sich nicht, Sie sind noch in dem Alter, wo man für ein Schmalzbrot sein Leben läßt."

Der junge Halbengländer sah zweifelnd in das braune Töpfchen, das zwischen der Visitenkartenschale und Tolstois Kreuzersonate auf dem geschnitzten Tischchen stand.

„Ist es wirklich gut?" fragte er ernsthaft.

„Ach, Sie kennen kein Gänseschmalz? Dann wissen Sie noch nicht, was Genuß ist," rief der norddeutsche Edelmann begeistert. „Ich glaube, Ihre Erfahrungen auf dem Gebiet der Lebensgenüsse sind überhaupt noch schwach entwickelt — wie?"

„O, das hole ich schon nach, wenn ich mit dem Gymnasium fertig bin," sagte Dionys, ein ruhiges, unschuldiges Lächeln auf dem schönen Knabengesicht.

„Alles hübsch der Reihe nach," spottete Doris. Dionys verstand sie nicht. Er nickte ihr freundlich zu und ging ins Nebenzimmer zu ihrem Flügel. Leise melodische Akkorde griff er dort und spielte dann eines seiner lieben schottischen Volkslieder. Seine Mutter schickte ihn fast täglich mit allerlei Botschaften zu Doris. Er kam des Morgens, wenn sie noch im Bett lag, und er kannte ihr Schlafzimmer so gut wie ihren Salon. Er kam zu ihren five o'clock teas, und er

war der Einzige, der auch nach dem Theater bei ihr Einlaß fand.

Trotzdem er allmählich siebzehn Jahre geworden, machte er mit seinen Kniehosen und der Sammetjoppe, seinem langen Haar und den großen blauen Augen, mit seiner jungen, blühenden Schönheit auf alle Menschen einen so knabenhaften Eindruck, daß selbst die pädagogischen Bewohner von Bernhardshausen kein Arg in seinem Verkehr mit der hübschen Sängerin sahen. Höchstens fanden sie es bedenklich, daß er den Baron Perneberg häufig dort traf.

Dionys war jedoch nicht neugierig auf pikante Geheimnisse. Die Neckereien, die verliebte Qual des Barons verstand er kaum. Er langweilte sich höchstens ein wenig. Auch wenn er mit Doris allein war, wußte er nicht recht, was er mit ihr reden sollte. Sie war ja sehr nett und er hatte die größte Achtung vor ihrer Kunst. Aber sie stand so hoch über ihm . . .

„Wie seelenvoll der Bengel spielt," sagte Doris. „Und im Leben — Stockfisch. Was habe ich mir schon für Mühe mit dem Jungen gegeben, ihm ein bißchen Begeisterung einzutrichtern — ganz umsonst."

„Wirklich — Mühe haben Sie sich gegeben — da könnte man ja beinahe . . . So ein jugendlicher Adonis . . . Doris — Doris — . ."

Der Baron sah sie kläglich flehend an.

„Und Kalb," flüsterte er, sich zu ihr beugend, indem er mit den Augen förmlich ihre Seele zu ergründen suchte, „—was haben Sie mit ihm gehabt?

Sagen Sie es mir, Doris, Kind — seien Sie doch barmherzig! Quälen Sie mich nicht grundlos."

„Ein unverschämter Affe ist's," brach Doris zornig los. „Kein menschliches Wort kann man mit euch Männern reden, daß ihr es nicht gleich mißversteht!"

„Sie sind in einer bösen Laune heut abend. Und doch bedauern Sie, das Kind dort drinnen nicht aus seiner Ruhe bringen zu können . . .?"

„Nicht um meinetwillen . . . Natürlich doch nicht um meinetwillen. Aber ein Musiker ohne Temperament . . . Das ärgert mich. Das regt mich auf!"

„Wird schon noch kommen." Der Baron lächelte cynisch. „Er wäre doch nicht der Sohn seiner Mutter . . ."

„Ja, die Frau hat, weiß Gott, Temperament. Die wiegt euch alle auf!"

„Wie Sie wieder schwärmen. Auf die Frau bin ich eifersüchtig, wissen Sie das?"

„Ich habe ihr viel zu verdanken," sagte Doris ernst. „Beinahe so viel, wie . . ."

„Wie —? Doris, warum sprechen Sie es nicht aus?"

„Wie meinen Eltern."

„Das ist grausam," sagte Perneberg schmerzlich. „Sie meinten es nicht. Es hat mich gekränkt."

Doris zuckte verächtlich die Achseln.

„Dionys!" rief sie ins Nebenzimmer, „du mußt wohl nach Haus. Deine Mutter wird dich erwarten."

Dionys sprang sofort auf und kam herbei. Doris nahm, ohne ein Wort weiter zu sprechen, die Lampe

und leuchtete den beiden Herren. Als der Baron sie, seiner Gewohnheit nach, beim Abschied auf die Stirn küssen wollte, warf sie den Kopf mit einer unwilligen Bewegung zur Seite.

Er schlich demütig die Treppe hinunter und sein gutmütiges Doggengesicht trug den Ausdruck eines geprügelten Hundes.

Als die Herren gegangen waren, kam die Pastorin unten aus der Küche hervor.

„Was werden nun wieder die Leute sagen, wenn's jemand gesehen hat, daß die jetzt um halb elf Uhr aus deiner Thür kommen," klagte sie mit zankender Stimme.

„Warum bist du nicht im Zimmer geblieben, Mutter?" fragte Doris scharf. „Wie oft hab' ich dir gesagt, daß du nicht immer davonlaufen sollst, wenn Besuch kommt. Was heißt das nun wieder, daß du da unten in der Küche steckst?"

„Wenn der Baron da ist, störe ich ja doch nur," klagte die Mutter, die kleine Treppe hinaufsteigend. „Ach, das ist ein Jammer —! Was die Geschichte mich schon für Thränen gekostet hat! Wärst du bei uns im Haus geblieben, wie ein anständiges Mädchen ... So viel muß ich hören — schon draußen auf unserem Dorfe reden sie ..."

„Mutter!" schrie Doris laut auf, und es war ein Glück, daß sie die Lampe bereits niedergesetzt hatte. Sie zitterte am ganzen Körper vor Zorn. „Mache mich nicht toll — hörst du? Nimm dich in

acht —! Du weißt, daß nichts ist zwischen mir und dem Baron . . ."

„Ich habe doch durch den Thürspalt gesehen, wie er dir beim Abschied noch etwas zuflüsterte und dich wieder küssen wollte . . . Pfui — pfui . . . Eine Sünde und Schande . . ."

„Schweig — zum Donnerwetter schweig —" schrie Doris. „Ich habe genug heut abend. Ihr macht mich toll, alle miteinander." Sie riß einen Shawl aus dem Schrank und hüllte sich hinein.

„Wohin willst du denn noch?"

„An die Luft! Hinaus! Ich ersticke sonst."

Sie rannte fort, während die Mutter hinter ihr dreinschalt über das verrückte Komödiantenwesen.

Doris lief ein paar Häuser weit die Straße entlang, klingelte eine Bernhardshausener Bürgertochter heraus, die ihr treu und blind ergeben war, und auch jetzt, obwohl schon im Nachtjäckchen, gehorsam wieder in ihre Kleider schlüpfte, dem Rufe der großen, angebeteten Freundin Folge zu leisten. Doris eilte, ohne auch nur ein Wort mit Frida zu sprechen, hinaus in die nächtlichen Felder. Der Tau lag schwer auf den grasigen Rainen. Doris schlug, wie es die Bauermädchen zu thun pflegen, wenn sie über Land wandern, ihren Kleiderrock in die Höhe, und stürmte vorwärts, ohne Ziel, nur um in der heftigen Bewegung sich auszutoben. Der Feldweg führte einen sanft ansteigenden Hügel empor. Oben blieb sie stehen und trank in tiefen Zügen die kühle Luft, die von dem weiten Sternenhimmel auf sie herniederwehte. Sie

blickte zurück. Im Thale lag die Stadt, noch ſchimmerten einzelne Lichter durch den Nebel, der ſie umhüllte.

Doris glühten die Wangen, das aufgeregte Blut hämmerte ihr in allen Pulſen.

„Ach, das thut gut," rief ſie laut, den Shawl abreißend, und ließ ſich den Nachtwind durchs Haar ſtreichen. „Reine Luft — nur wieder reine Luft! Frida — die Männer ſind ekelhaft. Über dieſe unvernünftige, ſinnloſe Natur —! Und da mühen wir uns, Sinn und Bedeutung in unſer Leben zu bringen. Umſonſt! Umſonſt . . . Sie wollen ja gar keinen Sinn — keinen Verſtand . . . Ewig nur das Eine! — — — Oder ſie ſind langweilige Pappenſtiele, wie dieſer ſchöne Dionys, den ſeine Mutter mir da fortwährend auf den Hals ſchickt . . ."

„Es gab wohl wieder etwas mit dem Baron?" fragte Frida beſcheiden.

„Ach — ja und nein . . . Immer dasſelbe! Und dieſer Eſel von Kalb . . . Und Mama ſchimpfte natürlich wieder . . . Weiß ſie denn, warum ich den Baron halte . . .? Ahnt ſie denn, was mir der Mann iſt? Intendant hin, Intendant her — aber ſein Verſtändnis, ſeine Kritik . . . Seine Begeiſterung! Himmel-Kreuz-Donnerwetter nicht noch mal — die eigene Mutter und hat keinen Begriff . . .! Sollen wir denn ewig nur aus uns ſelber ſchöpfen? Ich weiß, Sie können ihn auch nicht ausſtehen, Frida . . . Ich ſage Ihnen — ich brauche dieſen Mann! Wir alle, die wir etwas ſchaffen wollen, brauchen dieſe klugen, welterfahrenen, gebildeten Männer, die einen ſo viel wei-

teren Blick haben als wir . . . Ich wollte, weiß Gott, manchmal, ich wäre auch so leichtsinnig wie die Bataki und die andern, die heut einen Liebhaber nehmen und übers Jahr einen andern . . ."

„O Fräulein Rüder!" murmelte Frida erschrocken. Etwas in ihrem Innern kam bei den Worten der Sängerin gleichsam ins Schwanken, als sollte ein großer Einsturz in ihrem Herzen den Tempel zerstören, den sie der Freundin erbaut hatte.

„Ja, Frida — ich bin des ewigen Kampfes müde!"

Doris warf den Kopf zurück und faltete die Hände im Nacken. So stand sie lange schweigend und starrte hinauf zu den Sternen. Dann ging sie nachdenklich weiter.

„Warum nur eigentlich der Hochmut? Warum der Widerwille? Wenn ich das nur ergründen könnte?"

„Es ist doch auch Erziehung," wagte Frida einzuschalten.

„Auch. Aber nicht nur . . . Nicht nur Erziehung. Ich bin doch als christliche Pfarrerstochter erzogen und bin nun eine ausgemachte Heidin, daß der Baron sich oft über mich entsetzt. Der geht noch in die Kirche und zum Abendmahl und bereut hin und wider seine Sünden . . . Vielleicht, wenn man christlicher wäre," rief sie plötzlich fröhlich lachend, „und wüßte, wo man sich Vergebung zu holen hätte, würde man's leichter nehmen . . . Frida, ich bin kein Künstlerblut — ich denke zu viel an das Hernach . . ."

„Gott sei Dank!" kam es aus Fridas Herzen.

„Kein Mensch weiß einem Dank," meinte Doris.

„Aber — doch — man ſteht anders da. Freier .. Frida, nur die Frau, die nicht liebt, iſt frei. Man ſollte nicht lieben — nicht Vater und Mutter, nicht Mann und Kind. Sein Herz an keinen Menſchen hängen — dann iſt man frei. Ich könnte nicht Künſtlerin und Mutter zugleich ſein. Man wäre beides nur halb."

— Das war es. Damit hatte ſie verraten, was ſie ſchützte, trotz ihres heißblütigen Temperamentes: Die Furcht vor dem Kinde. Dieſe fortwährend wache, aufgeregte, ſich zur Wehr ſetzende Angſt vor der Mutterſchaft, welche heut ſo viele ſtrebende und ſchaffende Frauen erfaßt hat. Eine Angſt, ein Abſcheu, der ſo ſtark, ſo lebenleitend in ihnen geworden iſt, daß man faſt an einen dunklen, perverſen Inſtinkt glauben möchte, der doch, wie alle widernatürlichen Inſtinkte durch grauſame Notwendigkeiten empfangen und geboren und durch ſie mächtig geworden iſt. Als ſage dieſen Frauen ein Geheimes in den innerſten Gründen ihrer Natur, indem ſie dem Geſchlechte ihren Tribut zahlen, würden ſie jene Kraft, Helle und Schärfe des Geiſtes verlieren, durch die ſie ſich über ihr Geſchlecht erhoben haben. Und vielleicht hat eine beſtimmte Art von Frauen recht mit dieſer Furcht.

Doris gehörte nicht zu den naiven Talenten, zu denen, die nicht wiſſen, was ſie thun. Ihre Kraft lag außer der eigentümlich günſtigen Veranlagung ihres Kehlkopfes in Arbeit und Verſtandesthätigkeit, gewärmt und durchglüht von ihrem zuſammengedrängten, unverausgabten, ſehnſüchtig lodernden Lebensfeuer.

— — — Aber sie wäre trotz allem und allem gern geliebt worden. In der Phantasie dieser klugen, robusten und erfahrenen Bühnenkünstlerin schwebte ein jugendlicher Mädchentraum von einer zarten, treuen hingebenden und unverlangenden Männerliebe. Sie hütete sich wohl, das liebe, blasse, sentimentale Bild mit seinem himmelblau- und goldenen Rahmen jemals dem scharfen grausamen Tageslicht auszusetzen. Aber es war immer bei ihr. Darum kränkte es sie, daß Dionys so gleichgültig blieb.

* * *

Doris dachte später noch oft an diesen Abend. Kaum drei Wochen darauf starb Baron Perneberg an den Folgen einer scheinbar unbedeutenden Operation. Bei seinem Leichenbegängnis erst sah man, wie weit der Einfluß des leichtsinnigen Idealisten gereicht, wie vielen Menschen sein warmes Herz, seine impulsive Teilnahme Gutes gethan. Das Theater bekam einen anderen Leiter, der mit ängstlicher Genauigkeit bestrebt war, die verfügbaren Mittel nicht zu überschreiten. Ein philisterhafter Krittelgeist griff Platz, wo so lange ein froher Wagemut gewaltet. Auch Doris Stellung an der Bühne wurde eine andere. Sie hatte den Freund verloren, über den sie sich zwar oft ärgern mußte, mit dem sie in stetem Kampf gelegen war, aber der ihr auch eine hervorragende und beratende Stellung in der Welt hinter den Coulissen gesichert hatte.

Der neue Intendant engagierte eine neue junge Sängerin, Doris mußte manche schöne Rolle abtreten. Das Publikum interessierte sich für die fremde Erscheinung. Man fand, daß Doris künstlerisch zurückging seit dem Tode des Barons. Ihr fehlte die warme Atmosphäre, in die der Mann sie mit seiner Bewunderung eingehüllt hatte. Ja, es fehlte ihr selbst der Kampf gegen die Liebe, die tägliche Lust, grausam sein zu dürfen. Das tapfere und muntere Mädchen überließ sich einer haltlosen Trauer um den Verstorbenen, die so schmerzlicher Ausbrüche fähig war, als habe sie in Wahrheit den Geliebten verloren, der ihr der Baron bei Lebzeiten nie gewesen. Sie schwelgte in Selbstvorwürfen. Ihre Gesundheit litt unter dem trüben Gemütszustand, ihre Stimme verlor an Glanz und Klang, ihr Spiel an Weichheit, Harmonie und stillem Adel. Es wurde unvermittelt, gewaltsam. Im Alltagsleben nahm eine Neigung zu Herrschsucht und Heftigkeit, welche ihre Neider der Sängerin oft vorgeworfen hatten, entschieden zu. Die Menschen werden selten liebenswürdiger, wenn sie sich unglücklich fühlen. Auch ihre Freunde fanden es oft schwer, mit Doris Rüder auszukommen.

II.

Das Haus im Dambachgrund war seit einer Reihe von Jahren in den Besitz von Frau Bürgelin übergegangen. Und jeden Sommer hatte es sich etwas mehr zu einer englischen Cottage verfeinert.

Überwogen in der Einrichtung der Villa Edina die satten warmen Farben, die den trüben deutschen Wintertagen das leuchtende Karmoisin ihrer Seide, die schimmernde Bronze ihrer Möbel, das funkelnde Farbenspiel der venezianischen Gläser entgegenhalten sollten, so trugen die kleinen Zimmer der ländlichen Wohnung einen hellen, einfachen Charakter. Die jungen Mädchen, welche Frau Bürgelin für die Sommerwochen zu sich einlud, jauchzten vor Entzücken beim Anblick dieser zierlichen Räume, an deren Wänden Schmetterlinge und Schwalben umherzuflattern schienen, wo Kornähren auf sanftem Himmelblau sich wiegten, wo das Briefpapier mit Tannenzweigen gemalt war und ein Eichhörnchen die Tinte in einer geöffneten Nußschale dem Gast entgegenhielt. Den jungen Männern dagegen wurde bänglich, wie sie ihre langen, ungeschickten Glieder bewegen sollten,

ohne etwas von den Niedlichkeiten ſchrecklich zu zerſtören. Und eigentlich verſtand es nur Lord Malten, ſich in den niederen Korbſeſſeln auf die richtige, elegante Weiſe auszuſtrecken. Aber die junge Geſellſchaft brauchte ſich auch nur kurze Zeit täglich in den gefahrvollen Zimmerchen zu bewegen, Frau Bürgelin gewährte ihr nicht nur Gaſtfreundſchaft, ſondern auch eine ſehr reizende Gaſtfreiheit.

Sie ſelbſt wurde durch ihr Leiden, das ihr bei jedem kühlen Luftzug eine Schwellung der Wange und vermehrte Schmerzen brachte, viel in ihrem Zimmer gehalten. Dieſe erzwungene Haft fiel ihr außerordentlich ſchwer. Als ſie hörte, Doris Rüder wolle ſie in dieſem Sommer im Stich laſſen und den Reſt ihrer Ferien, nachdem ſie ein Seebad genoſſen, zu einer Tour nach Norwegen verwenden, wurde ſie ernſtlich böſe. Mademoiſelle Aubert ſandte heimlich ein Telegramm an die flüchtige Sängerin: Wenn ſie die Freundſchaft zu Frau Bürgelin nicht aufs Spiel ſetzen wolle, möge ſie die norwegiſche Reiſe fahren laſſen und wie alle Jahr im Dambachgrund einkehren. Doris kam und ſchenkte Mademoiſelle als Zeichen ihrer Dankbarkeit für den klug geleiſteten Dienſt einen originellen ſilbernen Armring. Aber ſie hätte in dieſem Jahre ihre wunde Seele gern mit neuen fremden Bildern gefüllt. Zum erſtenmal empfand ſie die Liebe von Frau Bürgelin als Tyrannei, die zierliche Enge des heiteren Sommerhäusleins bedrückend und beklemmend. Selbſt das gütige Merken auf alle ihre Wünſche wurde ihr läſtig. Es giebt Zeiten, in

denen der Mensch sich nicht gern beobachtet fühlt, am wenigsten von den Augen der sorgenden Liebe.

* * *

Von Berglings und Wöhlers war in diesem Jahr niemand im Dambachgrund. Mit Berglings hatte es eine Übelnehmerei gegeben. Eva Wöhler hatte sich im Frühling verlobt. Und Mia ... Von Mia Wöhler sprach man in Bernhardshausen nur noch mit einem feierlichen Ton, einem tragischen Augenaufschlag ... Und dann sagte man zum Schlusse stets: die armen Eltern. Übrigens wußte niemand etwas Gewisses über ihr Schicksal, seit das Mädchen Bernhardshausen verlassen hatte.

Frau Bürgelin lud in dem Bestreben, Doris gefällig zu sein, deren getreue Frida nach dem Dambachgrund. Außerdem waren die Töchter eines Kammerherrn bei ihr und der junge Engländer, der nach alter Tradition in Bernhardshausen deutsche Sprache und deutsche Litteratur kennen lernte. Man erwartete Karl mit seinem Freunde Philipp, sobald die Universitätsferien beginnen würden.

Noch hielten weniger die Studien als ein großes Fest die jungen Männer am Rheine zurück. Die fünfhundertjährige Jubelfeier ihrer Alma mater. Der Kronprinz des deutschen Reiches, der Erbprinz von Bernhardshausen waren dabei anwesend, auch eine Menge anderer Fürstlichkeiten. Und gefeierte Namen

der deutſchen Gelehrtenwelt ſpielten eine Rolle in den Beſchreibungen, welche alle Zeitungen lieferten.

Karl war als Delegierter ſeiner Verbindung bei dem Arrangement des großen hiſtoriſchen Feſtzuges ſtark beteiligt. Täglich meldeten ſeine Karten in Verſen und Proſa, mit und ohne Bilder von dem großartigen bunten Treiben dort unten am Rhein. Die Berichte wurden von Frau Bürgelin mit glücklichem Geſicht ihrer jungen Tiſchgeſellſchaft zum Beſten gegeben. Man ſteigerte ſich, weil man eines eigentlichen gemeinſamen Intereſſes entbehrte, in eine Art Studentenrauſch. Doris nährte ihn durch luſtige Geſchichten aus dem Burſchenſchaftsleben ihres Vaters, die Kammerherrntöchter, die ſonſt mehr auf den Typus Leutnant dreſſiert waren, begeiſterten ſich durch das Singen von Kommersbuchliedern, und ſchließlich ſteckten ſie ſogar den ſchweigſamen Lord Malten an.

Eines ſonnenhellen Mittags verſammelte man ſich wieder bei Tiſch. Die jungen Mädchen waren alle in duftigen Sommerkleidern erſchienen. Frau Bürgelin, die dergleichen kleine Aufmerkſamkeiten ſonſt immer dankbar anerkannte, bemerkte es heut nicht. Sie war verſtimmt. Man hatte Karl am Morgen erwartet, und nun war er doch nicht gekommen. Schon am Abend vorher hatte man ſich vergebens auf ſeine Ankunft gefreut. Die Mahlzeit war eingenommen, Frau Bürgelin hatte von ihrem Sofaplatz aus ein wenig über die formloſen jungen Leute von heutzutage geſcholten, da ſprang Dionys plötzlich zum Klavier und begann, wie um ſie zu begütigen, die Melodie des

Gaudeamus. Die Mädchen fielen singend ein, die Thüren flogen auf und in ihrem Rahmen zeigten sich, in vollem Wichs, mit Sammetpekeschen, weißen Lederhosen und Stulpstiefeln, die Hand am Degen, wallende Federn auf den Baretts, Arm in Arm, die beiden Studenten und mischten ihre kräftigen Männerstimmen in den hellen Sopran der Mädchen.

Frau Bürgelin sprang mit einem Freudenruf von ihrem Sitz, klatschte begeistert in die Hände und sang stehend das Lied zu Ende.

Das kleine Zimmer hallte wider vom Jubel und dem Wirrwarr des Willkommens. Frau Bürgelin betrachtete entzückt ihren Sohn. Wie hübsch Karl geworden war. Wie schlank und schneidig er dastand in dem kleidsamen Kostüm, neben dem höher aufgeschossenen Freunde, wie keck der etwas borstige Schnurrbart in die Höhe gewirbelt war, und wie fein und geistreich sich die Züge des Gesichtes ausgebildet hatten!

Nein, wahrhaftig — das war kein ungeleckter, verdrießlicher junger Bär mehr — das war ein Jüngling, der überall seinen Mann stehen konnte. Ihr Herz bebte vor Glück. Pauline erschien mit einem Brett voll grüner Rheinweingläser und einigen Flaschen Rüdesheimer.

„Ein Gedanke von Dionys," flüsterte Mademoiselle Aubert ihrer Herrin zu, und sie nickte strahlend. Der goldene Trank funkelte in den Gläsern. Man sang, man lachte, man erzählte bis tief in die Nacht hinein.

Als Frau Bürgelin die kleine hellgrün gemalte Treppe hinaufstieg in ihr Schlafzimmer, als sie lange am Fenster stand und auf die in dämmernder Sommernacht ruhenden Waldberge schaute, sich zu sammeln und zu beruhigen, ehe sie ihr Lager aufsuchte, da war sie zufrieden mit ihrem Leben, zufrieden mit sich und mit dem Geschick.

* * *

Philipp stürzte sich eilig in einen Flirt mit den Kammerherrntöchtern, und sie zeigten sich recht dankbar für diesen Zuwachs an Unterhaltung in der bisher etwas sehr weiblichen Sommerfrische.

Karl schloß sich schon am nächsten Tage von den gemeinsamen Spaziergängen aus und streifte nach seiner Gewohnheit einsam in den Bergen umher. Die Freunde schienen vorläufig ihres gegenseitigen Umgangs ein wenig überdrüssig zu sein.

Als Mademoiselle gegen Mittag in den leeren Salon kam, um die Blumengläser mit frisch gefüllten Schalen zu wechseln, fand sie Karl in einer Ecke sitzen. Er hatte kein Buch in der Hand und rauchte auch nicht, was seine Mutter in ihrem Salon schwerlich gestattet haben würde. Er sah nur still und träumend vor sich nieder. Mademoiselle fiel es auf, wie müde und zusammengesunken seine Haltung war, keine Spur mehr von dem schneidigen Studenten. Als sie sich ihm näherte, sah er auf, ohne sich auch nur die Mühe

zu geben, freundlich zu lächeln. Der ſtarre, aufgewirbelte Schnurrbart, der zu einem jungen Reitersmann des dreißigjährigen Krieges gepaßt hätte, ſaß wunderlich unharmoniſch in dem ſchlaffen Geſicht.

„Das Feſt iſt Ihnen nicht gut bekommen, Karl,“ ſagte Mademoiſelle Aubert bekümmert.

„Ich kann ſo etwas nicht vertragen. Und noch reden und erzählen müſſen von all dem aufgeputzten Schwindel, den man ſo gern vergeſſen möchte! Auch zu Haus die ekelhafte Komödie weiterſpielen müſſen . . . Ach — dieſes deutſche Studentenleben . . . Pfui Teufel —!“

„Laſſen Sie das Ihre Mutter nicht hören. Sie hat Opfer für Sie gebracht und möchte Sie dafür auch glücklich ſehen.“

„Ich werde noch viele Opfer von meiner Mutter verlangen — dafür iſt ſie eben meine Mutter und hat mir dies elende Leben aufgehalſt, nach dem ich wahrhaftig nicht verlangt habe.“

„Es thut mir weh, wenn Sie ſo reden.“

„Ach, an einer Stelle muß ich doch reden können, wie es mir ums Herz iſt.“

„Nun dann reden Sie,“ ſagte Mademoiſelle ſanft.

Karl erhob ſich und ſchlang ſeine Arme um den Hals des Mädchens. Er drückte ſie nicht an ſeine Bruſt, ſondern legte den Kopf auf ihre Schulter, mit einer traurigen, ſehnſüchtigen Zärtlichkeit. Das Herz der freundlichen jungen Geſellſchafterin ſtand faſt ſtill vor glücklichem Schrecken. Aber ſelbſt in dieſem Augenblick ging es ihr durch den Sinn, daß ſie das

ihrer Herrin nicht anthun dürfe. Und sie ahnte auch, daß es ein anderes Gefühl war als Liebe, was Karl in diesem Augenblick zu ihr zog. Sie machte sich nicht los, sie litt still seine weichen, leisen Küsse auf ihrer Wange. Sie küßte nur nicht wieder. Karl hörte auch bald auf und gab sie frei.

Dann seufzte er tief und trat von ihr fort.

„Ja, ja — das war dies Kapitel," murmelte er etwas unverständlich, reckte sich und streckte die Arme müde in die Luft.

„Bitte, bitte, nehmen Sie sich zusammen," flehte Mademoiselle angstvoll mit glühenden Wangen. „Ihre Mutter darf Sie so nicht sehen!"

„Keine Sorge. Ich hab's schon besser gelernt als früher."

Er reichte ihr die Hand und drückte sie fest.

„Zusammenhalten?" fragte er traurig lächelnd. „Ja —?"

Sie nickte mit Thränen in den hübschen braunen Augen.

Beide hörten die Schleppe von Frau Bürgelin auf der Treppe rauschen. Mademoiselle ging still zu ihren Blumen, und verteilte sie auf den Etageren und Tischen.

„Wie fein das bräunliche Glas zu den lila Skabiosen steht," sagte Karl, als seine Mutter eintrat. „Mama, Mademoiselle Aubert ist doch eine Meisterin im Arrangement von Blumen."

„Und sie denkt sich täglich neue Zusammenstel-

lungen aus," antwortete Frau Bürgelin, der Schweizerin einen aufmunternden Blick zusendend.

„Ich werde sie als Direktrice zu gewinnen suchen, wenn ich erst Gärtner bin," sagte Karl. „Ihr wißt gar nicht, was ich für Pläne habe."

„Ich glaubte, du wolltest Arzt werden?" fragte seine Mutter.

„Nein, das habe ich aufgegeben. Dazu reichen meine Nerven nicht."

„Siehst du? Warum nun diese Scenen bei deiner Abreise? Du hättest sie mir ersparen können."

„Das hätte ich freilich gekonnt, wenn ich die Erfahrungen, die ich mit mir gemacht habe, voraus geahnt hätte."

Frau Bürgelin zuckte mit den feinen ausdrucksvollen Augenbrauen. „Du sahest, wie unangenehm es mir war, daß du den Beruf deines Vaters ergreifen wolltest. Die Rücksicht auf deine Mutter hätte genügen sollen, dich abzuhalten."

„Mama, bei seiner Berufswahl hat ein Mann keine Rücksichten zu nehmen, auch auf seine Mutter nicht."

„So?" fragte Frau Bürgelin kalt, „er hat keine Rücksichten zu nehmen, auch wenn er pekuniär abhängig ist? Das ist mir neu."

„Eine rechte Mutter wird ihren Sohn nicht fühlen lassen, daß er von ihr abhängig ist."

„Sie wird dies wohl, wenn der Sohn Dinge

thut, die ſie mit ihrer Vernunft nicht gutheißen kann.“

Trotz des ſcharfen Ausſpruches fühlte Frau Bürgelin ſich nicht ſehr gereizt auf Karl. Mit wohlüberlegter Abſicht hatte ſie ihm zu dem Leben in ſeiner Verbindung, zu den Feſtlichkeiten reiche Mittel zukommen laſſen. Sie wollte ihn zerſtreuen. Er ſollte von den mediziniſchen Studien nur erſt einmal abgelenkt werden. Es war ihr eine Genugthuung, daß ſie recht behielt in der Berufsfrage, daß Karl den ihr ſo verhaßten Plan aufgegeben hatte.

Sie trat freundlich zu ihm, ſtrich ihm über das Haar und fragte:

„Du ſiehſt ſchlecht aus heut, iſt dir nicht wohl?“

„Nicht wohl? was heißt nicht wohl . . .“ antwortete er verſtimmt.. „Ich habe mich eben ruiniert. Syſtematiſch ruiniert . . .“

„Karl . . .“ flüſterte Mademoiſelle erſchrocken.

„Was ſoll das heißen?“ fragte ſeine Mutter.

„Das ſoll heißen, daß meine Natur deutſches Studentenleben nicht aushalten konnte. Nicht zwei Jahre lang . . . Einfach fertig.“

Er lachte hart und cyniſch. Seine Mutter blickte ihn mit weit offenen Augen an. „Und das ſagſt du mir ſo — ſo unvermutet — — ſo brutal ins Geſicht? . . . Es iſt ein geſchmackloſer Scherz . . .“

Karl lachte noch lauter.

„Ernſt iſt es, abſcheulicher, ekelhafter Ernſt . . . Gekeucht wie ein alter Mann habe ich heut früh, als ich den Zimmerberg hinauf wollte. Ins Gras habe

ich mich legen müssen, um auszuruhen, in Schweiß gebadet . . ." Er drückte die Hand in die Seite. „Und Tag und Nacht diese Schmerzen hier und im Kopf . . . Die Schlaflosigkeit . . . Verrückt könnte man darüber werden."

„Warum bist du dann nicht eher heimgekommen," fragte seine Mutter in ihrer Bestürzung ganz leise, „warum hast du dieses anstrengende Fest mitgemacht? . . ."

„Wenn ein Mann sein Wort gegeben hat, hält er es auch. Ich mußte für meine Verbindung einstehen."

„Und so viel Geld hat es gekostet . . . Weißt du eigentlich wie viel?"

„Nein — aber das ist ja auch gleichgültig."

„Karl, ich bin keine reiche Frau — so können die Dinge nicht weitergehen . . ."

Er zuckte die Achseln und klopfte mit einem Papiermesser auf den Tisch.

„Zum Dank bringst du mir einen kranken Körper und eine abscheuliche Laune mit nach Haus!" rief Frau Bürgelin schmerzlich.

Karl blickte seine Mutter an.

„Ja, Mama — so ist das Leben."

Frau Bürgelin wandte sich um und ging aus dem Zimmer. Sie kam nicht zum Essen herunter.

„O, Charles — Sie hatten mir doch versprochen . . ." sagte Mademoiselle traurig.

„Was wollen Sie . . .?"

„Ihre Nerven sind sehr überreizt . . ."

„Da haben Sie recht."

„Aber Sie werden ſich hier erholen. — In ein oder zwei Wochen werden Sie unſer alter Karl wieder ſein . . .“

Karl nickte beſtätigend mit dem Kopf. Aber er dachte: Der werde ich niemals wieder — niemals. Und er hätte ſchreien können vor innerem Jammer.

III.

In einem Glücksrausch hatte er die Universität bezogen. Den feinen seidenen Netzen des weiblichen Haushaltes entronnen, die er mit seiner ungestüm sich regenden Kraft am liebsten samt und sonders hätte zerreißen mögen — hinaus aus dem Käfig, aus der Scheinwelt ins Leben! Aber trotz diesem heißen Verlangen nach Wahrheit, nach derber Wirklichkeit war er doch ein guter Idealist gewesen. Hatte er sich nicht die unwürdige Komödie vorspielen lassen . . . als unschuldiger Tropf die ihm zugewiesene Rolle übernommen und treulich, ehrlich durchgeführt — den andern zum Nutzen, sich zum Schaden? — — Wenn er die Erfahrungen dieses letzten Jahres durchdachte, bäumte sich sein Stolz wie ein toll gewordenes Pferd. Er wurde blaß vor Zorn. Und in seinen Schläfen begann das unheimliche Klopfen, Bohren und Hämmern, das er seit Wochen darin fühlte — mit Angst und Schrecken fühlte, wie eine im Dunkeln wirkende Gefahr.

— — — — — — —
— — — — — — —

Als er das Abiturium vollendet hatte, ließ seine Mutter sich den Klasen kommen. Das war gewiß

der erste falsche Schritt . . . — Es scheint fast ein Naturgesetz zu sein, daß Mütter falsche Schritte thun, wenn sie zum Wohl ihrer Söhne handeln wollen, dachte Karl mit trübseliger Ironie.

Ja, also dieser Klasen . . . Er hatte ihn immer unbändig bewundert — von weitem, wie man ein prachtvolles fremdes Tier bewundert. Er hatte daheim oft von ihm geredet. Persönlich war er ihm nicht näher getreten. Klasen war in der Ober-Prima, als er in die Unter-Prima eintrat. Er ging ein Jahr früher zur Hochschule. Ein Kerl wie ein Stier an Kraft und Knochenbau, aber so unermüdlich, wenn er einmal arbeiten wollte, als unverwüstlich im Genuß. Mit erstaunlichen Geistesgaben war er ausgerüstet, die Roheit geadelt durch einen derben Humor.

Karl hätte nie geglaubt, daß seine Mutter sich mit einem solchen Exemplar deutschen Bauerntums auch nur verständigen könne.

Er hatte sie unterschätzt. Sie begriff als Erscheinung alles Echte, Unverfälschte, ja sie begeisterte sich dafür. Und er hatte auch Klasen unterschätzt, der mit der pfiffigen Liebenswürdigkeit des Thüringers die Menschen für sich zu gewinnen wußte. Klasen äußerte sich mit hoher Bewunderung über Frau Bürgelins Scharfblick in der Beurteilung ihrer Söhne. Sie wünschte von ihm, er solle Karl auf der Hochschule unter seine Flügel nehmen, ihm Verkehr verschaffen, ihn in das deutsche Studentenleben einführen. Frau Bürgelin stellte es sich ungefähr so vor, wie

wenn ihre jungen Gäste in einem Anfall von Übermut den Kanon aus Auerbachs Keller anstimmten und miteinander in ihrem Eßzimmer sangen: Uns ist ganz kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen . . . ein Lied, das, weil es eben aus einer klassischen Dichtung stammt, trotz seines anstößigen Inhaltes in Bernhardshausen salonfähig geworden war.

Klasen sollte verhindern, daß Karl sich zu sehr in grüblerische Einsamkeiten vertiefte — er sollte auch nicht in heftigem Arbeiten mit seinem Freunde Philipp wetteifern wollen. Philipp war ein armer Junge, gezwungen, möglichst schnell sein Staatsexamen abzulegen, um zu Brot zu kommen. Das hatte Karl nicht nötig. — Er brauchte auch nicht Soldat zu werden und dem Vaterlande ein volles Jahr seiner Ausbildung zu opfern.

Klasen versprach, über Karl zu wachen, ihm ein treuer Mentor zu werden. Vielleicht könne er ihn in seine Verbindung zu den Nibelungen einführen. Man sei zwar dort etwas wählerisch, besonders gegen Ausländer . . . Aber er wolle schon sehen, was sich thun lasse. An so einer Verbindung habe ein junger Mann Halt und Stütze fürs Leben, erklärte er Frau Bürgelin. Da stehe Einer für Alle und Alle für Einen.

Karl wurde sehr liebenswürdig von den Nibelungen aufgenommen. Anfangs machte, wie Klasen gefürchtet hatte, sein definitiver Eintritt Schwierigkeiten. Man war so echt deutsch bei den Nibelungen. Und man wollte Karl zu seinem Schmerz nicht recht als Deutschen anerkennen.

Man hatte ihn aber als Gast eingeladen, zu einem Ausflug in bekränzten Schiffen den Rhein hinunter. Man trank von dem köstlichen Wein, man sang, jauchzte und war kolossal fidel. Und doch hielt das Treiben und die Lustigkeit sich in gewissen Grenzen. Karl berichtete ganz bezaubert davon nach Haus. In einer der kleinen zwischen Reben versteckten Schenken hatte ein Kind sie bedient, mit Zöpfen von der Farbe und dem Funkelglanz des goldenen Weines, mit einer fröhlichen Zutraulichkeit, die Karls Herz sofort gefangen nahm. Nach drei Tagen war sie sein Liebchen.

Er wurde durch Klasens kräftige Fürsprache bei den Nibelungen aufgenommen. Man übertrug ihm sogar sehr bald das Ehrenamt eines Verwalters des Verbindungsvermögens. Es verursachte Karl viele Mühe, und großartig, wie er einmal angelegt war, opferte er beträchtliche Summen, um Ordnung in die recht verwirrten Finanzverhältnisse zu bringen. Er wollte doch zeigen, daß er des in ihn gesetzten Vertrauens würdig sei. Wurde der Ton in der Verbindung auch an den späteren Kneipabenden beträchtlich derber, Karl hatte doch eine große, herzliche Freude an dem Verkehr mit den begabten und lustigen jungen Leuten.

Weniger befriedigend gestaltete sich sein Studiengang. Im Anatomiesaal versagten seine Kräfte völlig. Seine Magennerven empörten sich jedesmal so energisch, daß er eine ernstliche Störung seiner Gesundheit davontrug und dem Kolleg entsagen mußte. Mit bitterer Enttäuschung machte er sich klar, daß er

zum praktiſchen Arzt nicht geſchaffen ſei. Und er hätte doch ſo gern der Menſchheit genützt!

Wie ſah es denn unter den Naturwiſſenſchaftlern aus? Da waren die einzelnen leuchtenden Sterne am Gelehrtenhimmel, die den Ruhm der deutſchen Wiſſenſchaften begründet hatten. Einige wenige Männer, die mit großen Mitteln und großen Geiſtesgaben Bedeutendes geleiſtet haben. Aber die übrigen? Jeder beackerte ſein winziges Stückchen Feld mit dem geduldigen, hartnäckigen Bienenfleiß, der dem Deutſchen ſo eigen iſt. Eine enge Fachkrämerei, ein beſchränkter Gelehrtenhochmut, ein fortwährendes ängſtliches Hinaufſchauen, wie droben die Wetterfahne ſtand, um nur das eigene Fähnchen auch ſchleunigſt in gleicher Richtung zu drehen.

Wo war der freie, philoſophiſch-klare Blick über das Ganze der Lebenserſcheinungen, wo die großen, führenden, fortreißenden Gedanken, die Karl hier bei den alten und jungen Lehrern der Hochſchule zu finden gehofft . . .?

Karl durfte nicht daran denken, einer der Auserleſenen zu werden. Für weite Reiſen, zu koſtſpieligen, jahrelangen Experimenten, die dazu gehört hätten, beſaß er einfach nicht das Geld.

Alſo Arbeitsameiſe! Jahrelang im Laboratorium unermüdlich Säuren mit Säuren verbinden und wieder zu trennen . . . Oder einen langen Teil ſeines Lebens vor dem Mikroſkop ſitzen, um den Irrtum nachzuweiſen, den ein Fachgenoſſe bei der Beſchreibung der Flimmerhaare eines Rädertierchens gemacht hat . . .?

Zu dieſer Kärrnerarbeit, die ja wohl von vielen immer gethan werden muß, fühlte Karl ſich vollkommen unfähig. Daneben einflußreichen Profeſſorenfrauen geſchickt den Hof machen, um eine der Töchter heiraten zu dürfen und in gegebener Zeit in dieſem illuſtren und eingebildeten Kreiſe eine möglichſt einträgliche Stellung zu erhalten . . . Karl graute davor.

Er war ſtets in ſeinem Leben Ausnahme geweſen, wie er auch überall Ausländer blieb.

Und ſo fuhr er denn fort, ſich ſprunghaft und ungeregelt von Bildungsmaterien nur das anzueignen, wozu ihn gerade die Laune trieb. Wohl fühlte er die Unruhe und Zerfahrenheit, die dadurch in ſein Denken kam. Er fühlte die Gefahr, die in dem zweckloſen Anhäufen von Bildungsſtoff gerade für ihn liegen konnte, der ohnehin zum geiſtigen Sezieren und wieder Zerfaſern alles Gewonnenen neigte. Er beneidete oft ſeinen Freund Philipp um die ſtrenge Notwendigkeit, die dieſen in einer Richtung vorwärts trieb.

Dabei hätte Philipp ſeinem Verſtande wie ſeiner äußeren Erſcheinung nach eine ganz andere Rolle in der Welt ſpielen können. Karl ſuchte des Freundes Ehrgeiz zu wecken. Als es mißlang, ſagte er ſich, daß Philipp wohl das Richtige erwählt habe. Nun förderte er und half ihm, wo er konnte. Er ſtand gut und freundſchaftlich mit zwei oder drei Leuten aus der Verbindung. Aber bei den Kneipabenden fühlte er oft um ſich her eine Gleichgültigkeit, ja eine geheime Feindſchaft gegen ſeine Perſon, die er ſich nicht er-

klären konnte. Sie erfüllte ihn mit unbestimmter Betrübnis.

Er arbeitete im Verein mit Klasen eifrig und fast über seine Kräfte daran, den Nibelungen eine einflußreiche Stellung bei dem großen Fest zu verschaffen und die Stellung ehrenvoll zu behaupten. Die Gruppe, welche sie in dem historischen Zuge bilden sollten, zu etwas künstlerisch Hervorragendem zu gestalten, war Tag und Nacht sein Bemühen. Er versuchte, das Mißbehagen, das ihm die neuerdings immer mehr überhand nehmende Roheit von Klasen bereitete, zu unterdrücken, und loyal mit ihm zum Wohl des Ganzen zu schaffen. Das Verhandeln mit Korporationen und Behörden, mit Universitäts- und Staatswürdenträgern, mit freundlich und feindlich gesinnten Korps, mit Handwerkern und Bürgern und Künstlern, das seinem ungelenken Wesen schwer fiel, bei dem er sich oft lächerlich fühlte, faßte er als ein Mittel zur Selbsterziehung auf. Er schluckte manche geheime Kränkung, manchen Ärger dabei tapfer hinunter.

Da verrieten ihm eines Abends ein paar Verbindungsbrüder in redseliger Bezechtheit, wie Klasen ihn denn eigentlich bei den Nibelungen eingeführt habe . . . Es galt die reichen Mittel des englischen Millionärs für die verschuldete Verbindung flüssig zu machen. Dazu hatte der schlaue Klasen einen ganzen Feldzugsplan entworfen, auf welchen die „verrückte Schraube" schon hineinfallen würde. Man übte sich dazu ein, wie zu einem ungeheuren Ulk.

Der spleenige Engländer, setzte Klasen seinen Verbindungsbrüdern auseinander, mache in deutschem Idealismus. Er war ein zartbesaitetes Muttersöhnchen. Also mußte man ihn danach behandeln. Es wurden die sentimentalsten Volkslieder aus dem Kommersbuch gewählt und unter brüllendem Jubel eingeübt. Es erging strenger Befehl, keine Zoten zu erzählen. Auch die übrigen Requisiten zum Goldfischfang wurden von Klasen mit sicheren Blicken ausgewählt: Die Rheinfahrt bei Mondenschein, die unter Rebenlaub versteckte Schenke, das zutrauliche, blondzöpfige Kind — eine geschickte kleine Blutsaugerin, die Klasen gründlich kannte und tyrannisch beherrschte — das Reklameliebchen der Verbindung . . .

Karl hatte alles für echt gehalten: Die Begeisterung, den Hochflug der Gesinnung, die Naturschwärmerei, die biderbe Achtung, die herzliche Zuneigung, mit der man ihm entgegenkam, wie die heitere Unschuld der blonden Rheintochter . . .

Er ergriff das einzige Mittel, das ihm blieb, den beiden Zechgenossen seine geistige Überlegenheit fühlen zu lassen: er lachte mit ihnen — er brüllte vor Lachen über den genialen Ulk, den man mit ihm getrieben.

Und dann betrank er sich bis zur Bewußtlosigkeit.

Sollte er Klasen und ein halbes Dutzend der Nibelungen fordern?

Als Karl sich diese Frage vorlegte, sah er erst ein, wie fremd er in dem Kreise stand, wie wenig ihm die üblichen Studentenbegriffe vom Dreinschlagen, sowie man sich beleidigt fühlt, in Fleisch und Blut

übergegangen waren. Seine eigene Wunde war tief und gefährlich. In vielen schlaflosen Nächten bitterer Selbstprüfung machte er sich klar, daß er, genau wie seine Mutter, gern ein wenig den Herrgott und den Wohlthäter spielte. Ja — das war seine schwache Seite. Und eben hier hatte man ihn so empfindlich getroffen. Aber handelte man perfide an ihm, so wollte er um so loyaler vorgehen. Er wollte den Nibelungen, oder wenn nicht ihnen, so doch sich selbst zeigen, daß man ihn in jedem Sinne zu niedrig taxiert habe. Er wollte ihnen zeigen, daß nicht sein Geld, sondern gerade seine Person ein Gewinn für die Verbindung gewesen sei, ehe er den Genossen die Ehrenämter vor die Füße warf und dem ganzen unerquicklichen Erlebnis den Rücken kehrte.

Aber er überschätzte in dieser intellektuellen Selbstüberwindungsthat die Kräfte seiner Nerven. Er gehörte nun einmal zu den Menschen, deren Gesundheit ein feines, leicht verletzliches Instrument im Dienst der Seele ist, das untauglich wird, sobald die Gebieterin leidet.

Mit äußerster Anstrengung hielt er sich bis zum Feste aufrecht. Der brausende Jubel, die Glückwünsche, die er über das Gelingen der Gruppe, welche die Nibelungen im Festzug bildeten, von allen Seiten in Empfang nahm, das donnernde Hoch, das ihm die Verbindungsbrüder zuletzt ausbrachten, alles zog wie ein verworrener Traum an ihm vorüber.

Unterwegs, im Coupé, erklärte ihm Philipp, mit einem so gereizten, hochmütigen und unberechenbaren

Menſchen könne er nicht länger zuſammenleben. Er beabſichtige die Univerſität zu wechſeln und ſich von ihm zu trennen. Kurz und kalt willigte Karl ein. Er war zu müde, um dem Freund auch nur eine Erklärung zu geben, zu tief verletzt, ihn um Schonung zu bitten.

Mit einem furchtbaren Defizit kam er zu Hauſe an.

Da nötigten ihm Mademoiſelle und Dionys auch noch die Eintrittskomödie auf. Grimmen Humors voll fügte er ſich. Dann brach alles an ihm, in ihm zuſammen.

IV.

Dionys und die Mädchen hatten im Walde ein junges Reh gefunden. Es stand in einem Wässerchen auf einem Stein und zitterte vor Angst. Vorsichtig war Dionys zu ihm gewatet; es rührte sich nicht, blickte ihn nur hilflos an. Dionys entdeckte, daß es auf dem braunen, glatten Köpfchen ein paar rote Wunden trug. Ein Raubvogel mochte es angefallen und so kläglich zugerichtet haben. Wo aber war die Mutter des kleinen Kitzleins? Dionys schlug vor, sich ein wenig zurückzuziehen und aus der Ferne zu beobachten, ob die alte Rehgais nicht zurückkehren und sich ihres Jungen annehmen werde. Man setzte endlich den Spaziergang fort. Als man nach einer Stunde auf demselben Wege heimkehrte, stand das Tierchen in der Dämmerung noch immer auf seinem Stein, mitten in dem Bache, und zitterte vor Angst. Augenscheinlich hatten die Alten es verlassen. Die eine Kammerherrntochter begann aus Mitleid zu weinen. Dionys nahm das kleine Geschöpf auf die Arme. Doris wusch ihm die Kopfwunden mit kühlem Wasser,

das ließ es sich gern gefallen und sog begierig an dem nassen Tuch, welches sie ihm an das nette Schnäuzchen hielt. Und dann legte es mit einer rührenden Gebärde, mit der Bewegung eines kranken Kindes seinen Kopf an die breite Schulter von Dionys und schloß seine braunen Augen.

Wir nehmen es heim und pflegen es, und wenn es gesund geworden, geben wir ihm die Freiheit wieder! So wurde beschlossen, und Dionys trug das kranke Tierchen auf seinen kräftigen Armen den weiten Weg nach dem Dambachgrund.

„Sie gehen daher wie der gute Hirte," sagte Doris lächelnd. Wie sanft er auf das Tierchen herunterſieht, dachte sie, wie zart und gütig er es hält . . . Er ist doch ein lieber Mensch.

Sogar Trinchen, die verdrießliche Köchin, wurde beim Anblick des leidenden Geschöpfchens von einer Regung mütterlichen Mitleids ergriffen. Sie trug einen Korb herbei, etwas Heu und einen weichen alten Shawl, um es in der Küche zu betten. Die dicke Pauline beobachtete wohlwollend, wie Doris das Tierchen aus einem silbernen Löffel mit Milch fütterte, und wie es leckte und schluckte.

Die ganze Gesellschaft war in der Küche versammelt. Frau Bürgelin fand das Eßzimmer leer, als sie zum Abendbrot herunter kam. Verwundert trat sie näher und fragte, was es gäbe.

Durcheinander berichtete man ihr mit freudigem Eifer von dem Funde. Sie warf einen Blick auf das Reh, das jetzt still und leise zitternd in seinem

Körbchen lag. Ihre Brauen zogen sich unzufrieden zusammen.

„Es wird diese Nacht noch sterben," sagte sie heftig. „Schafft mir das Tier aus dem Hause — es ist ein kläglicher Anblick."

„O gnädige Frau!" riefen die jungen Mädchen ganz erschrocken.

„Aber Mama — es hat getrunken, es kann sich wieder erholen," bat Dionys. „Sieh — es fühlt sich behaglich in dem Korb. Laß es doch in seiner warmen Ecke!"

„Ich befehle dir, das Tier fortzuschaffen — wohin, ist mir gleich," rief Frau Bürgelin streng. „Ich will nicht, daß in meinem Hause ein Geschöpf leidet und stirbt. Ich mag es nicht sehen — nicht wissen! Schafft mir das Tier aus den Augen," rief sie noch einmal. Ihre Schleppe raschelte hart wie dürres Laub, als sie über die Thürschwelle schritt.

In ihrem Ton hatte der herrische Befehl gelegen, gegen den es keine Widerrede gab. All die jungen, sonst so selbstbewußten Menschen fürchteten sich davor. Schweigend versammelte man sich um den Eßtisch. Frau Bürgelin sprach viel und lebhaft, aber es wollte heut abend keine Heiterkeit unter den Gästen aufkommen. Dionys kehrte spät heim, als seine Mutter sich schon zurückgezogen hatte. Er berichtete, daß er das Tierchen zum Förster getragen. Seine und Karls Gegenwart hielt die Empörung der jungen Mädchen zurück. Aber als alles still geworden,

ſchlichen die beiden Kammerherrntöchter zu Doris hinüber. Hier fanden ſie einen Zorn, eine Bitterkeit gegen Frau Bürgelin ausbrechen, die ſie beinahe ebenſo beſtürzte, wie der grauſame Befehl.

V.

„Und was gedenkst du nun zu beginnen?“ fragte Frau Bürgelin ihren Sohn, als sie ihn zu einer längeren Unterredung auf ihr Zimmer befohlen hatte.

Karl drehte an seinem Schnurrbart. „Ich weiß nicht. Mich erholen. Erlaub', daß ich mir einen andern Stuhl nehme. Auf diesem kann ein vernünftiger Mann absolut nicht sitzen.“

Frau Bürgelin bewegte nervös ihre Finger. Er war ganz zurückgekommen wie er gegangen. Der alte, unleidliche Widerspruchsgeist.

„Du mußt dir doch irgend einen Begriff über deine Zukunft gemacht haben. Neulich sagtest du, du wolltest nach dem Rhein nicht zurückkehren. Du wolltest auch nicht Arzt werden. Das wußte ich im voraus. Dein Vater war es auch nie gern. Er gab seinen Beruf auf, sobald er mich geheiratet hatte...“

„Ich glaube, das war sein Unglück,“ sagte Karl nachdenklich.

„Was willst du damit sagen?“ fragte seine Mutter streng.

„Daß ein Mann, der gezwungen wird, nur der

Gatte seiner Frau zu sein, immer unglücklich werden muß . . ."

„Karl — du unterstehst dich, mein Verhältnis zu deinem Vater zu kritisieren . . . Weißt du auch, welche Beleidigung darin für mich liegt . . ."

„Ja, Mama — trotzdem läßt es sich nicht ändern, daß man, wenn man einmal die Kinderschuhe abgestreift hat, auch über solche Verhältnisse nachdenkt."

„Hast du dich je in der Gesellschaft deines Vaters glücklich gefühlt?"

„Nein — das gestehe ich gerne zu. Er war kein Mann, der ein Verständnis für Kinder besaß."

„Auch nicht für eine Frau. Karl — ich bin sehr unglücklich mit deinem Vater gewesen."

Karl neigte ernsthaft bejahend den Kopf. „Ich weiß. Er war überhaupt nicht für Familienbande geschaffen. Er war, denke ich, ein von Grund aus einsamer Mensch — vielleicht ein Philosoph . . ."

„Ein grilliger Sonderling," rief Frau Bürgelin heftig. „Wenn er seine Natur kannte, warum setzte er dann alles daran, mich zu heiraten? . . ."

„Weil er dich nicht anders bekommen konnte . . . Und weil er dich begehrte . . ."

„Karl, that's disgusting."

„Er war jedenfalls leidenschaftlich in dich verliebt — dann als er dich besaß, kam der dégout — das ist ja immer so."

„Aber das ist dann nicht Liebe . . ."

„Ach, Mama — was ihr Frauen von der Liebe für Begriffe habt . . .“

„Du scheinst nicht gerade schöne Erfahrungen auf diesem Gebiet gemacht zu haben.“

„Auf welchem Gebiet hätte ich das?“ antwortete Karl bitter. „Laß mich jetzt gehen, Mama, diese Unterhaltung führt zu gar nichts . . .“

„Bist du deiner Mutter nicht Rechenschaft schuldig, wie du in den jämmerlichen Zustand gekommen bist, in dem du hier vor unseren Augen herumschwankst und uns den schönen Sommer verdirbst?“

„Ach, Mama — du würdest ja doch nichts davon verstehen.“

„Damit machst du mir den Vorwurf der Dummheit.“

Karl rang verzweifelt die Hände.

„Laß mich nur in Ruhe. Dann arbeite ich mich schon wieder heraus. Ich bin ja zähe wie eine Katze. Rechenschaft ist man schließlich nur sich selbst schuldig.“

„Rechenschaft ist man dem schuldig, von dem man alles bekommen hat, was man besitzt. Vergiß nicht, Karl, daß du vollständig von mir abhängig bist . . .“

„Gott sei's geklagt,“ antwortete Karl.

Wie sehr hätte er jetzt eine Mutter gebraucht, die schweigen konnte, dachte er. Die ihn eine Weile geduldig hätte gewähren lassen . . . Die ihm Ruhe und Stille geboten hätte — mit linder, guter Hand die Außenwelt von ihm abwehrend . . .

Statt dessen dieses tägliche Zerren und Reißen an seinen kranken Nerven — die stundenlangen Auseinandersetzungen über sein Leiden und deren mögliche und unmögliche Ursachen — die so sichtbar zur Schau getragene Enttäuschung über sein Wesen, die sich im täglichen Zusammensein bei tausend kleinen Gelegenheiten zu heftigen Zornausbrüchen, gerechten oder ungerechten Angriffen entlud.

Es kam so weit, daß Karl ein Schauer über die Glieder lief, daß er die Schmerzen in seinen Schläfen heftiger fühlte, sobald er die Schleppe seiner Mutter rauschen hörte, sobald er ihren leisen, weichen Tritt spürte. Ihr Parfüm wurde ihm unleidlich. Er vertrug ihre Stimme nicht mehr.

Und ebenso ging es ihr mit ihm. Sie war verzweifelt über ihren Sohn. War alles umsonst gewesen, ihre stete Sorge für das Wohl ihrer Kinder? Waren alle ihre klugen, wohlüberlegten Berechnungen gescheitert? Und sie hatte nun ein kränkliches, launenhaftes, leistungsunfähiges Geschöpf im Haus, welches ihr das sorgsam erbaute Leben verdarb und sie demütigte bis in den Grund ihrer Seele . . .

Wie sie die Wunde ihrer Wange mit den feinen, weißen Schleiern verhüllte, suchte sie sich das eigene Leiden auch seelisch zu verhüllen. Aber doch wurde auf diesem Wege ein Teil ihrer Energie verbraucht. Und alles in ihr empörte sich dagegen, noch mehr, noch auf anderen Gebieten dulden zu sollen.

Sie hatte selbst nicht stark und voll genug gelebt, um friedlich entsagen zu können, nicht genug

für ihre reiche Natur. Sie wäre die Frau gewesen, in stolzer Schönheit über ein Reich beglückter oder in den Zügel knirschender Unterthanen zu herrschen. Sie wäre die Frau gewesen, für eine Idee die Welt zu durchziehen und in fanatischem Bekehrungseifer eine Schar von Gläubigen um sich zu sammeln. Sie wäre vielleicht auch im stande gewesen, eine jener strahlenden Geliebten eines großen Mannes zu werden, wie sie hier und da gleich brennenden Sternen die erotische Geschichte der Menschheit durchflammen.

Statt dessen — was war ihr Leben geworden? Hatte sie irgendwo ein ganzes Glück oder einen ungeheueren Schmerz gefunden, an dem sie den verzweifelten Daseinshunger hätte sättigen können?

Als Mädchen im engen Käfig puritanischer Orthodoxie gehalten. Kindisches Rütteln an den Fesseln Jahrhunderte alter Traditionen. Ein sehnsuchtsvolles Schmachten nach Freiheit und Schönheit. Das Erwachen der schwärmerischen Liebe zu dem deutschen Gesanglehrer, der das aufwallende junge Blut sanft und edel auf den Pfad der Tugend zwang: Eine Liebe, die sich in einem einzigen flüchtigen Kusse erschöpfen sollte. Der kurze Künstlertraum, der ihr lockend die Bühnenlaufbahn vorspiegelt, bis alle wilden Hoffnungen an der unerbittlichen „Sitte" scheiterten. Und dann die Jahre in der aristokratischen Gesellschaft, der fiebernde Ehrgeiz, hier wenigstens durch eine Heirat eine Stellung von Einfluß zu erringen — ein Ziel, das mehreremals nur durch dumme Zufälligkeiten gescheitert war.

O der Überdruß . . . Und das Reisen mit Papa und Mama und Governesses, mit Kourier und Kammerfrau — das Reisen auf dem Kontinent, wo man die Welt aus dem Coupéfenster oder von der Equipage aus sah, wo man erfuhr, was man als gehütete junge Lady erfahren durfte: etwas über Kunst, etwas kosmopolitische Geselligkeit. Wo man zu den englischen young ladies auch einige französische, deutsche oder italienische junge Damen, einige Dandies mehr kennen lernte.

Wie steril — wie nutz- und zwecklos das alles. Und zuletzt die verhängnisvolle Täuschung, als Lebensdrang, Freiheitsdurst, Schaffenssehnsucht sich in eine Leidenschaft zu dem jungen begabten schweizer Naturburschen vermummten, und sie so in den Irrtum ihrer Ehe hineinzogen.

Wäre er nur Naturbursche gewesen — dann hätte er vielleicht die fremde Erscheinung, die da in sein Kreise trat, und ihn so gierig an sich riß, blindlings angebetet . . . dann hätte sie vielleicht in der Herrscherlust und in seiner Sklavenergebenheit eine wollüstige Befriedigung gefunden. Aber auch das nicht — auch hier nichts Ganzes. Dr. Bürgelins Naturburschentum war eben nur äußere Art, sich zu geben. Er war auch skeptischer, enttäuschter, erbitterter nervöser Kranker des neunzehnten Jahrhunderts. Und er strebte gleich ihr, sich durch die Heirat aus philiströser Enge in die Weite, aus den Beschränktheiten seiner Familie zu dem freieren Verständnis der Frau zu retten. Keiner von beiden wollte nur die

Vereinigung mit der andern Person — sie wollten diese romantische Ehe aus hundert chimärischen Einbildungen, Hoffnungen und Wünschen heraus, die ihrer Natur nach nichts mit der Ehe zu thun haben.

Es giebt nichts Grauenvolleres für eine Frau, als um Liebe alles zu wagen und von der Liebe selbst betrogen zu werden — sich, das Opfer der großen Leidenschaft, nun auch von der Leidenschaft verlassen zu fühlen.

In solcher verzweifelten Stimmung konnte sie nur Erbitterung gegen den ersten Sohn fühlen, der dem verfehlten Bunde entsproß.

Später — viel später, nach dem Tode ihres kleinen Mädchens, das sie liebte, wie man eine wonnige Frühlingsblüte lieben muß, begriff sie, daß ihr die Kinder zur Erlösung aus der trostlosen Seelenöde werden konnten. Ihr Muttergefühl reckte sich trotzig empor. Die beiden Knaben wurden ihr zu einem Eigentum, zu dem Stoff, an dem sie sich bethätigen wollte. Weicher Thon waren sie ihr, dem sie nach eigenem Willen und Geschmack die Form geben wollte, die ihr gut dünkte.

Wie sollte sie auf diesem Wege zu jener gelassenen Mutterentsagung gelangen, die einzig im stande ist, junge Menschen weise und gütig zu hüten, und wachsen zu lassen — jene Mutterresignation, die von ihrem eigenen Fleisch und Blut nichts für sich verlangt . . . die das Beste ihrer Lebenssäfte, ihrer Geistes- und Seelenkräfte freudevoll heiter dahinschenkt an ein Werdendes, und dann dem Werdenden alle

Thüren öffnet und es hinausläßt ins Weite, auf eigne Bahnen und nichts mehr begehrt — keinen Dank, keinen Ruhm, kein Zurückblicken . . .

Zu dieſem Höchſten, dahin einfache Frauen oft durch einen Naturinſtinkt, durch eine heimliche Müdigkeit und Erſchöpfung von harter Arbeit und entbehrungsvollem Daſein gelangen, konnte ſich dieſes reichbegabte Weib nicht durchringen — dazu lechzt alles an ihr noch zu ſehr nach Werken und Thaten. Dazu lebte der Ehrgeiz noch ein zu heißes, waches Leben in ihr.

Und ſo plante und projektierte und kombinierte ſie weiter an der Zukunft von Karl und Dionys, wie ein Erfinder mit glühender Phantaſie, mit verbiſſenem Fanatismus über die Verbeſſerung und Verbreitung, über den Triumph ſeines Werkes grübelt.

Karl ſollte jetzt das eigentliche Studentenleben, das augenſcheinlich ein Mißerfolg geweſen, aufgeben. Er konnte in Berlin ſeine Studien verfolgen. Daneben ſollte er in die elegante Welt eintreten. Im Frühling dann zur Saiſon nach London.

Sie hatte im Hinblick auf ihre Söhne ſeit längerer Zeit eine Ausſöhnung mit ihren Brüdern angeſtrebt und auch erreicht. Durch Sir Allandice ſollte Karl bei Hof eingeführt werden.

Das Lehrjahr in den Salons mußte ihm doch endlich den delikaten Schliff eines gentleman geben. Zugleich zog ſie energiſch die Möglichkeit und die Ausſichten einer reichen Heirat in Betracht. Auf dieſem Wege allein konnte er ſeine gelehrten Nei-

gungen und zugleich seine Gesundheit pflegen. Sie sah mit Schrecken und Sorgen das Gespenst einer nervösen Kränklichkeit, das sie so lange fern zu halten vermocht, wieder an ihre Thür klopfen . . . Und sie liebte Dionys mehr als Karl — sie wollte an Karl die Mittel nicht verschwenden, welche Dionys zu einem reichen, freien Künstlerdasein zu Gebot stehen sollten. Aber sie fand es gerecht, beizeiten sich für ihren Ältesten nach einem Ersatz umzuschauen. Es würde sicher nichts Besonderes aus ihm werden. Da war denn eine Ehe in bequemen Verhältnissen immer noch das Beste. Sie setzte Karl ihre Pläne auseinander: kalt, klug, klar, vernünftig und doch mit einem Untergrund von Phantasterei, von Selbsttäuschung, der ihm nicht entging.

„Mama," sagte er mit seinem feinen, ironischen Lächeln, „um in der Gesellschaft der großen Welt eine Rolle zu spielen, muß man etwas anderes sein, als Student."

„Man muß eine Persönlichkeit sein," erwiderte sie schnell und stolz.

„Die ist man doch nicht — die wird man höchstens . . ." gab er trübe zurück.

VI.

Karl hatte nie gelernt, ſich und ſein körperliches Empfinden durch notwendige Arbeit im Zügel zu halten und zu überwinden. So war in ihm eine große Unluſt und Mattheit, beinahe wie bei einem Kinde, das zu heftig getobt hat, nun vor der Zeit ſchläfrig und verdrießlich iſt und nicht mehr mitſpielen mag.

Es kam ihm lächerlich und überſpannt vor, daß er, ſo elend und häßlich, wie er ſich innerlich und äußerlich fand, einen Frack anziehen ſollte und um irgend eine ſcharfſichtige, elegante Berliner oder Londoner Jüdin werben . . .

Er mußte viel an ſeinen Vater denken. Wie der den Kampf aufgegeben . . . An ſein ſchweigendes Fortgehen von Weib und Kind . . . An ſein einſames Leben ſeitdem . . . Sein Vater war ein Philoſoph geweſen.

Und ein ganz beſchränktes, einfaches Lebensideal tauchte vor ihm auf: ein Landhäuschen mit einem Gärtchen und einer Bank vor der Thür. Und ein geſundes Kind aus dem Volke zur Gattin, die nichts

V.

„Und was gedenkſt du nun zu beginnen?“ fragte Frau Bürgelin ihren Sohn, als ſie ihn zu einer längeren Unterredung auf ihr Zimmer befohlen hatte.

Karl drehte an ſeinem Schnurrbart. „Ich weiß nicht. Mich erholen. Erlaub', daß ich mir einen andern Stuhl nehme. Auf dieſem kann ein vernünftiger Mann abſolut nicht ſitzen.“

Frau Bürgelin bewegte nervös ihre Finger. Er war ganz zurückgekommen wie er gegangen. Der alte, unleidliche Widerſpruchsgeiſt.

„Du mußt dir doch irgend einen Begriff über deine Zukunft gemacht haben. Neulich ſagteſt du, du wollteſt nach dem Rhein nicht zurückkehren. Du wollteſt auch nicht Arzt werden. Das wußte ich im voraus. Dein Vater war es auch nie gern. Er gab ſeinen Beruf auf, ſobald er mich geheiratet hatte...“

„Ich glaube, das war ſein Unglück,“ ſagte Karl nachdenklich.

„Was willſt du damit ſagen?“ fragte ſeine Mutter ſtreng.

„Daß ein Mann, der gezwungen wird, nur der

Gatte seiner Frau zu sein, immer unglücklich werden muß . . ."

„Karl — du unterstehst dich, mein Verhältnis zu deinem Vater zu kritisieren . . . Weißt du auch, welche Beleidigung darin für mich liegt . . ."

„Ja, Mama — trotzdem läßt es sich nicht ändern, daß man, wenn man einmal die Kinderschuhe abgestreift hat, auch über solche Verhältnisse nachdenkt."

„Hast du dich je in der Gesellschaft deines Vaters glücklich gefühlt?"

„Nein — das gestehe ich gerne zu. Er war kein Mann, der ein Verständnis für Kinder besaß."

„Auch nicht für eine Frau. Karl — ich bin sehr unglücklich mit deinem Vater gewesen."

Karl neigte ernsthaft bejahend den Kopf. „Ich weiß. Er war überhaupt nicht für Familienbande geschaffen. Er war, denke ich, ein von Grund aus einsamer Mensch — vielleicht ein Philosoph . . ."

„Ein grilliger Sonderling," rief Frau Bürgelin heftig. „Wenn er seine Natur kannte, warum setzte er dann alles daran, mich zu heiraten? . . ."

„Weil er dich nicht anders bekommen konnte . . . Und weil er dich begehrte . . ."

„Karl, that's disgusting."

„Er war jedenfalls leidenschaftlich in dich verliebt — dann als er dich besaß, kam der dégout — das ist ja immer so."

„Aber das ist dann nicht Liebe . . ."

„Ach, Mama — was ihr Frauen von der Liebe für Begriffe habt . . .“

„Du scheinst nicht gerade schöne Erfahrungen auf diesem Gebiet gemacht zu haben.“

„Auf welchem Gebiet hätte ich das?“ antwortete Karl bitter. „Laß mich jetzt gehen, Mama, diese Unterhaltung führt zu gar nichts . . .“

„Bist du deiner Mutter nicht Rechenschaft schuldig, wie du in den jämmerlichen Zustand gekommen bist, in dem du hier vor unseren Augen herumschwankst und uns den schönen Sommer verdirbst?“

„Ach, Mama — du würdest ja doch nichts davon verstehen.“

„Damit machst du mir den Vorwurf der Dummheit.“

Karl rang verzweifelt die Hände.

„Laß mich nur in Ruhe. Dann arbeite ich mich schon wieder heraus. Ich bin ja zähe wie eine Katze. Rechenschaft ist man schließlich nur sich selbst schuldig.“

„Rechenschaft ist man dem schuldig, von dem man alles bekommen hat, was man besitzt. Vergiß nicht, Karl, daß du vollständig von mir abhängig bist . . .“

„Gott sei's geklagt,“ antwortete Karl.

Wie sehr hätte er jetzt eine Mutter gebraucht, die schweigen konnte, dachte er. Die ihn eine Weile geduldig hätte gewähren lassen . . . Die ihm Ruhe und Stille geboten hätte — mit linder, guter Hand die Außenwelt von ihm abwehrend . . .

Statt dessen dieses tägliche Zerren und Reißen an seinen kranken Nerven — die stundenlangen Auseinandersetzungen über sein Leiden und deren mögliche und unmögliche Ursachen — die so sichtbar zur Schau getragene Enttäuschung über sein Wesen, die sich im täglichen Zusammensein bei tausend kleinen Gelegenheiten zu heftigen Zornausbrüchen, gerechten oder ungerechten Angriffen entlud.

Es kam so weit, daß Karl ein Schauer über die Glieder lief, daß er die Schmerzen in seinen Schläfen heftiger fühlte, sobald er die Schleppe seiner Mutter rauschen hörte, sobald er ihren leisen, weichen Tritt spürte. Ihr Parfüm wurde ihm unleidlich. Er vertrug ihre Stimme nicht mehr.

Und ebenso ging es ihr mit ihm. Sie war verzweifelt über ihren Sohn. War alles umsonst gewesen, ihre stete Sorge für das Wohl ihrer Kinder? Waren alle ihre klugen, wohlüberlegten Berechnungen gescheitert? Und sie hatte nun ein kränkliches, launenhaftes, leistungsunfähiges Geschöpf im Haus, welches ihr das sorgsam erbaute Leben verdarb und sie demütigte bis in den Grund ihrer Seele . . .

Wie sie die Wunde ihrer Wange mit den feinen, weißen Schleiern verhüllte, suchte sie sich das eigene Leiden auch seelisch zu verhüllen. Aber doch wurde auf diesem Wege ein Teil ihrer Energie verbraucht. Und alles in ihr empörte sich dagegen, noch mehr, noch auf anderen Gebieten dulden zu sollen.

Sie hatte selbst nicht stark und voll genug gelebt, um friedlich entsagen zu können, nicht genug

für ihre reiche Natur. Sie wäre die Frau gewesen, in stolzer Schönheit über ein Reich beglückter oder in den Zügel knirschender Unterthanen zu herrschen. Sie wäre die Frau gewesen, für eine Idee die Welt zu durchziehen und in fanatischem Bekehrungseifer eine Schar von Gläubigen um sich zu sammeln. Sie wäre vielleicht auch im stande gewesen, eine jener strahlenden Geliebten eines großen Mannes zu werden, wie sie hier und da gleich brennenden Sternen die erotische Geschichte der Menschheit durchflammen.

Statt dessen — was war ihr Leben geworden? Hatte sie irgendwo ein ganzes Glück oder einen ungeheueren Schmerz gefunden, an dem sie den verzweifelten Daseinshunger hätte sättigen können?

Als Mädchen im engen Käfig puritanischer Orthodoxie gehalten. Kindisches Rütteln an den Fesseln Jahrhunderte alter Traditionen. Ein sehnsuchtsvolles Schmachten nach Freiheit und Schönheit. Das Erwachen der schwärmerischen Liebe zu dem deutschen Gesanglehrer, der das aufwallende junge Blut sanft und edel auf den Pfad der Tugend zwang: Eine Liebe, die sich in einem einzigen flüchtigen Kusse erschöpfen sollte. Der kurze Künstlertraum, der ihr lockend die Bühnenlaufbahn vorspiegelt, bis alle wilden Hoffnungen an der unerbittlichen „Sitte" scheiterten. Und dann die Jahre in der aristokratischen Gesellschaft, der fiebernde Ehrgeiz, hier wenigstens durch eine Heirat eine Stellung von Einfluß zu erringen — ein Ziel, das mehreremals nur durch dumme Zufälligkeiten gescheitert war.

O der Überdruß . . . Und das Reisen mit Papa und Mama und Governesses, mit Kourier und Kammerfrau — das Reisen auf dem Kontinent, wo man die Welt aus dem Coupéfenster oder von der Equipage aus sah, wo man erfuhr, was man als gehütete junge Lady erfahren durfte: etwas über Kunst, etwas kosmopolitische Geselligkeit. Wo man zu den englischen young ladies auch einige französische, deutsche oder italienische junge Damen, einige Dandies mehr kennen lernte.

Wie steril — wie nutz- und zwecklos das alles. Und zuletzt die verhängnisvolle Täuschung, als Lebensdrang, Freiheitsdurst, Schaffenssehnsucht sich in eine Leidenschaft zu dem jungen begabten schweizer Naturburschen vermummten, und sie so in den Irrtum ihrer Ehe hineinzogen.

Wäre er nur Naturbursche gewesen — dann hätte er vielleicht die fremde Erscheinung, die da in sein Kreise trat, und ihn so gierig an sich riß, blindlings angebetet . . . dann hätte sie vielleicht in der Herrscherlust und in seiner Sklavenergebenheit eine wollüstige Befriedigung gefunden. Aber auch das nicht — auch hier nichts Ganzes. Dr. Bürgelins Naturburschentum war eben nur äußere Art, sich zu geben. Er war auch skeptischer, enttäuschter, erbitterter nervöser Kranker des neunzehnten Jahrhunderts. Und er strebte gleich ihr, sich durch die Heirat aus philiströser Enge in die Weite, aus den Beschränktheiten seiner Familie zu dem freieren Verständnis der Frau zu retten. Keiner von beiden wollte nur die

Vereinigung mit der andern Person — sie wollten diese romantische Ehe aus hundert chimärischen Einbildungen, Hoffnungen und Wünschen heraus, die ihrer Natur nach nichts mit der Ehe zu thun haben.

Es giebt nichts Grauenvolleres für eine Frau, als um Liebe alles zu wagen und von der Liebe selbst betrogen zu werden — sich, das Opfer der großen Leidenschaft, nun auch von der Leidenschaft verlassen zu fühlen.

In solcher verzweifelten Stimmung konnte sie nur Erbitterung gegen den ersten Sohn fühlen, der dem verfehlten Bunde entsproß.

Später — viel später, nach dem Tode ihres kleinen Mädchens, das sie liebte, wie man eine wonnige Frühlingsblüte lieben muß, begriff sie, daß ihr die Kinder zur Erlösung aus der trostlosen Seelenöde werden konnten. Ihr Muttergefühl reckte sich trotzig empor. Die beiden Knaben wurden ihr zu einem Eigentum, zu dem Stoff, an dem sie sich bethätigen wollte. Weicher Thon waren sie ihr, dem sie nach eigenem Willen und Geschmack die Form geben wollte, die ihr gut dünkte.

Wie sollte sie auf diesem Wege zu jener gelassenen Mutterentsagung gelangen, die einzig im stande ist, junge Menschen weise und gütig zu hüten, und wachsen zu lassen — jene Mutterresignation, die von ihrem eigenen Fleisch und Blut nichts für sich verlangt ... die das Beste ihrer Lebenssäfte, ihrer Geistes- und Seelenkräfte freudevoll heiter dahinschenkt an ein Werdendes, und dann dem Werdenden alle

Thüren öffnet und es hinausläßt ins Weite, auf eigne Bahnen und nichts mehr begehrt — keinen Dank, keinen Ruhm, kein Zurückblicken . . .

Zu diesem Höchsten, dahin einfache Frauen oft durch einen Naturinstinkt, durch eine heimliche Müdigkeit und Erschöpfung von harter Arbeit und entbehrungsvollem Dasein gelangen, konnte sich dieses reichbegabte Weib nicht durchringen — dazu lechzt alles an ihr noch zu sehr nach Werken und Thaten. Dazu lebte der Ehrgeiz noch ein zu heißes, waches Leben in ihr.

Und so plante und projektierte und kombinierte sie weiter an der Zukunft von Karl und Dionys, wie ein Erfinder mit glühender Phantasie, mit verbissenem Fanatismus über die Verbesserung und Verbreitung, über den Triumph seines Werkes grübelt.

Karl sollte jetzt das eigentliche Studentenleben, das augenscheinlich ein Mißerfolg gewesen, aufgeben. Er konnte in Berlin seine Studien verfolgen. Daneben sollte er in die elegante Welt eintreten. Im Frühling dann zur Saison nach London.

Sie hatte im Hinblick auf ihre Söhne seit längerer Zeit eine Aussöhnung mit ihren Brüdern angestrebt und auch erreicht. Durch Sir Allandice sollte Karl bei Hof eingeführt werden.

Das Lehrjahr in den Salons mußte ihm doch endlich den delikaten Schliff eines gentleman geben. Zugleich zog sie energisch die Möglichkeit und die Aussichten einer reichen Heirat in Betracht. Auf diesem Wege allein konnte er seine gelehrten Nei-

gungen und zugleich seine Gesundheit pflegen. Sie sah mit Schrecken und Sorgen das Gespenst einer nervösen Kränklichkeit, das sie so lange fern zu halten vermocht, wieder an ihre Thür klopfen ... Und sie liebte Dionys mehr als Karl — sie wollte an Karl die Mittel nicht verschwenden, welche Dionys zu einem reichen, freien Künstlerdasein zu Gebot stehen sollten. Aber sie fand es gerecht, beizeiten sich für ihren Ältesten nach einem Ersatz umzuschauen. Es würde sicher nichts Besonderes aus ihm werden. Da war denn eine Ehe in bequemen Verhältnissen immer noch das Beste. Sie setzte Karl ihre Pläne auseinander: kalt, klug, klar, vernünftig und doch mit einem Untergrund von Phantasterei, von Selbsttäuschung, der ihm nicht entging.

„Mama," sagte er mit seinem feinen, ironischen Lächeln, „um in der Gesellschaft der großen Welt eine Rolle zu spielen, muß man etwas anderes sein, als Student."

„Man muß eine Persönlichkeit sein," erwiderte sie schnell und stolz.

„Die ist man doch nicht — die wird man höchstens ..." gab er trübe zurück.

VI.

Karl hatte nie gelernt, ſich und ſein körperliches Empfinden durch notwendige Arbeit im Zügel zu halten und zu überwinden. So war in ihm eine große Unluſt und Mattheit, beinahe wie bei einem Kinde, das zu heftig getobt hat, nun vor der Zeit ſchläfrig und verdrießlich iſt und nicht mehr mitſpielen mag.

Es kam ihm lächerlich und überſpannt vor, daß er, ſo elend und häßlich, wie er ſich innerlich und äußerlich fand, einen Frack anziehen ſollte und um irgend eine ſcharfſichtige, elegante Berliner oder Londoner Jüdin werben . . .

Er mußte viel an ſeinen Vater denken. Wie der den Kampf aufgegeben . . . An ſein ſchweigendes Fortgehen von Weib und Kind . . . An ſein einſames Leben ſeitdem . . . Sein Vater war ein Philoſoph geweſen.

Und ein ganz beſchränktes, einfaches Lebensideal tauchte vor ihm auf: ein Landhäuschen mit einem Gärtchen und einer Bank vor der Thür. Und ein geſundes Kind aus dem Volke zur Gattin, die nichts

von ihm wollte, ihn nicht in seinen Träumen störte ... Er konnte sich das so friedlich reizend vorstellen, wie er seinen Knaben in seinen Armen emporhob und ihn Früchte von dem Apfelbaum vor seiner Thüre pflücken ließ.

Und seine Träume — seine Träume, die ihm niemand stören sollte?

Es ging etwas sehr Seltsames, sehr Merkwürdiges in ihm vor. Müde, von Kräften gekommen, wie er jetzt war, stürmte er bei seinen Wegen nicht mehr bergauf und bergab — er saß still auf einem hübschen Punkt und starrte ins Weite, oder er schlenderte durch die Wiesen. Und dabei wachten Vorstellungen in seinem Hirn auf, denen nachzuhängen ihm ein unendliches Vergnügen gewährte.

Er wußte noch den Tag, die Stunde, als diese neue Freude in ihm aufgeblüht war. Eine weiße Silene hatte er in der Hand gehalten und das grünliche Geäder studiert, von dem das matte rötliche Grau ihres Kelches wie mit einem feinen Metallschmuck übersponnen war, sich in den Reiz der wilden gezackten und geschweiften Formen versenkt, in denen die sammetweißen Blütenblätter dem Kelch entstiegen. Und in dem reinen Genießen, in der Betrachtung der vollendeten Schönheit der kleinen Blume veränderten sich ihre Formen in seiner Phantasie, ohne doch ihren Grundcharakter einzubüßen. Sie vergrößerten sich, wurden bedeutender, einfacher, edler: die Blume wurde zu einem Kelch aus rötlich-grauem Glase, von feinem Metallgeäder umsponnen ... Ein köstlicher

Pokal von einer neuen Form, die nichts mit den bisher vorhandenen Stilarten zu thun hatte, die auch kaum noch an ihr Urbild, die unscheinbare Wiesenblume, erinnerte. Eine geheimnisvoll entstandene Schöpfung seiner Einbildungskraft.

Von der Stunde an blieb ihm zu heimlich-seligem Staunen die Gabe, neue Dinge, schöne, reizvolle Dinge, die es nirgends auf Erden gab, in der Phantasie zu schauen. Farbenverbindungen von seltener Art, von einer weichen, stillen, einschmeichelnden Harmonie hatten sich schon früher, begleitet von Tonklängen und Melodieen, in seinem Kopf gebildet. Er hatte ein paarmal heftigen Streit mit seiner Mutter bekommen, wenn er sie von ihrer Vorliebe für das aufregende Rot, für den herrisch glühenden Purpur bekehren wollte. Er konnte ihr nicht begreiflich machen, daß diese Farbe ihn beleidigte, seinen Nerven wehe that, wie gewisse Geräusche die Nerven schmerzlich irritieren. Es war dieser Farbenton in seiner Mutter ganzem Wesen, der seiner Natur wehe that, ihm in ihrer Gegenwart ein fortwährendes Unbehagen verursachte, ihm die Phantasien verscheuchte, ihn quälte und schmerzte.

Aber wenn ihn das dunkle Grün der Fichtenwälder mild umfing, wenn sein Blick befriedigt über dem bleichen Gelb der Haferfelder schweifte und über dem sanften Violett der Heidepolster an den Waldrändern, wenn die kühle Luft aus grauem Regenhimmel seinen schmerzenden Kopf erfrischte, dann schien alle Lebenskraft seinen Körper, der matt und träge

ruhte, zu fliehen und sich in sein Hirn zu flüchten. Das Farbengewoge vor seinen inneren Augen verdichtete sich. Wie aus bunten, schillernden, gebärenden Meeresfluten stiegen Formen und Gebilde mannigfacher Art empor: hell und klar standen sie vor der inneren Anschauung ihres Erzeugers, vom Sonnenlicht einer frohen Erkenntnis bestrahlt.

* * *

Frau Bürgelin kehrte in diesem Jahr eher nach Bernhardshausen zurück als sonst. Ihr Sohn hatte ihr den Aufenthalt in dem Sommerhäuschen verdorben. Als die Ferien von Dionys zu Ende waren, ging sie mit ihm heim in die Villa Edina. Karl blieb allein. Er sollte sich noch einige Wochen im Dambachgrund erholen.

„Dann aber verlange ich, daß du als ein liebenswürdiger und angenehmer Mensch zu mir zurückkehrst," hatte seine Mutter ihm am letzten Tage ihres Beisammenseins gesagt. „So wie die Dinge jetzt zwischen uns liegen, ist es eine Qual für mich, deine Gegenwart zu ertragen. Also ändere dich. Arbeite an dir. Erhole dich, es soll dir an nichts fehlen. Ich will, daß du ein Mensch wirst, der mir Freude macht, auf den ich stolz sein kann. Hörst du — ich will!!" Ihre blauen, stahlblitzenden Augen blickten ihn gebieterisch an.

Er senkte schweigend das Haupt.

O ja — er hatte zu arbeiten. Aber eine andere Arbeit lag vor ihm, als seine Mutter ahnte — eine Arbeit, vor der ihm sehr bangte.

„Wie sie sich der Mittelpunkt der Welt ist," dachte er beinahe mitleidig. „Und das Schicksal nimmt so gar keine Rücksicht — wird so gleichgültig über sie wegschreiten . . . Ach, hätte ich eine Mutter, der ich den Kopf in den Schoß legen könnte und schweigen und träumen . . .

— — — — — — —

In die Welt seiner fieberisch schaffenden Phantasie griff die Sehnsucht nach wirklichem, sichtbarem Gestalten.

Und er fürchtete sich davor.

Ein heimlicher Instinkt warnte ihn.

Wochenlang ging er so herum in einer belebten Einsamkeit, hoffend, harrend, erschauernd vor sich selbst. In den unbegreiflichen, dumpf leidenden Stimmungen einer schwangeren Frau, seine Seele, sein Geist, seine Nerven ringend im Kampf mit einem Willen, der da ist und begehrt und doch noch nicht zum Leben durchgedrungen ist, den er als ein erstaunlich Fremdes und doch Ersehntes in sich wachsen und werden fühlte. Ein Wille, in dem er schon Erlösung witterte und Erfüllung seines eigentlichen wahrhaftigen Lebenszweckes, in dem er Hoffnung und Reichtum der Zukunft ahnte . . . — —

Plötzlich ließ der neue Trieb sich nicht mehr bändigen, die Lust wurde übermächtig . . . Er stürzte nach Haus — er rannte, daß der Schweiß ihm auf

die Stirne trat, und auf sein Zimmer und griff zu Papier und Rötel.

Das Muster zu einem Wandteppich stand vor seinem Geist — wurzelhafte Gebilde, die sich verschlangen und große fremdartige Blüten aus sich heraus trieben. Er sah es . . . sah alles — bis in die feinsten Einzelheiten, sah, wie Wurzeln und Blüten und stilisierte Ranken sich über den Raum verteilten, ihn harmonisch zu erfüllen.

Und er saß und zeichnete: atemlos, zitternd, glühend. Er saß über seiner Arbeit, ohne zu sehen, ohne zu hören. Er ging nicht zum Essen — als man ihn rufen wollte, sprang er mit einem Satz zur Thür, riegelte sich ein. Und dann weiter. Nach Stunden, als ein goldenes Abendlicht durch das Zimmer flutete und ihm die Augen blendete, erhob er sich, taumelte, ließ das Reißbrett mit lautem harten Krach zu Boden stürzen, ohne es aufzuheben. Und er fiel auf sein Bett nieder, vergrub den Kopf in sein Kissen und weinte lange, lange Zeit.

Es war schon fast dunkel geworden, als er sich erhob, müde, mit wirrem Haar und verglastem Blick. Er schlich zu dem Reißbrett mit der Zeichnung, hob es auf und trat ans Fenster. Er starrte auf seine Zeichnung nieder: Ein Gewirr unsicherer, zitteriger Striche und Linien . . .

„Blödsinnig! Kindisch!“ murmelte er. „Ganz mißlungen. Unfähig.“

Er legte das Blatt beiseite und saß, den Arm aufs Knie gestützt, die Hand im Haar wühlend. So

zusammengekauert brütete er über dem dumpfen, verworrenen Chaos in seinem Hirn. Verschwunden — zerflossen das klare, deutliche Gebilde seiner Phantasie. Verloren . . . Nicht wieder zu finden . . .

Und er starrte trostlos in die Trümmer seiner Träume . . . Entmutigt, verzweifelt.

— — — Aber, zum Donnerwetter, er hatte doch einmal zeichnen können!

War es denn jetzt nur dieser verfluchte nervöse Zustand, der seine Hand so unsicher machte?

Er hatte doch einmal als Schuljunge die bestimmten, großen Linien der Zeichnungen von Karstens wiedergegeben! Und gut wiedergegeben. Wo war die Fähigkeit der sicheren Linienführung, des kühnen Striches geblieben?

Hatte er sie verloren? Ja —. Karl gestand es sich unumwunden ein: Er hatte sie verloren, weil er sie über anderen Zielen, Trieben, Bestrebungen gering geachtet und Jahre hindurch nicht geübt, nicht in ruhiger, stetiger Arbeit ausgebildet hatte.

Also: Eine lange, ermüdende Lehrzeit . . .

Freilich nicht sein Geschmack. Er hätte schon lieber gleich ins Große hinein geschafft . . .

Aber — in Gottes Namen — wenn es nicht anders ging . . .

Ganz einfach, ganz bescheiden anfangen . . .

Irgend eine Kunstgewerbeschule, um die störrische Hand technisch zu üben. Auch um das ganze Gebiet kennen zu lernen, in dem seine Einbildung trunken

und fesſellos umherſchweifte, das ſie erobern und beherrſchen wollte — königlich beherrſchen . . .

Er mußte lächeln, wenn er an die Pläne dachte, die ſeine Mutter mit ihm verfolgte.

VII.

Karl ſtand vor dem großen Spiegel im Treppenhaus der Villa Edina. Er war ſoeben aus dem Dambachgrund gekommen und hatte ein Gefühl, als ginge es nun in die Schlacht, ſtatt in ſeiner Mutter Salon. Jämmerlich mager war er noch immer, alles an ihm war ſcharf, eckig, knochig. Das Haar kurz geſchnitten, borſtig in die Luft ſtehend. Er wirbelte die harten Schnurrbartſpitzen in die Höhe und machte ein martialiſches Geſicht. Der Mund freilich war und blieb ſchlaff, weichlich. Ganz verküßt — Pfui Teufel, dachte Karl. Na — das ſollte auch anders werden Er warf ſich in die Bruſt und drehte ſich trotzig um, als er Mademoiſelles leiſen Schritt die Treppe hinabkommen hörte. Dabei flog es ihm durch den Sinn, daß ſein Gebahren eigentlich kindiſch ſei. Nun, ſolche Symbolismen, wie das männlich kurzgeſchnittene Haar, hatten doch ihre innere Berechtigung . . .

Er ſtreckte Mademoiſelle die Hand entgegen. Sie blickte ihn erſchrocken an.

„Ah — mais Charles!“

„Nun — gefalle ich Ihnen nicht?“

„Pourquoi est-ce que vous avez fait cela ... Madame ne l'aimera pas . . .“

„Madame wird ſich daran gewöhnen!“

„Eh, eh, Charles — Sie kennen doch Ihre Mutter . . .“

„Und Sie —? Wie gefalle ich Ihnen?“

Die freundliche Schweizerin ſchüttelte ängſtlich den Kopf.

„Vous avez l'air brutal.“

„Ja, ja,“ ſagte Karl zuſtimmend. „Ganz richtig. Das ſchadet nichts!“

Die Thür zum Salon wurde geöffnet. Pauline ſteckte den Kopf heraus.

„Die gnädige Frau läßt bitten. Sie iſt gar nicht wohl.“

Karl wußte, daß ſeine Mutter erſt für ihn Toilette gemacht hatte. Sie empfing ihn, in ihrem Bett aufrecht ſitzend, von geſtickten Kiſſen unterſtützt. Als er eintrat, blickte ſie ihm erwartungsvoll entgegen. Sie ſchrie laut auf, als ſie ihn ſah und ſtreckte ihm abwehrend ihre beiden Hände entgegen.

Er lächelte ſelbſtgefällig, weil ihm ſehr unbehaglich zu Mute war.

„Biſt du toll geworden,“ rief ſie ihm entgegen, „wie kannſt du dich ſo entſtellen! Du furchtbarer Menſch . . . Was haſt du wieder angegeben! Hinaus — hinaus! . . .“ Sie ſchrie mit gellender Stimme, ſie bewegte heftig die Hände, ſie gebärdete ſich wie eine Wahnſinnige.

Vergebens suchte Karl sich ihr zu nähern und zu Worte zu kommen.

Pauline stürzte herein und schlug die Hände vor Entsetzen zusammen.

„Herrgott, Herrgott, gnädige Frau, was ist denn geschehen?“

„Hinaus — hinaus!“ wiederholte Frau Bürgelin unaufhörlich, während sie blaß mit krampfhaften Zuckungen in die Kissen fiel.

Karl zog sich zurück und ging in seine und seines Bruders Studierstube. Er hatte eine große Dummheit gemacht, das war ihm jetzt klar. Aber nun wollte er den Kampf auch durchfechten.

Der hysterische Krampfanfall löste sich bei Frau Bürgelin in heftigem, lang anhaltendem Weinen. Bleich, erschöpft lag sie, als Mademoiselle eine Stunde später nach ihrem Befinden fragte.

Sie zog die Schweizerin an der Hand zu sich.

„Sagen Sie ihm, er soll zurück nach dem Dambachgrund. Ich will ihn nicht sehen mit diesem kurzgeschnittenen Haar. Keine Widerrede! . . . Ich will nicht. Er soll lernen, mir gehorchen.“

„Mais, Madame, er ist kein Kind mehr — ich fürchte . . .“

„Ah, Sie auch? Sie halten zu ihm? Sie haben zu wählen. Er oder ich! Verstehen Sie, meine Liebe? Noch bin ich Herrin in meinem Hause und denke es auch in Zukunft zu bleiben. — — Sagen Sie also meinem Sohn, er soll heut abend abreisen. Wenn sein Haar wieder gewachsen ist, mag er zurückkommen.“

„Na, Mama, nimm es doch nicht so streng," rief Dionys lustig. Er war in diesem Augenblick ins Zimmer getreten und setzte sich auf ihr Bett. „Karl ist eben mal wieder ein Esel gewesen und das sieht er auch schon selber ein."

Frau Bürgelin schloß die Augen. „Es ist gut," murmelte sie. „Ich will ihm verzeihen. Aber ihn in diesem Zustand wieder sehen — das geht nicht."

„Mama, er hat viel und Wichtiges mit dir zu besprechen."

„So mag er damit warten, bis sein Haar gewachsen ist," sagte Frau Bürgelin bestimmt. „Es war, als träte dein Vater zu mir ins Zimmer," flüsterte sie schaudernd.

Dionys seufzte und erkannte, daß jetzt nichts zu machen sei. Er ging hinauf, seinem Bruder den bösen Bescheid zu bringen.

Karl reiste ab.

Er ließ sich auf Dionys und Mademoiselles Bitten herbei, seiner Mutter einen Brief mit der Bitte um Verzeihung zu senden. Es war ja wahr, er hing von ihr ab. Sein Schicksal, sein Lebensglück, all seine drängenden, kraftstrotzenden Wünsche hingen von einer Laune der Frau ab, die das Schicksal, der Zufall ihm nun einmal zur Mutter gegeben hatte . . . Ja, er mußte sie schonen. Er mußte sich demütigen. Aber wie er die Frau haßte . . .

Nach vierzehn Tagen kam er wieder. Natürlich war sein Haar noch nicht zu der weichen, genialischen Mähne herangewachsen, die Frau Bürgelin an ihren

Söhnen liebte. Aber Mademoiselle teilte ihm in ihrem Auftrage mit, daß sie nun wohl Gnade für Recht ergehen lassen würde.

Karl überlegte immer aufs neue, wie er seiner Mutter am besten beibringen könne, daß er nicht beabsichtige, auf einen Heirats-Beutezug auszuziehen, der ihm die Mittel zu einem bequemen Leben liefern sollte, sondern daß er im Gegenteil vorhabe, ihre Unterstützung für die nächsten Jahre noch sehr ausgiebig in Anspruch zu nehmen. Er wußte ja im voraus, daß er mit seiner Mutter immer Unglück hatte, daß er sicher die Argumente wählen würde, die sie auf eine unvorhergesehene Weise am meisten kränken mußten. Er kam diesmal nicht kriegerisch, sondern sehr niedergeschlagen heim.

Frau Bürgelin begrüßte Karl herzlich — fast zu herzlich, dachte er, als daß die Sache ganz echt sein könne. Sie will sich als die Großmütige zeigen und ich soll mich als Scheusal fühlen, wenn ich einer so liebevollen Mutter nicht in allem folge.

Frau Bürgelin erzählte ihm, während ein niederes englisches Theetischchen zwischen beiden stand, und sie zuweilen an ihrer Tasse nippte, wie viel gute Empfehlungen sie ihm schon durch den Herzog, durch Fräulein von Kalb und Fräulein von Klingenberg an hervorragende und gesellige Berliner Häuser verschafft habe.

Dann kam sie auf seine Toilette zu reden. „Du läßt dir zwei bis drei Gesellschaftsanzüge, am besten von einem hervorragenden Berliner Schneider,

machen. Jede Stadt hat ihre besonderen kleinen Anforderungen. Eine Frau darf sich phantastisch kleiden, wenn sie es mit Grazie und Geschick thut, ein Herr muß der bestimmt vorgeschriebenen Sitte folgen. — Etwas möchte ich aber auch persönlich zu deinem guten Aussehen beitragen." Sie griff nach einem Lederkästchen und öffnete es. Lächelnd überreichte sie ihrem Sohne eine Reihe Hemdknöpfchen, jedes von einer Perle gebildet.

Er nahm das Etui verlegen und bestürzt in Empfang. Man las die Verwirrung auf seinem Gesicht.

„Nun — freut es dich nicht? Ist die Garnitur nicht vornehm?"

„Gewiß, exquisit. Nur . . . Ich beabsichtige gar nicht, nach Berlin zu gehen."

„Was soll das wieder? Ich denke, du bist vernünftig geworden?"

„Das war nun ein Irrtum von dir," sagte Karl langsam.

„Bitte, Karl. Nein — ich will durchaus jetzt nichts hören, als wie du dich in Berlin einzurichten beabsichtigst!"

„Erlauben Sie, meine Gnädigste . . ."

Karl versuchte in seiner innern Aufregung scherzhaft zu werden. Das mißglückte ihm stets.

Frau Bürgelin machte ein gepeinigtes Gesicht.

„Willst du die Freundlichkeit haben, dich auszusprechen?"

„Dazu sitze ich ja hier."

„Nun? Ich bin gespannt, was du gegen meine Pläne einzuwenden haben wirst.“

„Sie sind vorzüglich in ihrer Art. Jeder Sohn könnte froh sein, eine so sorgsame Mutter zu besitzen. Nur gerade für mich ist das alles eben nichts.“

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht dazu geschaffen bin, mit Inbrunst ein Gesellschafts-Hecht zu werden. Auch nicht dazu, mich von einer reichen Frau ernähren zu lassen. Du hättest dir für deine schönen Pläne eben einen andern Sohn aussuchen müssen.“

„Das ist leider unmöglich. Ich muß dich nehmen wie du bist. Du hast gezeigt, daß deine Kräfte nicht ausreichen, sehr viel zu arbeiten. Das ist traurig, aber es läßt sich nichts dabei thun.“

„Vielleicht doch.“

„Wie meinst du?“

„So am Ende, wie du dir einbildest, bin ich doch noch nicht angelangt. Es sind doch noch Fähigkeiten in mir, über die ihr alle erstaunen werdet. Willst du mich einmal eine Stunde ruhig anhören? Ohne mich zu unterbrechen? Ich denke, ich kann dir dann ungefähr klar machen, was ich beabsichtige.“

„So sprich.“

Karl legte seiner Mutter in einer längeren und wohlüberlegten Rede seine Zukunftspläne dar.

Er wollte einige Jahre eine Kunstgewerbeschule besuchen, um die nötigen Kenntnisse in den verschiedenen Zweigen des Kunstgewerbes zu sammeln, sich

im Zeichnen, Modellieren in Wachs und Thon, im Holzschnitzen gerade so viel Fertigkeit erwerben, wie er brauchte, um allein für sich weiter zu arbeiten und seine Ideen auszuführen. Dann nach Paris und Italien gehen und dort tüchtig Akt studieren, um die Form der menschlichen Gestalt zu beherrschen.

„Ich sage dir," sagte er mit einer Stimme, die leise und fast klanglos war vor erstickender innerer Bewegung, „da in meinem Kopfe wimmelt es von Entwürfen, von Bildern, von Ideen. Da drin bereitet sich etwas Neues vor. Das ist ja nicht so, als wollte ich in den alten Bahnen weiter gehen. Da lebt ja eine ganz neue Welt von Schönheit, die mir zu eigen gehört, und niemand weiter. Mir, Karl Bürgelin."

Frau Bürgelin hatte schweigend zugehört. Hin und wieder that sie eine kurze sachliche Frage. Sie saß ganz ruhig in ihrem tiefen Sessel. Die Finger ihrer schönen Hand, welche auf der Lehne ruhten, spielten zuweilen nervös mit deren Fransen.

Auch nachdem Karl schwieg, blieb sie noch lange stumm und nachdenkend.

„Man muß gestehen, daß du die Überraschungen liebst," sagte sie endlich. „Aber warum soll ich dir glauben und diese Erfindungsgabe, von der du sprichst, für etwas anderes halten, als für ein Hirngespinst? Du hast bisher niemals Beweise von künstlerischen Neigungen, viel weniger noch von künstlerischen Fähigkeiten gegeben. Auch von deinem Geschmack war die letzte Probe nicht gerade erfreulich."

„Das weiß ich. Ich war eben mit andern Dingen bis zum Ersticken angefüllt.“

„Und wie lange würde eine Lehrzeit, wie du sie mir schilderst, dauern?“

„Das kann ich dir nicht sagen,“ rief Karl, „vielleicht fünf Jahre.“

„Das ist eine lange Zeit.“

„Ja — und ich muß dir auch gleich sagen, damit ist die Geschichte noch nicht zu Ende. Mache dich nur auf viele und große Opfer gefaßt. Ich will etwas Neues bringen. Das nehmen die Menschen nicht so mir nichts dir nichts an. Sie müssen verführt oder vergewaltigt werden.“ Karl war lange genug vorsichtig und diplomatisch gewesen. Er warf den Zwang ab und redete stürmisch weiter. „Bilde dir nur nicht ein, daß sich gleich der Fabrikant, der Handwerker oder gar Publikum finden wird, um mir meine Entwürfe abzukaufen. Ich sehe schon das Achselzucken, das Hohngelächter, was mich begrüßt. Nein — wir müssen die Sache anders ins Werk setzen. Ich werde meine Entwürfe auf meine eigenen Kosten herstellen lassen. Ich werde jahrelang ganz in der Stille schaffen müssen. Und dann plötzlich eines Tages der große Schlag! Da wird es eine Ausstellung „Karl Bürgelin“ geben. Ganz allein Karl Bürgelin. Da werden Marmorbrunnen stehen und Lichtträger und Vasen von einer neuen, eigenartigen Form und Farbe, und Truhen und Schränke und Stühle und Teppiche und Vorhänge und köstliche Stickereien und Schmuckgegenstände — — ach, was

weiß ich! Und alles wird den Namen Karl Bürgelin tragen. Und siehst du — da müssen die Menschen sagen: Das ist Einer! . . ."

Karl stand vor seiner Mutter und sprach fast ruhig, ohne Gesten, ohne große Begeisterungsposen.

Aber in ihre blauen Augen kam ein strahlendes Licht. Die Sorge wich von ihren Zügen und eine große Freude färbte ihr die Wangen rosig, wie einem Kinde.

„O, Karl!" rief sie und hob die Hände, „wie herrlich ist, was du mir da vorstellst . . . Fühlst du wirklich die Kraft in dir, das alles zu erreichen, zu schaffen?"

„Ja, Mama."

Sie legte ihm die Hände auf die Schultern und blickte ihn entzückt an.

„O, Karl, wie glücklich würdest du mich machen!"

Er lächelte freudig.

— — — — — — —

— — — — — — —

„Alles ist sehr gut gegangen," berichtete Karl eine halbe Stunde später oben bei Mademoiselle und Dionys, in dem Zimmer, das ihre Höhle, ihr Eigentum war, wo sie sich von der Vornehmheit und Eleganz, die im Parterre bei ihrer Mutter herrschte, erholten, in dem sie ihre Stiefel am Ofen stehen ließen und ihre Röcke über die Stühle hingen.

„Ich glaube, ich habe gewonnen," fuhr er fort, indem er sich in Hemdärmeln dehnte und streckte, in

der Freude seines Herzens einen Stuhl ergriff und darüber sprang.

„Dann nimm dich nur in acht, daß du deine Sache nicht durch irgend etwas wieder verdirbst," sagte Dionys, von seinen Schularbeiten aufsehend.

„Na, ich denke, ich werde doch endlich lernen, Mama zu nehmen, wie sie genommen werden muß."

„Das wäre freilich ein Glück," sagte Dionys zerstreut. „Du, Karl, bitte — ich muß noch viel fertig bringen bis heut abend, wenn du vielleicht . . ."

„Dich etwas zurückziehen könntest! Ja — ich gehe schon. Aber Hundele — übertreib's nicht mit dem Büffeln. Du bist schon ganz schmal geworden. Und ein Gesicht macht er, sorgenvoll wie ein Familienvater."

„Ja, weißt du, morgen ist griechisches Extemporale."

„Na — da laß dir vorsagen!"

„Aber Karl!"

„Er ist so gewissenhaft," seufzte Mademoiselle.

„Mir fehlt eben doch der richtige, regelrechte Grund," sagte Dionys ernst. „Siehst du, Mama hat's ja gewiß sehr gut mit uns gemeint . . . Natürlich . . . Aber eine Bildung ist doch mehr aus einem Guß, wenn man mit der Sexta angefangen hat."

„Mensch," schrie Karl entrüstet, „du willst doch damit nicht sagen, daß du bereust, nicht das ganze Gymnasium durchgeochst zu haben?"

„Ich denke natürlich nicht daran, Mama einen

Vorwurf zu machen. Nur . . . ich muß etwas mehr arbeiten jetzt, als die andern. Das ist alles."

„Ja, erlaube mal — wozu brauchst du in der Musik ein vollendeter Grieche oder Lateiner zu sein?"

„Ach, die Musik . . ."

„Ich höre dich kaum noch üben . . . Phantasieren gar nicht mehr."

„Dazu habe ich jetzt keine Zeit," sagte Dionys ein wenig ärgerlich. „Das kommt schon alles wieder."

„Na, wenn es nur wiederkommt," brummte Karl. „Man verliert da so viel kostbare Zeit . . ."

Dionys legte beide Hände an die Ohren und bückte sich über sein Buch.

Karl zog den Rock wieder an, griff nach seiner Mütze, einer wunderlichen weichen grünen Mütze, die er zu tragen liebte, und ging leise flötend hinaus.

Mademoiselle trat ans Fenster und blickte ihm nach.

„Wie glücklich er ist! — — Dionys — Ihr Bruder ist ein guter Mensch . . . O, ich glaube, es wird jetzt alles besser gehen mit ihm und seiner Mutter."

Dionys antwortete nicht. Er bewegte murmelnd die Lippen über seinen griechischen Regeln.

Frau Bürgelin war an dem Abend in einer strahlenden Laune. Karl hatte durch die Schilderung seiner künstlerischen Zukunftsthaten ihre Einbildungskraft erregt, die nun rastlos arbeitete, sich auszumalen, was er nur angedeutet hatte.

Lebhaft plauderte sie mit Karl, andächtig hörte

sie auf seine Auseinandersetzungen: daß alle Bestrebungen, das Kunstgewerbe auf eine höhere Stufe zu heben, notwendig zu einem immer größeren Wirrwarr führen müßten, solange man sich darauf beschränke, alte Formen, die durch überwundene Lebensgewohnheiten entstanden seien, für den Gebrauch moderner Menschen zu kopieren. „Womöglich verbindet man auch noch die aus den verschiedensten Kulturen hervorgegangenen Stilarten zu einem barbarischen Ganzen, überträgt sie auf ein Material, zu dem sie in krassem Widerspruch stehen, und nennt das dann die neue deutsche Renaissance," rief er. „Siehst du — da muß Wandlung geschafft werden. Man muß wieder lernen, daß die Ausschmückung eines Gegenstandes seinen bequemen Gebrauch nicht hindern darf, sondern ihn unterstützen soll. Man muß den Sinn für die Eigenart eines Materials wiedergewinnen, und daß eine künstlerische Schönheit schon in einer zweckmäßigen und harmonischen Raumverteilung liegen kann. Und vor allem muß man begreifen, daß wir übersättigt sind mit den alten Stilisierungen, daß wir in einer reichen Natur blühender Pflanzenformen leben, aus denen der Künstlergeist die originellsten, die mannigfaltigsten Motive schöpfen kann! Was sage ich: Pflanzenformen — — — Die Bewegung des Wassers, wenn der Luftzug über einen See streift, und seine wühlende Arbeit im Felsgestein; das Spiel der Blätterschatten, die Bildung der Krystalle, der Erze, der Muscheln — die Flechten an Felsen und Bäumen; alles — alles soll uns neue Einfälle geben,

aus allem werden wir in Zukunft fruchtbare Ideen schöpfen . . ."

„Das ist sehr interessant, Karl," sagte sie. „Wie viel giebt es zu denken — und wie intensiv mußt du selbst schon nachgedacht haben..." Sie stockte. „Aber mein Freund, verlangt die Ausführung deiner schönen Pläne nicht kolossale Mittel? Ich fürchte . . ."

„Nur nicht fürchten, um alles in der Welt kein Pessimismus!" rief Karl mit leidenschaftlicher Inständigkeit, und hob wie ein Kind bittend und beschwörend die Hände zu ihr auf.

„Vorläufig muß ich ja noch lernen — noch lange lernen . . . Und später . . . später locken wir dir nach und nach so geschickt das Geld aus der Tasche — du sollst es kaum merken . . ."

Dionys runzelte die Brauen und warf Karl einen warnenden Blick zu. In diesem kritischen Moment läutete die Hausglocke und Frau Bürgelin horchte hinaus, wer zu so später Stunde wohl noch Einlaß begehren möge. Es war Doris, die noch einmal hereinschauen wollte.

Sie wurde von Frau Bürgelin beinahe jauchzend empfangen, und Dionys dachte: Mama hat Karls letzte Worte nicht gehört — na, Gott sei Dank!

„O, Liebe, wie gut, daß Sie kommen," rief Frau Bürgelin der Freundin entgegen. „Wir brauchen Ihre Mitfreude! Hier haben sich wundervolle Dinge begeben!"

Ihre Phantasie übersprang mit einer naiven

Kühnheit die Lehrjahre, die noch vor Karl lagen, das Ungewisse, Weitschweifende seiner Pläne. Aus Ringekämpfen sah sie ihn schon als Sieger hervorgehen. Sie schilderte Karls zukünftige Werke, als habe sie sie an demselben Morgen vollendet und in herrlichster Vereinigung in der „Bürgelin-Ausstellung" gesehen.

„Sie verstehen mich doch!" rief sie, stürmisch wie ein junges Mädchen, das den Geliebten ihres Herzens preist. „Sie verstehen doch, was die Sache bedeutet..."

Doris stand etwas bestürzt und übernommen von so viel Begeisterung, wo sie noch vor wenigen Tagen Zeuge der tiefsten Mißstimmung, der hoffnungslosesten Verachtung gewesen war. Und sie verstand wirklich nicht.

„Ja, will denn Karl . . ." begann sie mit verlegenem Lachen. „Ja — also eine Art höherer Töpfer? Oder will er ein Stickereigeschäft gründen?"

„Da hast du gleich eine Probe, Mama," rief Karl lustig. „Ein höherer Töpfer oder ein Stickereigeschäft . . . das werden wir noch oft hören müssen! Beides, meine Gnädigste. Beides — und noch einiges andere dazu."

„Ja — einiges andere," sagte Frau Bürgelin. „Buchdeckel und Ringe — und Denkmäler und Statuen und Kleider und Möbel . . . Verstehen Sie denn nicht, unsere ganze Umgebung will er in eine neue Form kneten, ihr seine Form, seine Schönheit geben . . . O, seine Pläne sind ja so groß, so weit, so herrlich!"

„Also — eine Art neuer Stil.“

„Ja, das ist's. Ein neuer Stil,“ sagte Karl und beobachtete Doris halb mit stillem Triumph, halb mit Spannung, auch mit etwas selbstironisierendem Humor.

Lieber Gott, war sie erstaunt und verwirrt. Und sie war doch eigentlich ein kluges Mädchen. Was würde sie denn wohl jetzt noch sagen . . .

„Lieber Karl, nehmen Sie mir's nicht übel, aber mir scheint, wir haben doch schon genug Stilarten. Da ist das Antike, die Gotik und die Renaissance, und das Rokoko. Ach ja, und Empire, und jetzt auch noch das Japanische. Ich dächte, damit könnten wir uns begnügen. Was wollen Sie denn da noch . . .“

„Das Alte ist vergangen — siehe, es ist alles neu geworden,“ antwortete Karl persiflierend feierlich.

„Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf,“ rief Doris neckend.

„Nein, Doris, Sie gefallen mir nicht heut abend,“ sagte Frau Bürgelin. „Sie nehmen uns nicht ernst genug.“

Doris wendete Karl ihr munteres Gesicht zu. „Ich verspreche Ihnen, Sie sehr ernst zu nehmen, wenn . . . wenn ich mit diesen meinen Augen Thaten vor mir sehe. Genügt das?“

„Ja, es genügt.“

„Nein,“ rief Frau Bürgelin, „es genügt nicht. Einem Künstler muß man Glauben entgegenbringen. Glaube, Hoffnung, Begeisterung sind die Nahrung, aus der er Kraft und Mut trinkt.“

Karl küßte ſeiner Mutter die Hand.

Sie ſtrich ihm liebkoſend über das Haar. Er ſah zu ihr auf. Ernſt und vertrauend blickten ihre Augen in die ſeinen.

VIII.

Als Doris sich verabschiedet hatte und von Karl heimgeleitet wurde, vertraute er ihr, wie sehr zu rechter Zeit sie heut abend eingetreten sei. Er begriff es nachher meist sehr wohl, wenn er der eigenen Sache bei seiner Mutter geschadet hatte.

Mademoiselle wurde gebeten, noch ein wenig in das Schlafzimmer der gnädigen Frau zu kommen. Frau Bürgelin war viel zu erregt, um jetzt schon ruhen zu können.

Pauline hatte ihr das Kleid abgenommen und das Haar gelöst. Einem langen silbernen Schleier gleich floß es ihr über den Rücken, während sie, in einen Shawl gehüllt, ruhelos im Zimmer auf und nieder schritt.

Sie liebte es, wenn ein Gegenstand sie sehr beschäftigte, ihn in langen Erörterungen mit Mademoiselle, die so gut und freundlich zuzuhören, so taktvoll selten und immer an der rechten Stelle zu erwidern verstand, sich selbst klar zu machen. So sprach sie auch heut abend noch lange über Karls außerordentliche Enthüllungen.

Sie forſchte mit der Erinnerung in ſeiner Kindheit, und überall entdeckte ſie nun Talentſpuren.

Mademoiſelle gemahnte ſie an die ſeltſame Ausſchmückung ſeines Zimmers, welche vor Jahren ſo viel Anſtoß bei ihr erregt hatte.

„Ja, Sie haben recht, meine Liebe, heute betrachtet man nun die Sache von einem andern Standpunkt . .“ Und gutlaunig ſetzte ſie hinzu: „Aber ich hoffe doch, daß ſeine neue Kunſt etwas beſſer riechen wird.“

„O,“ rief ſie, ungeduldig mit dem Fuß ſtampfend und die Hände ballend, „wäre ich jetzt eine reiche Frau! Ich meine nicht, was man hier in Deutſchland reich nennt, wenn man eben genug hat, ein menſchliches Daſein zu führen! Nein, einen ſoliden engliſchen Reichtum, wenn mir der jetzt zu Gebote ſtehen würde! Könnte ich Karl eine Million zur Verfügung ſtellen! Er würde Großes leiſten! Seit heut glaube ich, daß viel in ihm ſteckt — in dieſem wunderlichen, ſchwierigen Kerl! Ob ich denn noch einmal belohnt werde für die unendliche Geduld, die ich, ſeit er auf der Welt iſt, mit ihm haben mußte . . . O, meine Liebe — war er ein unberechenbares Kind . . .“

„Aber, Madame, er iſt doch im Grunde gut. Karl iſt ein edler Menſch . . .“

„Nun — ich hoffe, er wird ein edler Menſch. Denn jemand, der ſeiner Mutter ſo viel Kummer, ſo viel ſchlafloſe Nächte bereitet hat — auf den möchte ich die Prädikate gut und edel nicht gerade anwenden. Auch jetzt . . . ſo ſchön, ſo groß alle ſeine Pläne ſind — finden Sie nicht doch, wenn man die Sache bei

Licht betrachtet und ruhiger überlegt, daß ſich darin ein ungeheurer, rückſichtsloſer Egoismus kundgiebt?"

„Madame, waren große Künſtler nicht immer egoiſtiſch?"

„Ja ja — aber ſie wurden dadurch nicht größer. Es iſt traurig, daß ſie es waren."

„Ich weiß nicht," wandte Mademoiſelle zögernd ein, „es giebt Menſchen, die behaupten, ohne Rückſichtsloſigkeit würden ſie . . ."

„Sehen Sie Dionys an, meine Liebe," rief Frau Bürgelin triumphierend, „er wird ein großer Künſtler, und wie zart, wie behutſam, wie ſelbſtlos iſt er."

„Ja, Madame, Sie haben recht," gab Mademoiſelle erleichtert zu.

„Wie ſtellt Karl die Sachlage ſich nun eigentlich vor?" fragte Frau Bürgelin. Sie wußte, daß ihre Söhne Mademoiſelle öfter zur vorſichtigen Mittlerin wählten. Sie verkehrte ganz gern in dieſer Weiſe mit ihnen. Man konnte ſo Wünſche abſchlagen, ohne geradehin zu kränken oder zu beleidigen.

„Die Summe, die ich Karl bis jetzt zum Lebensunterhalt auf der Univerſität gegeben habe, bleibt ihm auch weiter. Aber er hat nicht gereicht und wird es nun noch weniger . . . Ja, wäre ich auch nur freie Verfügerin über mein Vermögen . . . Karl weiß, daß ich nach engliſchem Recht unter der Vormundſchaft meiner Brüder ſtehe . . . Sie haben mir niemals erlaubt, mein Kapital anzugreifen."

„Karl meinte, ſie würden es zu dieſem Zweck vielleicht geſtatten . . ."

„Ich will versuchen, bei ihnen dahin zu wirken. Aber ich glaube nicht, daß sich viel thun läßt ... Und, sehen Sie, Liebe, das Eine gefällt mir nicht bei Karls Plänen, daß er dazu so große Opfer von seiner Mutter verlangt, die eine alte Frau ist, und nicht sehr gesund ... Ja — denkt er denn, ich soll mir Einschränkungen auferlegen, ich soll den Zuschnitt meines täglichen Lebens ändern, um seine — doch immerhin etwas phantastischen Ideen zu unterstützen?"

„Madame, ich glaube nicht, daß Karl daran gedacht hat ... Aber es giebt doch Mütter ..."

— „Ach," rief Frau Bürgelin ungeduldig, „bleiben Sie mir mit diesen aufopfernden Müttern fern. Ich fühle keinen Funken in mir von derartigem Edelmut — man kann ihn auch Schwäche nennen. Und wer garantiert mir denn, daß Karls Gaben so vielseitig und so stark sind, wie er meint? Er war zeitlebens ein Mensch, der an übertriebener Einbildung von seiner eigenen Wichtigkeit gelitten hat."

Ihr Ton war während der letzten Worte merklich schärfer geworden. Nun brach sie plötzlich ab und schritt lange schweigend in dem großen Zimmer auf und nieder. Mademoiselle beobachtete beklommen, wie das Gesicht von Minute zu Minute ernster und strenger wurde. Sie kannte Madame ja so genau, und sie sah mit Trauer, daß sich da einer von den jähen Stimmungswechseln vorbereitete, die sie schon häufig erlebt hatte.

Vergebens sann und sann sie, wie diesem „pauvre Charles" zu helfen sein möchte. Hätte sie nur einen

Teil der Beredsamkeit gehabt, die ihre Herrin oft aufwendete, um sich selbst in Begeisterung oder in Entrüstung hineinzureden — einen wie viel fruchtbringenderen Gebrauch würde sie davon gemacht haben, dachte die stille Seele. Sie hatte den ganzen Abend kaum drei Sätze zu der allgemeinen, aufgeregten Unterhaltung beigetragen. Aber sie glaubte an Charles und sein Künstlertum. Wenn er gesagt hätte, er beabsichtige General zu werden und die englische Armee zu reorganisieren, so würde sie es auch geglaubt haben.

* * *

Karl saß mit seiner Mutter beim Thee. Mademoiselle und Dionys hatten ihm den ganzen Morgen hindurch Anweisungen gegeben, was er alles nicht thun und vor allem nicht sagen dürfe, um seine Sache nicht durch einen Unmutsausbruch zu gefährden. Er hatte auch geduldig zugehört und bemühte sich, ihren guten Lehren zu folgen. Aber er wurde davon ganz verwirrt im Kopf. Es war wirklich Zeit, daß er die Geschichte zu einem Abschluß brachte und abreiste. Er hatte in dem schönen Salon seiner Mutter täglich mehr ein Gefühl, als werde er mit seidenen Daunenkissen erstickt.

Mein Gott, es war so ein warmer, sonniger Herbsttag draußen, der Garten glühte förmlich unter den Gewinden des blutroten wilden Weines, der sich in leichten Ranken von Baum zu Baum schlang.

Aber ſeine Mutter hatte ſich trotz ſeiner dringenden Bitte nicht hinausgewagt, die Pracht anzuſchauen. Immer mehr ſchloß ſie ſich von Luft und Sonne und von der Außenwelt ab. In ihren übermäßig heißen Zimmern, von Shawls und Tüchern umgeben, verweichlichte ſie ſich immer mehr... Jetzt im Oktober ſchon ſaß ſie, die Füße auf einem Rechauffeur und eingehüllt in einen weißen Pelz. Sie machte auch keine Beſuche mehr und ſah nur noch die Menſchen, die zu ihr kamen. So ſehr wurde ſie gepeinigt von der Angſt, durch eine Erkältung ihr Leiden zu verſchlimmern. Aber ihr Geiſt war doch rege und lebhaft. Sie ſehnte ſich nach Umgang und Verkehr und ahnte nicht, daß die Menſchen, die ſie auffordern ließ, nicht immer gern den Einladungen folgten und oft nur aus Mitleid mit der kranken Frau an ihrem Theetiſch erſchienen.

Karl wußte das. Es kränkte, es erboſte ihn. Er ſah, wie ſeine Mutter durch ihre große Furcht vor Krankheit und Tod geradezu ihre kräftige Konſtitution untergrub. Er hätte gern einmal ein offenes und mutiges Wort mit ihr geſprochen, ihr geſagt, wie ſeine Natur ſich durch die ſtundenlangen Wanderungen durch Wald und Feld in Sturm und Wetter wieder aufgerichtet und neu gekräftigt habe ... Aber da war ja nichts zu machen ... Und heute würde er ſich wohl hüten!

Nach dem Thee wurde Dionys von ſeiner Mutter gebeten, aus dem Parſifal zu ſpielen.

Als er geendet hatte und ſich auf dem Klavier-

ſtuhl herumdrehte, ſagte Karl: „Man merkt dir an, daß du in der letzten Zeit wenig geübt haſt . . .“

„Die Finger ſind nicht mehr ſo nachgiebig. Das kommt ſchon wieder!“

„Es iſt auch etwas im Anſchlag, etwas Hartes, Trocknes, das früher nicht da war. Und in der Auffaſſung, im innern Verſtändnis haſt du gerad' auch keine Fortſchritte gemacht. Du ſpielſt die Sachen ſo nüchtern und brav herunter — das verträgt nun Parſival gerade gar nicht.“

„Daran iſt nur dieſes ſchreckliche Gymnaſium ſchuld,“ klagte ſeine Mutter. „Seitdem er dort eingetreten iſt, iſt er nur noch ein Pflichtenmenſch.“

„Ja, Mama,“ antwortete Dionys eifrig, „das geht nun nicht anders. Was ich thue, muß ich ganz thun.“

„Denke dir, Karl,“ rief ſeine Mutter, „er will ein Muſterſchüler werden . . .“

„Das finde ich ſehr betrübend,“ ſagte Karl.

„Na, erlaube mal,“ rief Dionys.

„Ja — in Teufels Namen,“ ſchrie Karl, „ich finde es betrübend — zum Weinen! Du willſt doch nicht Gelehrter, Philologe, Theologe werden? Was hat denn all dieſer Kram mit deiner Muſik zu ſchaffen?“

„Die muß eben ſpäter wieder dran kommen,“ ſagte Dionys halb gekränkt, halb müde.

„Und wenn es dann zu ſpät iſt? Was haſt du in den letzten Jahren komponiert? Wo ſind neue muſikaliſche Ideen, wie ſie dir als kleiner Junge

dutzendweiſe kamen? Reizende — originelle.. Sage mir nur von einer, dann bin ich beruhigt."

„Das läßt ſich eben nicht vereinen," ſagte Dionys. „Warte nur — alles zu ſeiner Zeit. Ein Muſiker muß doch auch ein gebildeter Menſch ſein!"

„Freilich — wenn er kein großer Künſtler iſt... Ich höre, du willſt auch ſtudieren, deinen Doktor machen, warum das alles?"

„Es ſieht gut aus, wenn man als Kapellmeiſter ſeinen Doktor gemacht hat."

„Ach, du Kindskopf. Und damit vertrödelſt du deine Zeit. Weißt du denn, ob deine muſikaliſchen Ideen und Einfälle wiederkommen? Ich will dir ſagen — ich glaube es nicht. Auf dem Wege, den du jetzt eingeſchlagen haſt, wirſt du wahrſcheinlich ein gebildeter, achtbarer Kapellmeiſter — ein genialer Komponiſt niemals. Ich halte es dazu überhaupt ſchon für zu ſpät."

„Karl, jetzt iſt es genug," rief ſeine Mutter empört. „Ich will nichts mehr hören, kein Wort weiter."

„Aber, Mama, es iſt doch ſehr wichtig, daß man dieſe Dinge einmal beſpricht. Da iſt ein ſehr merkwürdiger Fall: ein Kind, das den Kopf voll Töne und Melodien trägt, deſſen Spiel einen ſelten friſchen, jugendlichen Zauber ausſtrömt. Der Knabe wächſt zum Jüngling, die Töne und Melodien werden lateiniſche und griechiſche Regeln . . . Ich glaube, daß Dionys' ſeine muſikaliſche Begabung im Ausſterben begriffen iſt."

Frau Bürgelin ſprang mit einem Satz aus

ihrem Lehnstuhl empor. In dieser schnellen, wilden Bewegung lag etwas von der Wut einer Tigerin, der man die Beute entreißen will.

Mit Blitzesschnelle hatte ein Argwohn ihre so lebendige Phantasie ganz erfüllt.

„Shame, shame!“ schrie sie ihrem Sohne zu. „Deines jungen Bruders Begabung willst du verdächtigen? Willst mir den Glauben an ihn untergraben? Damit du allein als der Ungewöhnliche, der Geniale bewundert werden willst! Für dich und deine tollen Pläne sollen alle Mittel zur Verfügung stehen — dein Bruder kann ja dann Gymnasiallehrer werden. Das nenne ich gemein! Verstehst du mich!“

Karl stand fassungslos vor diesem Zornausbruch, den er nicht im mindesten erwartet hatte.

Dionys war sich mit beiden Händen in die Haare gefahren und lief im Zimmer umher.

„Mama, du mißverstehst ja Karl völlig!“

„Ich mißverstehe ihn nicht. Ich kenne seine maßlose Selbstsucht besser als du. Ich durchschaue seine Pläne. Seine infamen, verruchten Pläne. Und ich erkläre ihm hiermit auf mein Wort, daß er nichts, aber auch nicht einen Pfennig von Unterstützung von mir zu erwarten hat. — Geh' hinaus. Ich kann deinen Anblick nicht ertragen.“

„Mama,“ sagte Karl, der totenblaß geworden war, „du beleidigst mich ungeheuer und ganz ungerecht. Du kannst doch nicht im Ernste glauben . . .“

Aber sie hörte nicht, sie sah nicht. Eine Flut sinnloser Vorwürfe entströmte ihrem Munde. Alles,

was Karl je begangen: jede kindiſche Ungezogenheit, jede jungenhafte Taktloſigkeit wurde ihm vorgehalten. Seine Mutter ſteigerte ſich durch ihre Vorwürfe in eine immer größere Aufregung hinein, in der die lang zurückgehaltene Leidenſchaft einer ſtarken Natur endlich ihren unwiderſtehlichen, zügelloſen Ausbruch fand.

Die beiden Söhne mußten ſtillhalten und zuhören, ſo qualvoll es ihnen auch war, ihre Mutter in dieſem Zuſtand zu ſehen.

Wollte Karl ſich zur Thür hinaus retten, ſo wurde er mit zorniger Energie am Arm gepackt und wieder zurückgezerrt.

Draußen auf dem Flur, wo man die laute Stimme von Madame widerhallen hörte, ſtand Pauline und rang die Hände. Oben an der Treppe lauſchte Mademoiſelle blaß und zitternd.

„Das giebt wieder böſe Tage," flüſterte Pauline. „Nein, daß er ſich auch nie beherrſchen kann. Was hat er nur wieder angeſtellt!"

Endlich taumelte Karl heraus, bleich, zerbrochen wie ein Gerichteter. Er ſchlich an Mademoiſelle vorüber. Sie fragte nicht, ſie ſah, daß er nicht reden konnte. Oben fiel er auf einen Stuhl am Fenſter und ſtarrte durch die Scheiben auf die bunte Herbſtpracht.

Dionys berichtete leiſe das Vorgefallene.

Karl rührte ſich nicht.

Unten wurde heftig nach Pauline geklingelt.

* * *

Drei Tage ſpäter waren die Fenſter im Erdgeſchoß der Villa Edina verhängt und die Hausglocke abgeſtellt. Vor der Thür hielt der Wagen der zwei Ärzte, die am Krankenbette von Frau Bürgelin berieten. Seit jenem Nachmittag verweigerte Madame jede Nahrung, kaum ein wenig Champagner hatte ſie zu ſich genommen. Sie fieberte ſtark, und es war eine bedrohliche Herzſchwäche eingetreten. Die Ärzte kannten ſich nicht recht aus — aber der Zuſtand machte in jedem Falle einen bedenklichen Eindruck.

Vergebens war Dionys zu Doris Rüder gelaufen und hatte ſie beſchworen, zu helfen, zuzureden, zu tröſten ... Vergebens auch hatte Doris alle ihre friſche Liebenswürdigkeit aufgeboten, Frau Bürgelin milder gegen Karl zu ſtimmen. Vergebens hatte Karl die ſchönſten Trauben gekauft, ſeiner Mutter Appetit zu reizen. Vergebens hatte er ſogar reife friſche Feigen aufgetrieben, eine große Seltenheit in dem rauhen Bernhardshauſen, weil er wußte, daß ſeine Mutter die Früchte als Erinnerung an den Süden beſonders liebte. Er ließ ihr das Obſt in einer grünen Glasſchale von erleſener Form überreichen — Mademoiſelle verriet, daß Karl der Geber ſei — ſie ſandte ihm die Schale unberührt zurück.

Zu Doris hatte ſie geſagt, nur wenn Karl ſeine tollen Pläne aufgeben würde, wenn er gehorſam wie ein guter Sohn ihren Wünſchen folge, werde ſie ihm verzeihen. Doris erinnerte ſie an die Begeiſterung, die ſie ſelbſt anfangs gezeigt. Aber davon wollte ſie nun gar nichts mehr wiſſen. Karl hat einen

schlechten, hämischen und hinterlistigen Charakter, er ist nicht würdig zu dem reinen Dienst der Kunst. Dabei beharrte sie.

Und heute war sie so schwach, daß man überhaupt nicht mehr wagte, in ihrer Gegenwart Karls Namen zu erwähnen.

Oben saßen Mademoiselle und Dionys und bearbeiteten in ihrer Herzensangst den finsteren und störrischen Karl, er solle nur um Gotteswillen vorläufig nachgeben. Sie würden dann schon in seiner Abwesenheit für ihn wirken.

„Du kannst sie doch nicht sterben lassen," sagte Dionys sehr ernst. „Heut abend muß sie beruhigt sein und muß etwas genossen haben. Es ist der letzte Termin, sagt Professor Weiland."

Und Karl schrieb den verlangten Brief. Er erklärte, unverantwortlich gehandelt zu haben, jetzt aber ein guter Sohn werden und seinen eigenen Willen aufgeben zu wollen. Dionys hatte ihm das Schreiben aufgesetzt, er kopierte es nur und unterzeichnete es. Er war müde und aufgerieben von schlaflosen Nächten und inneren Kämpfen. Es waren fürchterliche Tage für ihn, und wie er sah, litt auch Dionys schwer mit ihm.

Sein Bruder war der einzige Mensch, den er wahrhaft, unveränderlich liebte. Seine Warnungsworte waren aus der größten Sorge hervorgegangen.

Und nun hatte seine Mutter einen solchen Argwohn auf ihn werfen können . . .

Als Frau Bürgelin den Brief empfangen und gelesen hatte, nahm sie etwas Beefstea zu sich und schlief auch in der Nacht einige Stunden. Am nächsten Tage begann sie sich zu erholen.

Karl reiste mit vielen Empfehlungsbriefen nach Berlin.

IX.

Karl ſtand vor dem Spiegel und befeſtigte die Perlen, die ihm ſeine Mutter geſchenkt hatte, in dem tadellos geſteiften und gebügelten Chemiſetthemd. Sein Schnurrbart duftete und glänzte, überhaupt ging eine angenehme Atmoſphäre von Reinlichkeit und feiner Seife von dem jungen Manne aus. Er trug Lackſchuhe und ſchwarzſeidene Strümpfe. Über dem Stuhl neben ihm hing der Frack.

An dem Fenſterſpiegel zwiſchen den verſtaubten Gardinen des Berliner Chambregarnie ſteckten Einladungskarten für alle Abende der nächſten vierzehn Tage.

— Dies war nun ſchon ſein zweiter Berliner Winter, in dem er verſuchte, ſtrenger Arbeit und einer übermäßigen Menge von geſellſchaftlichen Verpflichtungen, zu denen ſeine Mutter ihn unaufhörlich trieb, gerecht zu werden. Manch ein junger Mann hätte das leichter vereinen können, als gerade er mit ſeinem empfindlichen Nervenſyſtem. Die fortwährende Kränkung über dies Gehetztwerden aus der Ferne irritierte ihn mehr als alles andere. Er wußte wohl,

daß Mama seinen Besuch der Kunstgewerbeschule, den sie endlich doch erfahren hatte, nur als eine Marotte betrachtete, von der er durch Zerstreuungen aller Art kuriert werden sollte. Desto eigensinniger bestand er auf der Durchführung seiner Pläne. Oho — er wollte ihr schon zeigen, daß sie nicht allein die Erbin von dem Starrkopf des anglo-indischen Großvaters war!

Wenn er nur nicht so viel unnötige Kräfte in diesem Kampfe hätte vergeuden müssen . . .

„Herr Bürgelin, wieder ein Telegramm!“ rief seine Wirtin an der Thür. „Haben Sie auch den Brief im Kasten gefunden?“

„Schon gut, Frau Schmidt. Bitte, vergessen Sie nicht, mich morgen um sieben zu wecken.“

Karl legte das Telegramm, welches er durch den Thürspalt in Empfang genommen, ohne es zu öffnen, auf den Tisch, und zog Frack, Überzieher und Galoschen an.

Dann stand er mit dem Chapeau claque in der Hand noch einmal am Tische still und blickte trübsinnig auf das blaue Kouvert nieder. Es war von seiner Mutter.

„Nicht die Laune verderben!“ sagte er halblaut, zog die Uhr und eilte fort.

Es schneite, und er nahm eine Droschke. Denn schließlich konnte man doch zu einer Soiree beim englischen Gesandten nicht gut mit bespritzten Hosen kommen. Wenn er nur nicht so rasende Kopfschmerzen gehabt hätte . . . Und wenn diese Routs

mit oder ohne Musik nur nicht so tödlich langweilig gewesen wären ... So immer dasselbe ... Und wenn sich nur nicht immer dieselbe Geschichte wiederholt hätte: daß man ihn selbst oder irgend jemand in seiner Nähe fragte: Bei welcher Gesandtschaft ist der Herr? Ah — also Künstler? Schriftsteller? Maler? Bildhauer?

Die Damen wünschten sein Atelier zu besuchen. Und er hatte doch gar keins.

Also reicher Mann mit einer kleinen Schrulle?

Lächelnd wurde bejaht.

Unter dieser Spitzmarke ging er durch die Salons.

Die Frauen waren meist sehr liebenswürdig zu ihm. Besonders zeigten kluge, gebildete und nicht mehr ganz junge Mädchen, an denen die Berliner Gesellschaft allzeit reich gewesen ist, eine Vorliebe für sein Unterhaltung — vielleicht auch für seine Person. Traf er so eine, war's schließlich kein verlorener Abend, denn er verlegte sich, wie auf einen Sport, auf das Entdecken von Individualitäten unter den jungen Berliner Damen. Hoffentlich war die Bundorf heut abend da — mit der plauderte sich's gut. Nur dachte er manchmal, er müsse sich doch in acht nehmen — sie war gerade von der Art, die seine Mutter ihm wünschte. Ach — aber so nüchterne Preußin ... Und gewiß schon vierundzwanzig ...

Ach Gott, er und heiraten! Abschließen ... Er, der so mitten in überreichem Beginnen stand ...

— — — — — — —

— — — — — — —

Fräulein von Bundorf kam sehr bald auf Bürgelin zu. Sie verabschiedete zuerst zwei große Garde-Kavalleristen, Vettern von ihr, mit denen sie geplaudert hatte, und reichte Karl dann mit kurzem festen Druck die Hand.

„Waren Sie heut bei Schulte?"

„Nein."

„Dann gehen Sie, bitte, morgen. Hören Sie, versprechen Sie mir, daß Sie gehen wollen?"

„Ja — was ist denn los?"

„Eine Landsmännin von Ihnen hat dort Sachen ausgestellt . . ."

„Eine Schweizerin?"

„Nein — eine Dame aus Bernhardshausen."

„Meine Gnädigste — Sie wissen doch, daß ich des Morgens gebunden bin."

„Ach, Ihre Kunstgewerbeschule — nun, so gehen Sie eben unter Mittag."

„Da muß ich mich erholen."

„Und ich sage Ihnen, Sie müssen morgen zu Schulte!"

„Gnädiges Fräulein — ich bin erstaunt! Sie haben mir noch nie etwas Schlechtes empfohlen . . . Aber wenn ich nun höre, eine Dame aus Bernhardshausen, so bin ich doch zweifelhaft. Ist's wirklich etwas Tüchtiges? Steht es auf gleicher Höhe — sagen wir mal, mit Ihren eigenen Aquarellen?"

Auf dem Gesicht des großen blonden Mädchens mit der stolzen steifen Haltung zeigte sich ein merkwürdiger Ausdruck.

Bürgelin beobachtete ihn überrascht. Er hatte nicht geglaubt, daß so viel Schmerz, so viel Seele aus den festen Zügen sprechen könnte.

„Tüchtig sind die Sachen nicht," sagte sie. „Manches ist kindisch, um sich darüber zu ärgern. Aber dann wieder . . . Sie hat gerade das, was ich nicht habe — was man nicht lernen kann. Haben Sie Mia Wöhler nicht gekannt?"

„Mia — ach . . .? Ich wußte gar nicht, was aus ihr geworden sei."

„Ich traf sie eine Zeit lang bei Gussow. Dann blieb sie aus. Man sagte, sie habe kein Geld, die Stunden zu bezahlen. Sie soll dann allein gearbeitet haben. In ihrem Privatleben ist wohl nicht alles ganz klar."

„Lebt sie hier in Berlin?" fragte Karl eifrig.

„So viel ich weiß, ja. Die böse Welt sagt, zusammen mit einem Dr. Fahrenhorst, der nicht ihr Mann ist."

Karl neigte den Kopf und blickte sinnend vor sich nieder.

„Sie ist heut abend schon eine Berühmtheit. Sie wird es morgen noch mehr sein."

„Was Sie sagen," murmelte Karl zerstreut. Er dachte an Mia und seine Jugendliebe, seine jungen Schmerzen. Ihre Malerei interessierte ihn in diesem Augenblick nur wenig.

„Und da hat nun das thörichte Mädchen sich ihre ganze Zukunft durch diese Liebschaft verdorben," sagte Fräulein von Bundorf etwas schärfer. „Es

ist bedauerlich. Wer wird sie denn noch einladen — einige ganz exaltierte Kunstschwärmer!"

„Glauben Sie wirklich, daß es das Glück des Lebens ausmacht, von Berliner Bankiers und Geheimräten eingeladen zu werden?"

„Das Glück —? Wer redet davon," sagte die Bundorf kühl. „Aber es gehört doch nun einmal dazu."

„Vielleicht findet das Mia Wöhler nicht."

„Wahrscheinlich nicht — wie alle Ausgestoßenen. Es ist die Geschichte vom Fuchs und den Trauben."

Karl fand Fräulein von Bundorf unausstehlich.

„Sehen Sie — das verstehe ich nun nicht an Ihnen," begann er. „Sie haben mir so viel Kluges über das Lächerliche unserer Geselligkeit gesagt, daß ich nicht begreife, wie Sie sie so hoch anschlagen können."

„Ich schlage sie gewiß nicht hoch an. Aber ich will die Wahl haben, an ihr teilzunehmen oder nicht, je nachdem es mir paßt. Nicht teilnehmen zu dürfen, würde mir unerträglich sein."

„Das ist ein Standpunkt, den ich gelten lasse. Es giebt auch andere. — Ich will mir morgen die Bilder von Mia Wöhler ansehen."

„Weil sie gesellschaftlich unmöglich ist?" fragte Fräulein von Bundorf spitz.

Karl nickte lächelnd. „Eben deshalb!"

„Ach, wenn Sie nur nicht immer den Sonderling spielen wollten."

Sie stand im Begriff, sich mit leichtem Gruß

von ihm zu wenden, als Karl ſie leiſe fragte: „Wer iſt die Dame dort in der eigentümlichen roſa und lila Toilette . . . Grün iſt auch noch drin. Aber wie reizend iſt das alles kombiniert und abgetönt!“

„Eine Pariſerin.“

„Ah — natürlich —!“

„Die Toilette wenigſtens. Die Dame hat, ſoviel ich weiß, etwas Kreolen-Blut in ſich. Sie beſucht hier ihre Couſine, deren Mann der franzöſiſchen Geſandtſchaft beigegeben iſt. Soll ich Sie bekannt machen?“

„Bitte.“

Die beiden wanden ſich durch die Menge, welche ſtehend und plaudernd den Saal füllte.

„Gräfin, erlauben Sie, daß ich Ihnen Herrn Karl Bürgelin vorſtelle.“

Fräulein von Bundorf redete gleich darauf jemand von ihren Bekannten an und überließ Karl ſeinem Schickſal.

„Madame,“ ſagte Karl auf franzöſiſch, „ich muß Ihnen gleich erklären, daß ich mich Ihnen habe vorſtellen laſſen, um ihre eigenartige Toilette in der Nähe bewundern zu dürfen. Es verſetzt mich immer in Erſtaunen, wenn eine Frau einmal wagt, ſich individuell zu kleiden, und wenn es dann auch gelingt und nicht ausſieht wie Theaterplunder.“

Die Gräfin hob ihre Augen mit einem luſtigen Blick zu Bürgelin empor. Trotzdem er nicht zu den großen Männern gehörte, war ſie doch noch bedeu-

ist bedauerlich. Wer wird sie denn noch einladen — einige ganz exaltierte Kunstschwärmer!"

„Glauben Sie wirklich, daß es das Glück des Lebens ausmacht, von Berliner Bankiers und Geheimräten eingeladen zu werden?"

„Das Glück —? Wer redet davon," sagte die Bundorf kühl. „Aber es gehört doch nun einmal dazu."

„Vielleicht findet das Mia Wöhler nicht."

„Wahrscheinlich nicht — wie alle Ausgestoßenen. Es ist die Geschichte vom Fuchs und den Trauben."

Karl fand Fräulein von Bundorf unausstehlich.

„Sehen Sie — das verstehe ich nun nicht an Ihnen," begann er. „Sie haben mir so viel Kluges über das Lächerliche unserer Geselligkeit gesagt, daß ich nicht begreife, wie Sie sie so hoch anschlagen können."

„Ich schlage sie gewiß nicht hoch an. Aber ich will die Wahl haben, an ihr teilzunehmen oder nicht, je nachdem es mir paßt. Nicht teilnehmen zu dürfen, würde mir unerträglich sein."

„Das ist ein Standpunkt, den ich gelten lasse. Es giebt auch andere. — Ich will mir morgen die Bilder von Mia Wöhler ansehen."

„Weil sie gesellschaftlich unmöglich ist?" fragte Fräulein von Bundorf spitz.

Karl nickte lächelnd. „Eben deshalb!"

„Ach, wenn Sie nur nicht immer den Sonderling spielen wollten."

Sie stand im Begriff, sich mit leichtem Gruß

von ihm zu wenden, als Karl ſie leiſe fragte: „Wer iſt die Dame dort in der eigentümlichen roſa und lila Toilette . . . Grün iſt auch noch drin. Aber wie reizend iſt das alles kombiniert und abgetönt!“

„Eine Pariſerin.“

„Ah — natürlich —!“

„Die Toilette wenigſtens. Die Dame hat, ſoviel ich weiß, etwas Kreolen-Blut in ſich. Sie beſucht hier ihre Couſine, deren Mann der franzöſiſchen Geſandtſchaft beigegeben iſt. Soll ich Sie bekannt machen?“

„Bitte.“

Die beiden wanden ſich durch die Menge, welche ſtehend und plaudernd den Saal füllte.

„Gräfin, erlauben Sie, daß ich Ihnen Herrn Karl Bürgelin vorſtelle.“

Fräulein von Bundorf redete gleich darauf jemand von ihren Bekannten an und überließ Karl ſeinem Schickſal.

„Madame,“ ſagte Karl auf franzöſiſch, „ich muß Ihnen gleich erklären, daß ich mich Ihnen habe vorſtellen laſſen, um ihre eigenartige Toilette in der Nähe bewundern zu dürfen. Es verſetzt mich immer in Erſtaunen, wenn eine Frau einmal wagt, ſich individuell zu kleiden, und wenn es dann auch gelingt und nicht ausſieht wie Theaterplunder.“

Die Gräfin hob ihre Augen mit einem luſtigen Blick zu Bürgelin empor. Trotzdem er nicht zu den großen Männern gehörte, war ſie doch noch bedeu-

tend kleiner als er. Die Art, wie sie stand, wie sie den Fächer hielt, war entzückend.

„Monsieur ist Maler oder . . . Schneider?“ fragte sie neckisch.

„Keins von beiden,“ antwortete Karl. „Aber ich wollte, ich wäre eins oder das andere. Dann wäre ich doch etwas.“

„O diese Deutschen! Jeder von ihnen muß „Etwas“ sein, muß arbeiten! Warum nur? Ich bin doch auch nichts!“

„Madame sind angenehm anzusehen — und das bin ich leider nicht.“

„Eh — meinen Sie? Davon muß ich mich einmal überzeugen.“

Ihre Augen weilten auf seinem Gesicht, und Karl bekam den Eindruck, als würde während des Blickes ein ganzer Christbaum von strahlenden, blitzenden, funkelnden Lichtern in dem braunen Grunde angezündet. Er fühlte sich um zehn Jahre verjüngt, er wurde knabenhaft lustig, ja übermütig. Er bemerkte mit frohem Erstaunen, daß die kleine Gräfin ihn witzig und unterhaltend zu finden schien, ja, daß sie augenscheinlich etwas Außerordentliches in ihm vermutete. Wahrscheinlich hat meine Unverschämtheit, sie gleich auf ihr Kleid anzureden, sie auf so schmeichelhafte Vermutungen gebracht. Na, Gott und der guten Mademoiselle sei Dank, ich kann doch wenigstens ordentlich französisch schwatzen.

Die Gräfin — er wußte nicht einmal ihren Namen — ließ sich von ihm zum Büffet führen.

Er fand in dem Menschengedränge glücklich ein kleines unbesetztes Tischchen, wo er seine Dame mit Kaviar, Creme und Sekt versorgte.

Bezaubert lauschte er ihrem leicht flüssigen, munteren Geplauder. Sie machte ihm wirklich und wahrhaftig ein bißchen den Hof, wie einem richtigen berühmten Manne. Ach — darin lag eine bittere Süßigkeit oder eine süße Bitterkeit. Er wußte nicht recht, ob er sich freuen oder schämen solle ... Und während er sie einmal lange betrachtete, mit dem Blicke des Mannes, in dem Wünsche und Begierden wach werden, fielen ihm seine Morgen- und Nachmittagsstunden in der Kunstgewerbeschule ein ... Die junge Frau lehnte sich etwas vor, er fühlte die linde Seide ihres Kleides sein Knie berühren, er atmete den feinen Parfüm ihres Körpers und hörte kaum, wie sie ihn fragte: „Wollen Sie mich morgen früh zu Schulte begleiten ... Ich höre, dort ist etwas, das man sehen muß ... Bilder eines jungen Mädchens — alle Welt spricht davon!"

Karl fuhr wie aus einem Traume auf. Es war hohe Zeit, daß er aufwachte, dachte er mit einem plötzlichen Schrecken. Er fühlte, wie die Frau ihn willenlos an sich zog — er hätte können geradehin vor ihr niederfallen und den Kopf in ihren Schoß drücken und schluchzen vor Verlangen nach diesem reizenden, kleinen Frauenleib. Er mußte sich förmlich wie aus einem Schwindel, einer seligen Betäubung losarbeiten.

„Komteſſe, ich habe morgen früh keine Zeit!“ ſagte er kurz und abgebrochen, direkt grob.

Sie ſah ihn verwundert an. „Ich glaubte, Sie hätten nichts zu thun — arbeiteten nicht?“

„Ob ich nicht arbeite! Sehen Sie doch meine Hände an.“

Die Gräfin lachte über das ganze Geſicht. „In der That, ich ſehe . . .“

Karls Nägel waren kurz und von Thon und Kohlenſtaub verdorben.

„Eh bien, ſo unterbrechen Sie morgen einmal dieſe . . . dieſe ſchmutzige Arbeit.“

Er ſchüttelte den Kopf. „Das kann ich nicht.“

„Auch nicht, wenn ich Sie bitte?“ Und wieder flammte und funkelte der Chriſtbaum im Grunde der braunen Augen.

Karl ſenkte hilflos den Kopf.

„Von ein Uhr an bin ich frei — wenn Sie ſich nach meiner Zeit richten wollen?“

„Tant pis . . . Sie ſcheinen mir ein rechter deutſcher Tyrann?“

„War ich grob?“

„Ein wenig. Mon Dieu, man iſt eben in einem Barbarenlande.“

„Ja, das iſt nun nicht zu ändern. Alſo morgen? Aber ich werde keine Zeit haben, Toilette zu machen . .“

„O, o — ich bin neugierig, in welchem Aufzug ich Sie finden werde! Vielleicht ſind Sie Maurer und kommen kalkbeſpritzt von einem Bau? Soll ich Ihnen einmal in einem Blechtöpfchen ein wenig

gouter bringen? Das wäre doch ein Spaß! Gestehen Sie? Wo sind Sie zu finden? Ich hole Sie mit meinem Wagen ab!"

Sie klatschte in die Hände, wie ein Kind, das sich eine Tollheit ausgedacht hat.

Karl schlich ein sarkastischer Zug um den Mund. Er legte das Kinn in die Hand und blickte sein Gegenüber lauernd an.

„Warum machen Sie jetzt ein so mephistophelisches Gesicht? Sie planen eine Bosheit!"

Karl schüttelte sanft den Kopf. „Ich würde mich nicht unterstehen . . . Wenn gnädige Gräfin um Eins bei Schulte vorfahren, werde ich mir gestatten, Sie dort zu empfangen."

„Ach, gehen Sie — Sie sind langweilig."

„Langweilig, wie die gute Form es verlangt."

„Ich verachte die guten Formen. Ich beteuere Ihnen, ich verabscheue sie, diese guten, guten Formen!"

Karl lächelte milde, wie man über die Capricen eines Kindes lächelt.

Die kleine Pariserin hatte sich im Stuhl zurückgelehnt, in einer Stellung, die Karl überzeugte, daß sie durch irgend eine berühmte Chanteuse in Mode gekommen war. Die weißen Zähnchen in dem lebendigen, ausdrucksvollen, nie einen Moment ruhig geschlossenen Mündchen blitzten ihm in einem herausfordernden Lächeln entgegen.

„Madame steht es natürlich frei, die gute Form zu verachten, so viel es Ihnen Vergnügen macht," sagte er ceremoniös. „Ich möchte nur einmal Ihr

Gesicht sehen, wenn ein anderer sie im Verkehr mit Ihnen verachten wollte!"

„Welch armselige Meinung Sie von mir haben."

„Ich halte Sie nur für das, was Sie sind und auch sein wollen: für eine sehr vollkommene Salondame. An Ihnen ist alles Kunst — vom Scheitel bis zur Sohle — von der Spitze des kleinen Fingers bis zum letzten Gefühl im Herzen. Weh dem Thoren, der Ihresgleichen mit Natur kommen wollte... Mit irgend einem natürlichen Empfinden . . ."

„Was sind Sie für ein seltsamer Mensch. Das hat mir noch niemand gesagt."

„Ich glaube es gern."

„— — — Sie meinen also," fragte die kleine Gräfin nachdenklich, „daß alle Leute künstlich mit mir verkehren?"

„Gewiß. Seien Sie ganz sicher, daß Sie noch niemals einen Menschen in seinem natürlichen Zustande gesehen haben."

„O — aber ich möchte es," flüsterte sie halblaut vor Aufregung. „Seien Sie doch einmal natürlich mit mir!"

„Ich werde mich hüten."

„So feige? Und wenn ich Ihnen die ausdrückliche Erlaubnis erteile?"

„Auch dann würde ich nicht den Mut haben."

„Ach, gehen Sie. Ich hielt Sie für etwas anderes . . ."

Karl lächelte überlegen. „Ich wünsche mir nicht,

daß Sie mich schon in einer halben Stunde verabscheuen."

Das seidene Gewand in der Nähe seines Knies bewegte sich mit leisem Rascheln. Er sah, wie der jungen Frau ein Schauer über den Leib lief. Und dann sah er einen Moment nichts mehr, vor seinen Augen tanzte eine wilde Jagd von Feuerfunken.

Sie saßen an dem kleinen Tische wie auf einer einsamen Insel und die geschmückte Menge umwogte sie wie das rauschende, unpersönliche Meer.

„Morgen — um Eins bei Schulte?" fragte Bürgelin endlich kurz und heiser. Sie neigte bejahend den Kopf.

„Dort kommt der Mann meiner Cousine, sich nach mir umzusehen. Darf ich die Herren bekannt machen?"

„Ich hatte bereits das Vergnügen." Karl und Herr von Nosailles reichten sich die Hand.

„Sie wollten mit uns heimfahren, Violette?" fragte der Franzose.

„Ja, ich hatte es mit Claire verabredet. Au revoir, Messieurs."

„Madame!" Karl verneigte sich. Seine Blicke folgten ihr, während sie sich mit ihrer eigentümlich pikanten Grazie zwischen den plaudernden Menschengruppen, den seidenen Schleppen hindurchwand. Und schließlich war sie ihm plötzlich entschwunden, als habe sie sich in dem Farbengewühl aufgelöst.

Er ging nach Haus.

X.

Ein reif- und frostfunkelnder Wintertag mit einem hellen blauen Himmel über den weißkristallisierten Linden und einem lebhaften Menschenverkehr auf den Trottoirs. Karl stand in sehr korrektem Visitenanzug vor Schultes Kunsthandlung und sah den vorüberrollenden Wagen entgegen. Er hatte doch heut die tägliche Arbeit versäumt, hatte ausgeschlafen und sah frisch und sogar ein wenig rosig aus, was ihm sehr gut stand. Natürlich ließ die Gräfin warten. Er begann zu frieren und trat in den Ausstellungssalon. Er war auch neugierig, was Mia denn da eigentlich geleistet hatte. Die gute Mia . . . Wie weit ihr Andenken zurücklag . . . Und doch war das Gefühl, das er für sie empfunden, das schönste, was sein Leben ihm bisher gegeben hatte. Nun sollte er in ihre Welt hineinschauen dürfen, in ihre Seele, die ihm damals so hartnäckig verschlossen wurde . . . jetzt, in einer Stunde, wo er kaum noch Interesse für das Gebotene empfand.

Aber als er um sich schaute, wurde er gefesselt. Das waren freilich nicht die gewöhnlichen Blumen-

ſtücke, geſchmackvoll in der typiſchen Kupferſchale oder in dem grünen Glaſe geordnet . . . Die Motive unendlich einfach: eine hohe blaue Glockenblume wuchs aus dürrem Buchenlaub empor — ein Stück Waldwieſe im Mondſchein und zwei weiße phantaſtiſche Blüten, die zärtlich ſehnend gegeneinander ſtrebten — ein ſtrudelndes grünes Waſſer, von dem ein blaßrotblühender Tamariskenbuſch gepeitſcht wurde und zitternd leiden mußte . . . In jeder kleinen Studie eine Offenbarung von dem geheimen Leben der Pflanzen, von einem zarten, ſeltſamen Daſein, das Menſchen ſonſt nicht ſehen, nicht beachten, nicht verſtehen. Und in jeder Arbeit auch ein Stück Mia . . . Manches war mit kindiſchen Mitteln erreicht — manches mit einer unbewußt ſtarken Kraft hingeſetzt — einiges aus Intuition der raffinierteſten Wirkung heraus entſtanden und einiges grotesk und verfehlt. Aber alles in allem: die zwanzig Bilder und Studien bedeuteten das Werk einer Perſönlichkeit, die man niemals wieder vergaß, wenn man ſie einmal begriffen hatte. Und wenn einer, ſo begriff ſie Karl Bürgelin. Er ging mit zuſammengebiſſenen Zähnen von einer Leinwand zur andern. Er war blaß geworden vor innerer Bewegung. Mia hatte erreicht, was ihm wie ein ferner, wunderbarer Traum vorſchwebte, mit dem er ſich in müßigen Stunden, in kindiſchem Phantaſieſpiel beſchäftigte.

Welch ein Wollen — welch ein Können . . .

Eine reine, ungebrochene, feſte Seele ſprach aus dieſem Werk . . .

Wie beruhigt mußte man in ſich ſelbſt ſein, um ſo das geheime Leben der Natur belauſchen und in ſich trinken und begreifen zu können . . .

Er, Karl Bürgelin, wollte ja etwas ganz anderes. Aber doch... Mia hatte erreicht, was ſie wollte . . .

Die Glückliche . . . In ſeinem Herzen ſchrie der Neid und eine heiße, wilde Begierde nach dem Werk ſeines Lebens.

Thun — ſchaffen — wirken . . . Einer ſein! Ein Ganzer! Dies Mädchen hatte ihn überholt . . . War unbemerkt, mit leiſen Schritten, mit ſtiller Arbeit an ihm vorüber und ihm voraus geſchritten . . . Mia . . . Er haßte ſie, er bewunderte, er beneidete ſie. O, wie er ſie beneidete! . . .

Das ſtolze Gebäude ſeiner Träume ſtieg rieſengroß vor ihm auf, gewaltig, furchtbar, dräuend . . . Die Bruſt war ihm wund, wie von Feuer verzehrt, die Kehle trocken, die Augen heiß. Er hätte jetzt nicht plaudern können. Nur jetzt nicht dieſe Gräfin ſehen, die er faſt verabſcheute, weil ſie ihn verführt hatte, ſeine Arbeit zu verlaſſen — die mühevolle, langwierig Anfängerarbeit, die noch vor ihm lag, zu der er alle Morgen ſeine ſchlaffe Energie mit allen Mitteln des Ehrgeizes aufpeitſchen mußte.

In tiefen, ſchweren Träumen verließ er die Ausſtellung und ging die Linden hinab. Da fuhr der Wagen der Gräfin Violette an ihm vorüber. Sie winkte eifrig dem Kutſcher und ließ halten. So mußte Karl wohl herantreten und ſie begrüßen.

„Teufel auch, wär' ich doch in die nächste Querstraße gebogen," dachte er dabei. Alle Freude zu der reizenden Frau war ihm verschwunden. Sie bemerkte es noch nicht. Sie war zu fröhlich, ihn noch glücklich erwischt zu haben, nachdem sie ihn so unverantwortlich lange hatte warten lassen . . .

„Sie waren natürlich längst in der Ausstellung?"

„Allerdings . . ."

„Nun?"

„Es ist schon sehenswert. Nur weiß ich nicht, ob Sie es verstehen werden... Es ist so deutsch... So seltsam deutsch . . . Gräfin — entschuldigen Sie mich... Halten Sie mich meinetwegen für den größten Bären, der Ihnen noch begegnet ist — aber besuchen Sie die Bilder allein und beurlauben Sie mich. Ich bin heut nicht gesellschaftsfähig."

„Es fällt mir gar nicht ein, Sie zu beurlauben. Ich habe mir im Gegenteil vorgenommen, Sie zu bitten, nachher bei mir zu frühstücken. Sie werden mir das Vergnügen nicht verderben? So hart sind Sie nicht — können Sie ja gar nicht sein? Es ist so langweilig, immer allein zu essen . . ."

Ihre Augen lockten und baten.

„Gräfin, ich bin heute unliebenswürdig. Sie werden sehen . . ."

„Eh bien — so seien Sie es meinetwegen. Künstlern muß man böse Stimmungen nachsehen."

„Ich bin ja gar nicht Künstler."

Sie lächelte fein und verständnisvoll. Um dieses Lächelns willen gewann er sie wieder lieb. Auch

begann der Zauber ihrer körperlichen Nähe aufs neue zu wirken. Er öffnete den Wagenschlag, stieg zu ihr ein und fuhr an ihrer Seite das Stück bis zu Schulte zurück.

Wie sie im Wagen zurückgelehnt lag . . . War das Figürchen anmutig in dieser äußersten Schlankheit! Und die blitzartig überraschenden, manchmal bizarren Bewegungen . . .

— — — Vor Mias Bildern war er schweigsam.

Die Gräfin betrachtete die Studien eingehender, als er erwartet hatte.

„Sie haben recht — ich verstehe diese Einfachheit nicht ganz. Manches kommt mir beinahe ärmlich vor. Aber ich sehe die Kunst," sagte sie nachdenklich. „Wissen Sie, das deutsche Mädchen ist mir etwas so Fremdes.. Ich, die ich im Kloster erzogen wurde —, die ich erst als Frau begonnen habe, zu leben . . . Ich verstehe nicht, wie man als Mädchen unschuldig und zugleich so — so stark empfindend sein kann."

„Nun," sagte Karl langsam, „die Malerin ist in dem Sinne, den Sie damit verbinden, wohl kaum noch Mädchen zu nennen . . ."

„Ah —?" fragte die kleine Gräfin mit schelmischem Augenzwinkern, „kommt das in Deutschland vor?"

„Es kommt vor, meine Gnädige," erwiderte Karl mit leichtem Spott über ihr Vergnügen an der pikanten Wendung des Gespräches.

Sie zwitscherte weiter allerlei gewagte Sächelchen,

aber mit der Unbekümmertheit, mit der ein feiner, kleiner, bunter Vogel sein Liedchen singt.

Sie trug wieder eine ganz wunderbare Toilette aus stahlblauer Seide und zartem Grün, aus Goldstickereien und dunklem Pelzwerk zusammengestellt, eine Toilette, die geschaffen war, die Aufmerksamkeit zu fesseln, die sich um das Elfenbeinfigürchen schmiegte wie die schillernde Haut eines Schlängleins.

Gräfin Violette nahm Karl in ihrem Wagen mit in ihre Wohnung.

Für die Dauer ihres Berliner Aufenthaltes hatte sie einige Zimmer in einem eleganten Hotel garni gemietet, die sie mit den seidenen Kissen, Decken, Photographien, den unzähligen Büchern und Nippsachen, die verwöhnte Frauen mit sich zu führen pflegen, wohnlich gemacht hatte.

Hier wurde ihnen ein Frühstück serviert. Dann ließ die Gräfin Kaffee bringen und bot Bürgelin Cigaretten an. Sie saß auf einer breiten Chaiselongue, die frei im Zimmer stand, und rauchte gleichfalls.

„Wissen Sie, daß Sie mich heut enttäuschen?" fragte sie leise.

„Ich weiß es," antwortete er ruhig. „Ich bewunderte vorhin bei Tisch die Geduld, mit der Sie mein zerstreutes Wesen ertrugen. Ich hätte Ihnen soviel einfache Güte nicht zugetraut . . . Aber ich bin schuldlos. Ich hatte Sie gewarnt. Nur wollten Sie eben mit der Frauen eigenen Zähigkeit Ihren Willen durchsetzen. Und da die gesellschaftliche Konvention dem Manne gebietet, zu thun, als ob er

durch die Einladung einer liebenswürdigen Frau ein-für allemal und in jeder Lebenslage beglückt sein müsse, so blieb mir nichts anderes übrig . . ."

„Sie sind ein sonderbarer Heiliger, mein Freund!"

„Ja, sehen Sie, so weit ist es schon gekommen, daß man für sonderbar gehalten wird, wenn man sich gegen den unerträglichen Zwang, unter dem wir alle seufzen, nur in Gedanken oder Worten auflehnt. Ich habe ein schönes Lebensideal. Und ich denke, es wäre gar nicht so schwer in die Wirklichkeit umzusetzen, wenn wir nur alle versuchen wollten, uns zu befreien und nach unserer eigenen Art zu leben, zu handeln. Dann wäre das Glück, das man sich gegenseitig schenken könnte, ein wertvolles Glück, keine Lüge, keine Illusion. Dann hätte man Ruhe und Frieden zur Arbeit und würde sich nicht gegenseitig mit Rücksichtnahme und Tyrannei die Nerven ruinieren . . . Dann könnten wir erst sehen, wie überall ein Reichtum an originellen Daseinsformen aufsprießen würde. Aber ihr Frauen . . . euch soll man nur einmal mit den einfachsten neuen Gedanken kommen. Wie ihr euch da aufbäumt. Ihr wollt eben in eurer althergebrachten erlogenen falschen Theaterwelt bleiben. Ihr vertragt die frische Luft nicht. Da holt ihr euch gleich tödliche Erkältungen . . ."

„Glauben Sie nicht, daß daran auch die Männer ein wenig schuld sind? Sie lieben es im allgemeinen nicht, wenn wir uns zu viel in der freien Luft bewegen. Ich muß gestehen, mir ist noch nie ein Mann begegnet, der mir eine originelle Art zu leben

vorgeschlagen hätte. Es wäre eine ganz angenehme sensation nouvelle . . ." Sie sah ihn mit ihren schönen Augen neugierig, erwartungsvoll an. „Es ist oft so unerträglich langweilig, zu leben . . ., des Morgens aufzustehen, sich anzuziehen, Besuche zu fahren . . . Oh mon Dieu — immer dasselbe, immer dasselbe, seit man das Kloster verlassen hat und verheiratet worden ist."

„Glaub's schon," sagte Bürgelin. — „Ach, ich habe viele schöne Träume für die Zukunft. Ich will mein Leben nicht so vergeuden. Ich will es mir selbst gestalten, wie ich will, nicht, wie die anderen wollen. Ich freue mich oft auf die Zukunft."

„Und sind Sie so selbstsüchtig, daß Sie mich nicht einmal in Gedanken an Ihren Träumen teilnehmenlassen wollen?" Es war ein wehmütiger Ton in der Stimme der jungen Frau.

Bürgelin blickte sie beobachtend an.

Dann nahm er ihre Hand und küßte sie weich und leise.

„Bleiben Sie, was Sie sind, Gräfin," sagte er milde. „Es ist gut so, wie es ist."

Er hatte, während er sprach, ihre Hand in der seinen behalten. Nun drückte er sie stark.

Ihre Ringe preßten sich dabei in ihre feine Haut, daß es sie schmerzte. Sie hatte die Augen voll Thränen.

„Ich muß jetzt gehen," sagte er kurz und stand auf.

„Wann sehe ich Sie wieder?"

„Wahrscheinlich . . . sehr lange nicht."

„O — — —?"

„Gräfin, es geht nicht. Ich sehe schon alles voraus, wie es kommen würde."

„Wie würde es kommen?" fragte sie mit niedergeschlagenen Augen und einem kleinen Schulmädchengesicht voll Hinterlist und Schelmerei.

„Sie würden gut und lieb zu mir sein, und dafür würden Sie wie jede Frau verlangen, daß ich zu hundert kleinen Diensten bereit wäre . . .Sehen Sie, ich wäre es ja auch mit tausend Freuden. Aber ich habe einen harten Kampf zu kämpfen. Ich habe ein Ziel vor Augen, dem ich nicht untreu werden will . . . Ich kann Sie nicht besuchen, wann Sie es wünschen, nicht mit Ihnen ausfahren, wenn Sie Lust dazu verspüren . . . Sie würden verstimmt werden, wir würden uns zanken. Während so — —. Ihre Erscheinung wird mir als etwas Entzückendes in der Erinnerung leben. Glauben Sie mir, ich kann jetzt außer dem schrecklichen Gesellschaftstreiben, zu dem mich meine Mutter zwingt, mit niemand weiter verkehren . . . Den Tag muß ich für mich haben."

„Und wenn ich Ihnen verspräche, daß Sie gar keine Rücksichten zu nehmen brauchten, daß Sie im Verkehr mit mir einmal Ihrem Ideal einer unbeschränkten Natürlichkeit folgen dürften . . . Könnte Sie das nicht reizen?"

„Wenn ich Ihnen glaubte . . . Aber ich werde mich hüten, Ihnen zu glauben."

„Das iſt eine Beleidigung.“

„Sie haben ſie provoziert. Warum ſagen Sie ſo reizende Dinge, die Sie gar nicht meinen. Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß ich verſtändig genug bin, nicht auf Ihre phantaſtiſchen Ideen einzugehen.“

„Aber ich bin verliebt in meine Idee,“ rief die Gräfin, und in ihren Augen blitzte das übermütige Lichtgefunkel, das Karl ganz wirr im Kopf machte.

Sie reckte das feine Elfenbeinköpfchen mit dem künſtlich friſierten und gelockten ſchwarzen Haar empor und ſah ihn tapfer an.

„Ich bin der Männer überdrüſſig, die uns belügen und betrügen mit ſüßen, dummen Worten. Ich möchte einmal, nur einmal, nur acht Tage lang einen Freund beſitzen, der mir die Wahrheit ſagt — nur die Wahrheit, hören Sie? Ich bin ſo geſpannt darauf, wie das ſein würde . . . Wie die Wahrheit ausſieht . . . Nur acht Tage . . .“

„Nur acht Tage,“ wiederholte Karl humoriſtiſch. „da könnte man's ja am Ende einmal probieren . . .“

Die kleine Gräfin Violette hielt ihm ihre Hand entgegen. „Wollen wir einen Vertrag ſchließen? Wollen Sie mir den Mann zeigen, nicht wie wir ihn ſehen, ſondern wie er iſt?“

Karl lachte laut.

„Sie kurioſes kleines Geſchöpf.“

„Lachen Sie mich aus. Ich nehme es Ihnen nicht übel . . .

„Sie wiſſen ja gar nicht, was Sie wagen, indem Sie die Schutzmauer mutwillig durchbrechen, welche

die Sitte der formellen Höflichkeit um die Dame gezogen hat."

„Ich glaube, daß man mit Ihnen viel wagen kann."

„Nein, erlauben Sie einmal, diesem schönen Irrtum muß ich gleich ein Ende machen. Wenn Sie die Wahrheit à tout prix wollen, dann betrage ich mich auch, wie es mir in Wahrheit jeden Augenblick zu Mut ist. Da werden Sie möglicherweie Erfahrungen machen, die Sie bitter enttäuschen. Ich werde Ihnen vielleicht auch Dinge sagen, die Sie sehr kränken."

Gräfin Violette schüttelte den Kopf. „Ich habe schon bemerkt, daß Sie sehr offenherzig sind und habe es gern. Ach, seien Sie doch nicht so bedenklich — so sehr gewissenhafter deutscher Pedant. Ich habe mir vorgestellt, Künstler seien immer zu tollen Experimenten aufgelegt."

„Gräfin, jetzt kommt schon die erste Enttäuschung. Ich bin noch kein Künstler. Ich bin Kunstgewerbeschüler. Wissen Sie, was das ist?"

„Nein."

„Also, ich gehe alle Morgen in eine Schule, wo junge Handwerker sich im gewerblichen Zeichnen, Holzschnitzen, Modellieren ausbilden. Merken Sie wohl: nicht eine Akademie. Die Leute, mit denen ich auf einer Bank sitze, werden Tischler, Holzschneider, Schlosser, Goldschmiede. Sie haben keine Spur von gesellschaftlicher Bildung. Auch die Lehrer sind Männer, keine gentlemen."

„Warum thun Sie das?“ fragte Violette, den Blick fest auf Karl gerichtet.

„Das ist nicht ganz leicht erklärt. Ich will kunstgewerblicher Entwerfer werden. Dazu scheint mir die Vorbildung auf einer Akademie nicht die richtige.“

„Sie wollen also den umgekehrten Weg gehen, wie unser großer Bildhauer Carriès, der damit begann, monumentale Werke zu schaffen, der damit endete, bezaubernde Vasen und Krüge zu formen? — Bei Ihnen werden zuerst die Vasen und Krüge, dann die monumentalen Werke kommen?“

„Gräfin, das war sehr hübsch . . .“

„Ich glaube an Sie.“

Er nahm wieder ihre Hand und berührte mit seinen Lippen das kühle, glatte Fleisch, von dem er sich nur schwer losriß.

„Jetzt muß ich gehen, sonst verleiten Sie mich zu Thorheiten, die ich nicht verantworten kann.“

„Ich nehme die Verantwortung auf mich,“ flüsterte sie leise und schnell.

„Hätte ich nur Zeit für die Liebe,“ sagte er bewegt, ihre Hand mit den seinen fest umschließend.

„Verlange ich denn Liebe? Ich wünsche mir Ihre Freundschaft. Helfen Sie mir doch heraus aus diesem faden, gleichgültigen Leben,“ rief sie heftig und stampfte mit dem Fuß. „Ich fühle, es ist etwas in mir, das hungert und dürstet.“

„Ich glaube es auch beinahe. Darum eben . . . Ich fürchte mich. Wären Sie in der That nur eine

Mondaine, würde das Experiment lange nicht so gefährlich sein.“

„Gefährlich? Ich verstehe Sie nicht.“

„Desto besser!“

„Eh bien?“

„Wollen Sie mich morgen von der Kunstgewerbeschule abholen und mit mir spazieren fahren, wie ich da bin, in meinem Arbeitskittel? Zeit, mich umzukleiden, habe ich nämlich nicht.“

Violette lachte fröhlich. Sie sah, daß er auf ihre Caprice einging.

Er beobachtete sie verstohlen. Sie interessierte ihn doch ungeheuer. Dieses Lebensfeuer in dem feinen, zarten, verwöhnten Körper! Diese Begierde nach dem Ungewöhnlichen . . . Er wollte sie wahrhaftig auf die Probe stellen.

Eine grausame Lust prickelte seine Nerven.

„Sind Sie sich auch klar, daß wir auf einem Fuß verkehren werden, wie niemals zuvor ein Herr und eine Dame aus unseren Kreisen?“

„Sonst wäre es ja nicht der Mühe wert.“

„À la bonne heure! Aber acht Tage und keine Stunde länger. Sind Sie einverstanden?“

Sie reichte ihm beide Hände, die er herzlich drückte.

„Also — leben Sie wohl, und auf Wiedersehen morgen mittag!“

Karl stürmte hinaus.

Violette war etwas bestürzt. Sie flatterte unruhig im Zimmer umher, trat ans Fenster und blickte

auf die Straße. Dort unten ging Bürgelin. Wahrhaftig — er ging!

Quel drôle d'homme! Sie war seinesgleichen noch nie begegnet.

Sie schellte ihrer Jungfer, begab sich in ihr Schlafzimmer und ließ sich umkleiden in ein bequemes loses Theekleid. Dann warf sie sich auf ihr Ruhebett, versuchte zu lesen, schleuderte das Buch ungeduldig zur Erde, legte den Kopf in die Hand, schob sich noch ein seidenes Flaumkissen in den Nacken und träumte, ein verstohlenes Lächeln auf den Lippen.

Der kurze Wintertag ging zu Ende. Violette begann zu überlegen, was sie für den Abend vornehmen sollte. Ihre Cousine besuchen? Sicher fand sie Claire nicht zu Haus. Ein Theater? Ach, sie verstand das Deutsch so schlecht, mußte sich so viel Mühe geben, es zu verstehen. Dazu hatte sie keine Lust. Bürgelin hätte auch bleiben und sie in den Cirkus begleiten können. Er war doch eigentlich grob. Aber er hatte so etwas — Was nur? Schön war er doch nicht, tadellos elegant — nun kaum ... Seine Hände — Puh ... So beharrt ...

Sie hatte sich am Abend schon erkundigt und gehört, daß er kein berühmter Mann sei. Aber die Deutschen ... Sie wußten sicherlich nicht, was höhere Kultur bedeutete. Der Mann war kein Alltagsmensch. Immerhin — sie wollte sich doch mit ihm in acht nehmen. Man konnte nicht wissen ...

Warum man ihr nur nicht die Lampe brachte? Sie wurde traurig in dem lichtlosen Nebel, der feucht

und grau zu den Fenstern herein zu quellen schien. Sie richtete sich auf, ging zum Ofen und stachelte das Feuer in der kaminartigen Höhlung, dann blickte sie in die blauen Flämmchen, die über der roten Glut hüpften.

Unwillkürlich lauschte sie auf einen Schritt, der sich den Korridor entlang ihrem Zimmer näherte, und reckte schläfrig, verträumt die Glieder.

Die Thür hatte sich leise geöffnet. Bürgelin trat ein.

„Ach — Sie . . .“

„Ja ich. Es ging eben doch nicht, heut . . .“ Er lachte leise.

Und plötzlich, jäh, ohne ein Wort weiter, riß er sie in seine Arme, drückte seinen Mund an den ihren und küßte sie wütend, gierig . . .

Sie versuchte, sich loszuwinden, versuchte, ihn mit den Händen, die sie gegen seine Brust stemmte, zurückdrängen.

„Nicht jetzt, nicht hier,“ stammelte sie atemlos bittend. „Die Leute werden kommen. O laß mich . . .“

„Niemand kommt,“ murmelte er. „Süße, Süße . . . Ich will dich. Hörst du? Ich will dich . . .“ Er rang mit ihr und preßte die Widerstrebende an sich, daß ihr schwindelte.

„Du sollst, du mußt!“ flüsterte er, den Mund in ihrem duftigen Haar.

Sie wehrte sich mit ihrer schlangenhaften Grazie, und er spielte eine Weile mit ihr in übermütigen Liebesneckereien. Endlich hob er sie empor, nahm sie

auf seine Knie, öffnete ihr das Kleid und barg sein glühendes Gesicht an ihrer Brust. Da umschlang sie ihn mit ihren Armen und flüsterte über ihn gebeugt: „Je t'aime . . . o je t'aime, m'ami!“

Und dann war es plötzlich kein tändelndes Spiel mehr, sondern wilder, gewaltthätiger Ernst. Und sie stöhnte und jauchzte kleine hohe Vogelschreie unter dem Übermaß seiner jähen Leidenschaft, seines stürmischen, tollen Genießens. So daß er zuletzt sie stillen mußte und zur Vorsicht mahnen, weil sie doch nicht auf einer Insel der Seligen waren, sondern in einem eleganten Hotel garni, obschon er gut wußte, daß sie nicht gestört werden würden und die Jungfer den Eingang hütete. Dafür hatte er gesorgt.

XI.

Am nächsten Morgen hielt der Wagen der Gräfin Violette in der Nähe der Kunstgewerbeschule. Die kleine Frau musterte durch ihr Schleierchen die jungen Leute, die aus der Thür strömten, in schweren Stiefeln polternd, sich drängend und stoßend, einander derbe Witze zurufend. Karl kam, in graugrüner Lodenjoppe, einen verdrückten Filz auf dem Kopf, an den Wagenschlag.

„Abscheulich! Sie Waldmensch," rief sie ihm entgegen. Ihre Augen sagten ihm, daß er ihr auch so gefiel. Sie fuhren nach dem reifglitzernden Tiergarten, verschneite Wege, wo eine unberührte, eisstarrende, keusche, weiße Welt sie aufnahm. Karl wäre hier lieber gewandert. Aber er wußte zu gut, was er Violette zumuten durfte und was nicht. Sie kroch schon fröstelnd und schauernd in ihre Pelze. Er suchte unter der Decke ihre Hand und drückte sie zärtlich, doch blieb er schweigsam, und sie merkte, daß er verstimmt war. Das kränkte Violette. Sie hätte wohl erwarten dürfen, ihn in einem Rausch von

Glück wiederzufinden. Sie machte eine kleine Andeutung.

„Ein Rausch verfliegt, und der Morgen nachher ist immer nüchtern," antwortete er ihr trocken. „Ich habe Kopfweh." Er empfand nicht das Bedürfnis, ihr zu erzählen, daß er am Abend, als er von ihr ging, in seiner Wohnung drei Briefe aus der Villa Edina vorgefunden hatte: einen von seiner Mutter, einen von Mademoiselle, den dritten von Dionys, in denen ihm wie einem Schulknaben die heftigsten Vorwürfe gemacht wurden, daß er mehrere Tage lang nicht über sein Thun und Lassen nach Haus berichtet habe. Das Verlangen seiner Mutter, ihn aus der Ferne am Gängelbande zu führen, sein Leben bis ins Einzelne hinein zu kontrollieren und zu regieren, wurde ihm von Woche zu Woche unerträglicher. Vergebens sagte er sich selbst, ließ er sich von den beiden Getreuen auseinandersetzen, daß seine Mutter eine bedauernswerte Frau, die von dem thätigen und geselligen Leben ausgeschlossen, sich in einer geistigen Rastlosigkeit verzehrte, welche sich steigerte und steigerte und fast schon krankhafte Formen annahm.

Er höhnte innerlich über sich selbst, daß er hier sein Ideal einer Liebe auf dem Grunde einer schonungslosen Wahrheit zu verwirklichen strebte, und dort gezwungen werden sollte, Tag für Tag ausgeklügelte und aus der Luft gegriffene Berichte nach Haus zu senden.

Warum in drei Teufels Namen durfte seine Mutter ein Jahr lang nicht erfahren, daß er die

Kunstgewerbeschule besuchte und mit Jungen aus dem Volke, die fünf, sechs Jahre jünger waren als er, auf einer Schulbank saß? Warum mußte das verheimlicht werden wie ein Staatsverbrechen, bis es schließlich doch herauskam? So mochte sie sich darüber aufregen und tagelang nichts essen ... Was ging ihn das an, wenn es ihr Spaß machte.

Das Schlimme war nur, daß das verfluchte Weib dann immer gleich sterbenskrank wurde ... Und daß er von ihr abhing — rettungs-, hoffnungslos von ihr abhing ... Wenn er seine Pläne verwirklichen wollte, noch für Jahre hinaus von ihr abhing.

Und mit einer kalten, spöttischen Grausamkeit wiederholte sie ihm immer aufs neue: Heirate Fräulein von Bundorf — sie hat ein schönes Vermögen — dann bist du selbständig und kannst thun und lassen, was dir beliebt.

— O, wie in einem solchen Kampf alles Böse und Boshafte, Giftige in einem Menschenherzen an die Oberfläche gespült wurde! Wie alle Eigenschaften großer und kleiner Tyrannen: Kaiser und Pfaffen, Eltern und Schullehrer, Polizeidiener und Gefängniswärter, womit sie seit Ewigkeiten ihre Untergebenen quälen, an seiner Mutter immer deutlicher, immer häßlicher hervordrangen. Wie groß, wie anbetungswürdig trat dagegen ihre Gestalt aus der Vergangenheit vor seinen Geist, aus jener Zeit, wo sie die Geknechtete gewesen war und sich mutig losgerungen

hatte, zuerſt geiſtig, dann auch äußerlich zur eigenen Geſtaltung ihres Daſeins.

Aber was iſt dieſes Schreckliche im Menſchen, daß er, kaum ſelbſt befreit, wieder zum Tyrannen wird, ſtatt die ſo ſchwer errungene Freiheit auch an anderen fein und zart zu ehren? So war die Ehe ſeiner Eltern: ein wütender Kampf zweier leidenſchaftlicher Perſönlichkeiten um die Oberherrſchaft. Nie war es ſeiner Mutter auch nur im Traum eingefallen, die Kameradin ihres Mannes ſein zu wollen. Ihr Sinn war königlich — ſo ſollte denn auch ihre Macht im Hauſe königlich und unbeſchränkt ſein . . .

Plötzlich aber war ſein Vater Sieger über ſie geworden, indem er den Kampf aufgab und davonging, ſich ihrer Macht ſtill und ruhig entzog.

Karl hatte Augenblicke, in denen er ſeinen Vater, der ſeit ſo vielen Jahren ſeinem Geſichtskreis entzogen war, völlig verſtand, und eine ernſte, ſchmerzliche Achtung für ihn empfand. Augenblicke, in denen er ſich eines Blutes, eines Geiſtes mit ihm fühlte . . . Die weibliche, zärtlichkeitsbedürftige Seite ſeines Weſens trat zurück, er empfand ſich ganz als Mann, als einſamer Mann, der die Frauen verachtete, beinahe haßte — alle Frauen . . .

Und heut morgen war er in ſolcher Einſiedlerſtimmung. Er blickte auf das junge Weib an ſeiner Seite und war erſtaunt, wie gleichgültig ihre Nähe, der Duft, die Wärme ihres Körpers, welche ihn geſtern faſt von Sinnen gebracht hatten, ihn jetzt ließen. Eine gute halbe Stunde war über ſeinen Grübeleien

verſtrichen, und ihre Gegenwart war von ihm vergeſſen worden . . . Seine Luſt war geſtillt, er war geſättigt . . . Und von einer Frau tyranniſiert und gepeinigt, empfand er ein grauſames Vergnügen daran, einer andern ſeine Kälte, ſeine heimliche Verachtung fühlen zu laſſen. Er ſchwieg noch immer, aber nicht mehr unbewußt, ſeinen eigenen Lebensſchickſalen nachträumend, er beobachtete.

Violette lehnte in einer ihrer reizenden Stellungen im Wagen, die Hände in dem kleinen dunklen Pelzmuff, ganz ſtill, ohne ſich zu rühren. Auf ihrem lebendigen Geſichtchen zuckte und zitterte der Zorn, die Ungeduld, der Schmerz über ſeine Gleichgültigkeit. Ihre großen leidenſchaftlichen Augen glühten feucht, die Zähne waren in die Unterlippe gebiſſen.

Jetzt würde ſie mich am liebſten ins Geſicht ſchlagen, dachte Karl. Wäre ich nun mit dieſer Frau verlobt und müßte ſie heiraten — welch ein endloſes Elend.

„Siehſt du, Violette,“ ſagte er leiſe, „ſo iſt es nun. Ich fühle heut morgen nichts für dich, ich zeige es dir, und du biſt beleidigt.“

Ein aufſchluchzender Ton kam aus ihrer Kehle. Sie wandte den Kopf hinweg, die Thränen ſtürzten unter dem Schleier.

Sie that ihm doch leid. Er nahm ihre Hand. „Sei vernünftig, Violette,“ bat er. „Du haſt es gewollt. Du biſt doch zu klug, um nicht ſelbſt zu wiſſen, daß ein Mann nicht immer in einem gleichen Gefühlstaumel ſchwelgen kann.“

Sie hatte die Thränen schnell bezwungen und sprudelte nun hastig in ihrer stürmischen französischen Weise einen Strudel von Vorwürfen und Liebesbeteuerungen über Karl aus. Und dann lachte sie hell, mitten in ihre Empörung hinein, über sein verstörtes, betrübtes Gesicht. Der Friede zwischen ihnen wurde wieder geschlossen. Sie plauderten nun lustig und lebhaft.

Am Abend begleitete Karl Violette in ein Theater. Dann stahl sie sich mit ihm hinauf in sein Studentenzimmer.

„O mon Dieu, comme une petite cocotte, c'est affreux!“ flüsterte sie, kichernd vor Übermut. Sie trieben tausend Narrenspossen miteinander, bis er sie, spät in der Nacht, müde, mit heißen, schläfrigen Augen in einen Wagen hob und hinterdrein sprang, und noch in der Droschke nicht lassen konnte, sie zu küssen und zu necken in verliebter Tollheit.

* * *

Es war Karl ein feiner, komplizierter Genuß, Violette bei ihrer Toilette zuzuschauen. Anfangs hatte sie sich geweigert, ihn während dieser wichtigen Angelegenheit zu empfangen. Aber er hatte sie ausgelacht und sich den Eintritt erzwungen. Die Zofe war auch ein nettes Ding und stand ihrer Herrin gut. Wenn er gerade nicht kindisch aufgelegt war, und Violette das Puderbüchschen oder den Schildpattkamm versteckte, kauerte er auf einem lehnenlosen Schemel, den Ellbogen aufs Knie, den Kopf in die Hand ge-

stützt und folgte mit heimlicher Lust allen Bewegungen der beiden zierlichen Geschöpfe, beobachtete ihren Eifer, ihre Hingabe an das künstliche Werk. Sie bildeten zuweilen Gruppen von einem plastischen Reiz so pikanter Art, daß er verstohlen sein Notizbuch hervorzog und versuchte, in flüchtigen Strichen etwas davon für seine Erinnerung zu bannen. Auch entzückten ihn, der in der Liebe so lange nur die grobe und derbe Kost genossen hatte, die jungen Studenten freisteht, die eleganten Raffinements der vornehmen Dame: die duftigen, spitzenumsäumten Battiste, die weichen, seidenen Unterkleider, die Geräte von Schildpatt, Silber und Sèvres-Porzellan, die ganze warme duftige, süßheimliche Atmosphäre des kleinen Boudoirs. Er geriet regelmäßig in eine angenehm dumpfe Betäubung seines Verstandes durch die mannigfachen Parfüms, die hier durcheinander schwebten und wogten.

Aber dann konnte es auch geschehen, daß er sich plötzlich aufraffte und zum höchsten Ergötzen der beiden Frauen ihnen einen ganz ernstgemeinten Vortrag hielt über den Unsinn, so viel Schönheitswässer zu brauchen, über die Schädlichkeit und Unvernunft der modernen Damentoilette. Er verlangte dann energisch, Violette solle sich nicht mehr pudern, ihre gestickten Atlaskorsettchen verbrennen, um zehn Uhr zu Bett gehen, um sechs aufstehen, und überhaupt beginnen, ein gesundheitsgemäßes Leben zu führen. Dieses Ansinnen schien ihr stets der Gipfel alles Spaßes, und auch die Zofe erlaubte sich, verstohlen zu kichern.

O, diese Deutschen!

Einmal nahm er Violette, als das Mädchen einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte, in den Arm und fragte sie ernsthaft: „Wenn ich nun verlangte, daß du aus Liebe zu mir deine Lebensgewohnheiten ändern solltest, würdest du es nicht thun?"

„Aber du kleiner Thor," schmollte sie, „dann würde ich dir ja gar nicht mehr gefallen — ich habe dich doch entzückt, wie ich jetzt bin. Warum hast du dich nicht in eines dieser großen, gesunden deutschen Mädchen mit ihren fürchterlichen Lederstiefeln verliebt?"

Bürgelin lachte und küßte sie auf den Nacken, auf die Ohrläppchen; sie zauste ihm das Haar und runzelte die Brauen und sah ihn böse an. Er lachte noch mehr, lachte so laut und, wie es ihr schien, ohne genügende Veranlassung, daß er sie beinahe beleidigt hätte. Und dann setzte er sie auf einen Stuhl, kniete vor ihr nieder, zog ihr die winzigen Lackschuhchen an und küßte ihr die Füßchen auf dem Spann, wo das gelbliche Fleisch durch den schwarzen Seidenstrumpf schimmerte. Und er legte den Kopf in ihren Schoß, schloß die Augen, ließ sich von ihren leichten Fingern liebkosen. Als sie ihm über die Augenlider strich, fühlte sie eine Thräne zwischen seinen Wimpern hervorquellen und ihre Fingerspitzen netzen.

Sie dachte wieder: Quel drôle d'homme!

Am nächsten Tage kam er nicht. Sie entschloß sich zuletzt, ihn aufzusuchen. Sie hätte den Tag nicht ertragen, ohne ihn zu sehen.

Als sie am Nachmittag bei ihm eintrat, lag er, die Lampe nahe gerückt, auf seinem Sofa und las die Zeitung. Er nickte ihr nur flüchtig zu und las weiter.

Sie setzte sich und blickte ihn an. Nach einer Weile stand sie auf, kramte im Zimmer umher, fand ein Buch, warf ihren Pelzumhang ab und begann zu lesen.

Endlich sagte sie: „Ich gehe heut abend ins Opernhaus. Begleitest du mich?"

„Was ist's?"

„Die Hugenotten."

„Nein, ich danke, ich hasse das Stück."

„Eh bien — adieu."

„Adieu. Au revoir." Er reichte ihr vom Sofa aus die Hand.

Als er sie am nächsten Mittag aufsuchte, war sie zu einem Diner ausgefahren. Abends trafen sie sich auf einem Balle, wo sie ihn in Gegenwart anderer Bekannter sehr von oben herab behandelte und mit ihm sprach wie eine grande Dame mit einem Studenten. Er war ein wenig erstaunt, denn sie hatte all die Tage her nur für ihn gelebt.

Aber seine Arbeit hatte er doch vernachlässigt, und so ging es nicht weiter. Es war gut, daß die acht Tage verflossen waren.

Als er das erste Mal wieder bei ihr vorsprach, traf er ihre Cousine Madame de Nosailles. Er unterhielt die Damen so gut, daß beide sich in lustigem Gelächter übertrafen. Als Madame de Nosailles sich

verabschiedete, griff auch er nach seinem Hut. Er war wieder im Visitenanzug, wie am ersten Tage seiner Bekanntschaft mit Violette. Er trug sogar eine Gardenie im Knopfloch.

„Madame," sagte er förmlich, als sie von der Thür, wohin sie ihre Verwandte geleitet hatte, zurückkehrte, „Sie gestatten, daß ich mich ebenfalls empfehle."

„Comment ça?" fragte sie erstaunt.

„Mein Zeit ist zu Ende, Madame," antwortete er.

„Ach, du lieber Dummkopf," rief sie fröhlich, „was ist das nun wieder für ein neuer trio?"

„Das Märchen ist zu Ende erzählt, das nüchterne Leben beginnt wieder."

„Ach ja . . . es ist wahr. Ich vergaß. Also?"

„Also — Gräfin, ich danke Ihnen. Ich werde diese Tage niemals vergessen." Er küßte ihr ceremoniös die Hand.

Sie stampfte mit dem Fuß und zitterte vor Ungeduld. Er sah es und biß die Zähne aufeinander.

Mit einemmal flog sie auf ihn zu, warf die Arme um seinen Hals und jauchzte in ihren reizenden Vogeltönen:

„Ich habe dich lieb, Cheri, ich vergöttere dich, ich bin nichts ohne dich! Hörst du? Nichts! Ein Krümchen Staub, das der Wind nimmt und hierhin und dorthin weht."

Er wandte den Kopf hinweg, um ihre schönen Augen nicht zu sehen.

„Du wirst nach Paris zurückkehren und dein

altes Leben wieder aufnehmen, Violette," flüsterte er sehr sanft, „du wirst mich schnell vergessen."

„Dich vergessen —! Ich — dich!" Sie brach in ein helles Lachen aus. „Das glaubst du ja selbst nicht."

„Violette, sei vernünftig. Wir haben immer nur von acht Tagen gesprochen. Du hast einen Gatten . . ."

„Je m'en fiche!" schrie sie auf. „Ich habe dich lieb. Ich will bei dir bleiben. Wenn ich nicht zurückkehre, wird er in eine Scheidung willigen. Ich teile dein Leben. O — wir wollen arbeiten — streben! Du sollst ein großer, berühmter Mann werden! Durch mich, durch deine kleine Violette!"

Karl sah sie traurig an und schüttelte den Kopf. Ein großer Mann durch eine kleine Frau... es gab das ja. Ihm war es eine widerwärtige Vorstellung.

„Ich habe Geld, das mir ganz allein gehört," sprudelte sie heraus. „Ich weiß nicht, wieviel es ist, aber es ist sehr viel. Ich gebe es dir, du kannst damit machen, was du willst; du kannst alle die schönen Pläne, von denen du zu mir gesprochen hast, ausführen. Du kannst den ganzen Geschmack deines abscheulichen Volkes reformieren, wenn es dir gelingt! Ich will mit dir leben, hier in der Verbannung! Ah, m'ami, wie ich dich anbete!" Das dunkle Köpfchen sank schluchzend an seine Schulter. Er liebkoste sie und sprach ihr zu wie einem verzweifelten Kinde.

„Wenn du nur wüßtest, wie unmöglich es ist, daß du meine Frau wirst! Welch ein trauriges Los

das für dich, du kleiner bunter Vogel, sein würde! Wie du dich nach einem halben Jahre schon nach Paris und seinen Boulevards zurücksehnen würdest! Ja — hast du mich denn noch nicht kennen gelernt, wie brutal, wie rücksichtslos ich gegen eine Frau sein kann. Und jetzt war ich doch noch in dich verliebt..."

„Könnte das je aufhören?" fragte sie unsicher.

„Einmal hört jede Liebe auf!"

„Ach!" rief sie mit einem Ausdruck von strahlender Leidenschaft: „So warten wir, bis die Liebe tot ist und genießen sie, ohne an die Zukunft zu denken."

— Und inzwischen hab' ich mich an sie verloren, dachte Karl, obwohl er sie in diesem Augenblick berückend schön fand. Er lächelte schmerzlich.

„Laß mich gehen, Violette. Mache es mir nicht zu schwer."

„Aber ich will es dir schwer machen! Unmöglich will ich es dir machen!" Sie umschlang ihn mit einer rücksichtslosen Kühnheit und suchte seinen Mund. Mit einer Liebkosung, mit der sie ihn oft entzückt hatte, küßte sie ihn jetzt unter heißen Thränen.

Er litt, aber gerade die wilde Leidenschaft, die das unbekümmert heitere Geschöpf plötzlich zeigte, stieß ihn zurück.

„O, m'ami, du liebst mich doch noch!" jauchzte sie. „Sag', daß du mich liebst! Lüge mir vor, daß es nie vorübergehen wird," bettelte sie. „Ich will ja keine Wahrheit — was geht mich die dumme Wahrheit an! Ihr lügt ja alle! Aber es ist so süß, belogen zu werden! Ich will ja nichts anderes! Nicht

wahr, du wirst nie aufhören, mich zu lieben? In alle Ewigkeit nicht?"

„Violette — es hat schon aufgehört . . ."

Eine Stille folgte seinen leisen Worten.

Und dann schrie Gräfin Violette gellend auf und wurde zu einer kleinen Furie. Mit geballten Fäustchen und haßblitzenden Augen stand sie vor ihm und überhäufte ihn mit maßlosen, unsinnigen Vorwürfen. Er versuchte vergebens, ihr Vernunft zu predigen und hielt zuletzt den Sturm geduldig und schweigend aus.

Als sie sich ein wenig beruhigte und erschöpft weinend auf der Chaiselongue lag, wohin er sie gebettet hatte, ihr das Flaumkissen unter den Kopf schiebend, wie sie es liebte, ging er ohne weiteren Abschied schnell hinaus.

So endet es, wenn man den Frauen glaubt, dachte er mit trübem Galgenhumor. Es war ihm sehr schlecht zu Mut. — — Und ich hätte sie doch beinahe geliebt . . . Beinahe . . . Wenn man gesehen hätte, daß Entwicklungsmöglichkeiten in ihr gelegen hätten . . .

Er wußte, in der nächsten Zeit mußte noch manche Stunde kommen, in der seine Sinne gierig nach ihr verlangen würden. Eine Traurigkeit überwältigte ihn, und er gab ihr nach, wie man sich in schwere schwarze Gewänder hüllt, um einen lieben Toten zu ehren.

XII.

Wenige Tage ſpäter ging Karl zu Mia Wöhler. In ihm reifte ein harter, grauſamer Plan. Durch den Anblick ihrer Arbeit, durch den Neid, den ſie in ihm weckte, wollte er ſich ſtärken. Die Tage ſchienen ihm lang, die Arbeit gleichförmig. Und erſt die Abende ohne Violette . . .

Bei Schulte hatte er Mias Adreſſe erfahren.

Als er die vier Treppen der häßlichen ſchmutzigen Berliner Mietskaſerne emporſtieg, mußte er des ſchönen, mit Büſten und Bronzen geſchmückten Aufgangs in ihrem Vaterhauſe denken, des heiteren kleinen Gärtchens auf der alten Stadtmauer.

„Dieſe Mädchen —“ murmelte er bewundernd für ſich, „was ſteckt nur jetzt in ihnen?“

Auf ſein Klopfen an der Atelierthür, wo ein Viſitenkärtchen mit ihrem Namen ihm zeigte, daß er am Ziel war, öffnete ihm Mia. Sie trug Pantoffeln und einen verblichenen, fleckigen Kittel aus einem Stoff, der in der Farbe fein und maleriſch, aber eigentlich nicht für Damenkleider beſtimmt war.

Bürgelin blickte das Mädchen gerührt an. Sie erkannte ihn nicht, sondern sagte eilig und unwirsch: „Ich brauche keine Modelle.“ Damit wollte sie ihm die Thür vor der Nase zuschlagen. Karl setzte den Fuß in den Spalt und sagte gelassen:

„Nein, Mia, so ist's nicht. Mich müssen Sie schon aus alter Freundschaft einlassen.“

Ein scheuer Schrecken ging über ihr Gesicht, der Schrecken eines zarten Menschen, der im Kampf steht mit der Außenwelt und sich störrisch, leidenschaftlich wehrt.

„Ich habe bei Schulte Ihre Bilder gesehen, Mia, daraufhin habe ich mich nach Ihrer Adresse erkundigt,“ sagte Bürgelin, ruhig eintretend und die Thür hinter sich schließend. Er fühlte, daß man sie erst wieder vertraulich machen mußte, nahm einen Stuhl, setzte sich, legte beide Hände auf die Knie, blickte sie lächelnd an und sagte: „Kennen Sie mich noch nicht?“

„Ach, Bürgelin,“ sagte sie ziemlich gleichgültig. „Was wollen Sie denn?“

„Über Ihre Bilder mit Ihnen reden, weiter nichts. Sie haben sehr schöne Dinge geschaffen, Mia. Ich bewundere Sie und ich beneide Sie. — Einiges . . . first rate!“

Er reichte ihr die Hand, sie legte die ihre schüchtern hinein, er drückte sie ihr warm. Auf der Lehne eines mit einem alten Teppich bedeckten Divans kauernd, hörte sie seinen langatmigen, aber treffend und von einem wirklichen Verständnis zeugenden Vortrag über ihre Ausstellung an. Allmählich verlor ihr Ge-

ſicht den verſchloſſenen Ausdruck. Sie unterbrach ihn hier und da mit einem Ausruf, einer Erklärung. Nach einer halben Stunde waren ſie wieder auf den Ton geſtimmt, in dem ſie früher verkehrt hatten. Sie zeigte ihm verſchiedene angefangene Arbeiten. Er lobte und kritiſierte eingehend.

„Daß mir aus Bernhardshauſen noch einmal etwas Gutes kommen würde!“ ſagte ſie verwundert.

„Es mag Ihnen Böſes genug von dort aus angethan worden ſein,“ bemerkte er leiſe und ernſt. Sie machte eine ſchnelle, ablehnende Bewegung. Er achtete ſie und fragte nicht weiter, ſondern ging auf eine Blätterſtudie zu, die an der Wand hing. Bei der Gelegenheit ſchaute er ſich in dem Raum um. Das Atelier machte den Eindruck größter Dürftigkeit. Nichts von koſtbaren Stoffen, erleſenen Möbeln und Teppichen, mit denen ſonſt Künſtler ihre Arbeitsräume zu ſchmücken lieben. Ein großer Koffer ſtand in der Mitte des hohen kahlen Gemaches, in dem bereits Kleidungsſtücke und Malutenſilien bunt durcheinander geworfen waren. Mia ſchien eben im Begriff geweſen, einige Studien und Kartons zu Rollen zu verſchnüren.

„Wollen Sie verreiſen?“

Ein leuchtendes, weiches Glück verwandelte plötzlich Mias braunes Geſicht und machte es mild, lieblich, frauenhaft.

„Ja — denken Sie nur,“ ſagte ſie leiſe, als fürchte ſie, das ſchlummernde, böſe Schickſal zu wecken, „was doch geſchehen kann . . . Ich habe über

die Hälfte meiner Bilder und Studien bei Schulte verkauft. Sehr gut verkauft. Und nun darf ich ihn, den lieben Menschen, herauslösen aus all dem Wirrwarr und mit ihm gehen, weit fort, in eine Welt, wo es friedlich und schön ist . . ." Sie wies mit einer unbestimmten Bewegung hinaus ins Weite. Und ihre Augen blickten auch in schöne Fernen. „Er ist krank — seine Nerven sind krank von der Unruhe und dem Streit und Kampf, krank von all dem Gewöhnlichen. Der gehört nach Asien zu den stillen Buddhapriestern, dort muß er sich daheim fühlen und gesund werden . . . Und sein Werk wird er schreiben . . . Jetzt wird es ja noch niemand verstehen . . . Erst in Jahrhunderten werden die Menschen für seine Gedanken reif geworden sein . . . Und ich kann ihm helfen als ein guter Freund und Kamerad. Ist das nicht schön?"

Bürgelin antwortete nicht. Er hörte aus jedem Wort, das Mia sprach, den Dr. Fahrenhorst. Vorhin, als sie über ihre Arbeit redete, hatte ihre Persönlichkeit gesprochen. Freilich war sie im Unklaren, warum ihre Blumen und Naturstudien auf die Menschen so stark wirkten. Bürgelin bemerkte mit immer größerem Erstaunen, wie unbewußt sie arbeitete, während er selbst schon auf Jahrzehnte hinaus klar vor sich sah, was er thun wollte, und warum er gerade so arbeiten würde und nicht anders, während er doch noch gar nichts fertig gebracht hatte. Zu der tüchtigen, starken Kraft nun diese Gefühlszerfahrenheit und diese indische Faselei, dachte er ingrimmig.

„Hat denn der Dr. Fahrenhorſt nicht ſelber Geld, um nach Indien zu reiſen und Buddhaprieſter zu werden?“ fragte er rückſichtslos, denn er war ernſtlich böſe auf das dumme Mädel.

„Ach, wiſſen Sie nicht? . . . Sein Vermögen hat er ja verloren, als er noch in Bernhardshauſen war,“ erklärte ſie. „Alle anſtändigen Menſchen verlieren ja immer ihr Vermögen.“

„Das kann man doch wohl nicht ſo ohne weiteres behaupten. Und müſſen Sie — nein, erlauben Sie, das empört mich, daß Sie da Ihren Verdienſt ſo hinwerfen wollen.“

Mia lächelte verzeihend.

„An einen großen Menſchen glauben und für ihn leben, iſt doch kein Opfer,“ ſagte ſie glücklich.

„Aber ſeine Familie? Der Mann hatte doch eine Familie — Kinder . . . Denkt er denn daran nicht?“

„Sie haben alles, was er noch beſaß. Er geht nur mit ſeinem Mantel, ſeinen Sandalen. Nein, Karl — er hat keine Familie. Er iſt von der Art, die keiner Familie, keinem Menſchen angehört. Wenn er morgen auch von mir geht, muß ich zufrieden ſein.“

„Sie halten Ihren Freund für ein Genie?“

Mia lächelte nur.

„Aber Sie ſelbſt ſind doch auch jemand, der des Erhaltens wert wäre . . . Und Sie verſchwenden ſich ſo . . .“

„Wenn man ſpart, fühlt man ſich doch nicht reich — nur, wenn man verſchwendet,“ rief ſie heiter.

„Hätte er mich nicht erzogen mit seinem Verstehen, was wäre ich für ein armes Geschöpflein geblieben. Nun ist's doch in der Ordnung, daß alles, was ich thue und schaffe, auch ihm gehört."

„Hm . . ."

„Ach, wenn Sie ihn kennten. Er ist so ein wundervoller Mensch."

„Ich kenne ihn ja."

Mia schüttelte leise den Kopf.

„Ich muß ihm jetzt Thee machen. Er wird bald kommen. Bleiben Sie nur noch, wenn Sie wollen, Sie stören mich nicht."

Geräuschlos bewegte sie sich hin und her.

Karl saß in tiefen Gedanken.

Sie hörten einen feierlichen Schritt langsam die Treppen ersteigen.

Mia ging hinaus und trat einige Sekunden später mit Dr. Fahrenhorst wieder ein. Sein farbloses Haar war nun wirklich ergraut, sein Gesicht noch gelber geworden, und die Furchen von der Nase zum Munde noch tiefer eingegraben. Sonst war seine Gestalt in dem weiten Mantel, dem großen schwarzen Hut unverändert. Und er begrüßte Karl noch etwas würdiger und aus einer feierlicheren Höhe herunter, als dies früher geschah. Er schauerte auch wieder und klagte leidend über die Kälte. Mia vertröstete ihn auf den Süden. Sie nahm ihm den von Regen und Schnee feuchten Mantel ab und gab ihm den rauhen, braun und weiß gestreiften Kapuzenmantel einem Kameltreibers der Sahara. Auch eine persische

goldgestickte Mütze. Sie zog ihm die Stiefel aus und brachte ihm rote Pantoffeln. Dann trank man Thee, sehr guten russischen Thee ... Das verlangt der Kerl natürlich, dachte Karl wütend. Schließlich bereitete Mia ihrem Freunde eine Wasserpfeife, und er saß in den Kissen des Divans, des einzigen Luxus, den das Atelier aufwies, und erzählte mit der Würde eines blassen Heiligen, daß er den Verkauf mehrerer ihrer Arbeiten nun definitiv abgeschlossen habe. Mia achtete nicht besonders auf die Einzelheiten des Geschäftes. Sie lag auf den Knien bei der Wasserpfeife, die nicht recht in Ordnung kommen wollte. Karl bemerkte den friedlichen Ausdruck ihres Gesichtes, das Beruhigte, ja Behagliche in ihrem Wesen.

„Wann geht's denn fort?" fragte er.

„Ja, wie ist es, Maja? Ich habe hier abgeschlossen. Können wir morgen reisen?"

„Was der Meister will, kann geschehen," antwortete Mia.

„Aber hier liegt noch vielerlei, kannst du das alles fertig bringen?"

„Wozu ist denn die lange Nacht da?"

„Nicht vielleicht auch zum Schlafen?" bemerkte Karl.

„Ach, schlafen — das thun wir ja alle nicht mehr," sagte Mia ergeben. Dabei sah Karl in ihrem Gesicht doch, daß sie viel und schwer gelitten haben mußte.

Karl gab seiner Jugendfreundin die Hand. Vielleicht würde er sie niemals wiedersehen. Oder doch

. . . Gewisse Menschen begegnen sich immer wieder im Leben.

Er war bewegter als sie. Vor ihr lag das Neue, Fremde, und Karl mußte sich verwundern, wie sie so vollkommen mit der Vergangenheit abgeschlossen hatte, wie sie mit der Gelassenheit einer Mondsüchtigen an Abgründen vorüber auf ihrem gefahrvollen Wege weiter und weiter ging — einem unbekannten Ziel entgegen. Ging sie einem Wahne nach ?. . . Wenn das Werk ihres großen Mannes erst von einer neuen Menschheit verstanden werden konnte — wer mochte dann von den Mitlebenden mit Bestimmtheit sagen, ob er ein Genie oder ein Charlatan war?

Aber eines stand fest: Dieser Mann hatte auf dieses Mädchen einen starken und fruchtbaren Einfluß geübt. Er war das aufpeitschende Element in ihrem stillen, bürgerlichen Dasein. Um seiner wert zu werden, um ihm etwas Köstliches zu bieten, um für ihn zu arbeiten, ist sie Künstlerin geworden. Und ihr Thun, ihr Schaffen wird sich mehr und mehr von ihm loslösen. Hier wird ihre Einbildungskraft, ihr Sinnenleben sich entladen und ihr eigenstes Eigentum werden. Darum wird ihre Malerei ihr Stab und Stütze sein, wenn der Glaube an den großen Mann ihr einmal zerrinnen sollte . . . Sie hat ein Stückchen reine Schönheit und Vollendung in die arme Gegenwart geworfen. In der Verschwendung ihres Selbst ist sie eine Persönlichkeit geworden. Welch ein wunderlicher Weg. Ein Weg, den nur ein Weib gehen kann . . . Karl dachte der armen Violette, und

wie er sie so brutal von sich gestoßen hatte, weil er fühlte, daß sie ihn störte, ihn abzog von seiner Lebensaufgabe. Er dachte an seine Mutter, und daß er es fast noch schrecklicher empfunden hätte, als mit ihr im Kampf zu liegen, wenn sie ihn hätte anregen, ihm hätte in ihrer Weise helfen wollen. Nein — er mußte allein gehen und stehen, ganz allein und mit Bewußtsein. Er konnte es sich absolut nicht vorstellen, für einen andern zu arbeiten, um eines anderen willen, aus der Liebe zu irgend einem Menschen heraus . . . Für sich, für sich und noch einmal für sich. Aber er fühlte sich eins mit der Kunst. Er und die Kunst waren nicht mehr zu trennen. Und für diese Einheit jedes Opfer!

Es kam ihm zum Bewußtsein, wie stark sich in Mias und in seinem eigenen Entwicklungsgang weibliche und männliche Art gegenüber standen: Das empfangende, in Liebe tragende und gebärende Prinzip und das aus eigener Kraft und Herrschaft zeugende.

Er fühlte sich stolz und freudig als Mann.

XIII.

Ostern reiste Karl nach Haus. Die letzten vierzehn Tage hatte er mit einer wütenden Neuralgie krank auf seiner Bude gelegen, von seiner Wirtin schlecht und dürftig gepflegt. Er verheimlichte den Seinen die Krankheit aufs sorgfältigste, denn ihm war noch gut erinnerlich, daß sein Leiden im vorletzten Sommer seine Mutter sehr ungeduldig gemacht hatte. Gereizt und hysterisch, wie sie augenblicklich war, hätte sie ihm womöglich geschrieben, nach dem Süden zu gehen, um sich zu erholen, nur nicht zu ihr ins Haus. Und was fragte er jetzt nach dem Süden. Er sehnte sich wie ein krankes, eingeschlossenes Kind nach Frühling, nach der lieblich-friedlichen Landschaft um Bernhardshausen. Er sehnte sich nach den Gängen über die weiten lichtgrünen Saatfelder mit ihrem Lerchengetriller und dem schweren grauen deutschen Frühlingshimmel darüber, nach den Linien der sanften Hügel, nach den bescheidenen gelben Schlüsselblumen, den zarten Anemonen in den knospenden Wäldern. Er sehnte sich mit einem schmerzlichen Verlangen nach dem Duft der aufgepflügten

braunen Erdschollen, nach der scharfen, kühlen, reinen Thüringer Luft. Und nach Stille und Ausruhen. Er konnte ja nicht mehr. Er war ja wieder einmal zu Ende mit allen Kräften des Leibes und der Seele. Die vierzehn Tage Osterferien hatte er sich zum Ausruhen angesetzt. Er wollte möglichst wenig mit seiner Mutter zusammen sein, dann würde es wohl ohne Sturm abgehen. Den kleinen Waffenstillstand wollte er sich listig und klug erobern vor der entscheidenden Schlacht.

Er traf Frau Bürgelin ganz hingenommen von dem Schmerz des bevorstehenden Abschieds von ihrem Jüngsten. Dionys hatte das Abiturientenexamen bestanden — seine Mutter zählte mit einer eifrigen Sachkenntnis, die Karl höchlich amüsierte, alle „Einser" auf, die er erhalten. Nach den Ferien sollte er gleichfalls nach Berlin auf die musikalische Hochschule gehen. Frau Bürgelin hatte allen Ernstes den Plan erwogen, Villa Edina zu verkaufen und mit ihm zu ziehen. Wäre sie gesund gewesen, hätte sie es vielleicht auch ausgeführt. Aber so . . .

„Ich kann Berlin nicht mehr ertragen . . ." sagte sie traurig zu Karl, die Thränen liefen ihr über das Gesicht.

Er bemerkte, es sei besser, Dionys würde ein wenig selbständig.

„Ich würde ihm doch alle Freiheit lassen," rief sie. „Nur jeden Tag eine Stunde lang sein schönes Gesicht sehen, seine gute Stimme hören . . . Und wie werde ich sein Spiel entbehren . . . Karl, es ist

schwer, alt zu werden! Auf dieser Chaiselongue liege ich stundenlang, ohne die Kraft, aufzustehen, nur im Zimmer umherzugehen. Wir sollten plötzlich, unvermutet fortgenommen werden, wenn wir nicht mehr mit den anderen leben können . . ."

In ihren oft so grausamen blauen Augen lag eine stumme Klage, die Karl ergriff.

„Solltest du nicht versuchen, diese Schwäche zu überwinden? Du hast doch eine zähe Natur . . ."

„Nicht mehr, Karl. Sie ist untergraben, und du hast viel dazu beigetragen." Karl stand auf und verließ das Zimmer.

— — — „Ist sie oft in so düsterer Stimmung?" fragte er Mademoiselle Aubert.

„Ich finde sie gealtert," sagte Mademoiselle sorgenvoll. „Die Wunde zehrt an ihren Kräften, sagt der Arzt."

„Und die Abgeschlossenheit von der freien Luft, die Furcht vor jeder Bewegung, die systematische Verweichlichung . . . Sehen Sie, wenn meine Mutter körperliche Energie hätte zu ihrer entsetzlichen geistigen Regsamkeit, sie könnte hundert Jahre alt werden, trotz ihrer Wunde! Können Sie denn gar nichts thun, sie mehr herauszubringen!"

„Aber Karl," rief Dionys, „du kennst doch Mamas Eigensinn."

„Nun — für dich ist's ganz gut, daß sie nicht beweglicher ist," murmelte Karl.

„Ja — denke nur, sie wollte mit nach Berlin,"

ſagte Dionys. „Das wäre etwas geworden — ſchrecklich, ſchrecklich!“

„Du hätteſt mir leid gethan.“

„Wie Sie beide kalt reden,“ ſagte Mademoiſelle mit ſtillem Vorwurf. „Wenn man denkt, wie gut es Ihre Mutter mit Ihnen meint. Nein — ich könnte an Ihrer Stelle nicht ſo ſprechen.“

„Ja, Mademoiſelle, Sie ſind auch ein Engel, und wir ſind Männer,“ ſagte Karl.

„O, mein kleiner Dionys iſt doch kein Mann!“

„Na, er iſt mittlerweile ſo ungefähr neunzehn Jahr — und übrigens kriegt der Kerl Knochen wie ein Mammut.“

„Sieh mal meine Muskeln,“ rief Dionys ſtolz und reckte den Arm.

Karl prüfte mit Sachkenntnis und zeigte ſich zufrieden.

„Weißt du, daß du nach England ſollſt und dort bei Hof vorgeſtellt werden?“ fragte Dionys nach vollendeter Kraftprobe. „Mama hat ſchon an Onkel Angus geſchrieben.“

„So — nicht noch mehr?“

„Du ſollſt die Verwandten in Schottland beſuchen nach der Londoner Saiſon. Ich dachte, es wäre gut, du wüßteſt Mamas Pläne im voraus, damit du dich vorbereiten kannſt.“

„Danke, Hundelchen. Du biſt erſchreckend weiſe für deine ausgebildete Muskulatur ... Alſo nach England zur Saiſon. Sehr gut! Ausgezeichnet!

Wie ſtellt ſo eine Frau ſich das Leben eines Mannes nur vor?"

„Sie ſtellt ſich eben das Daſein eines jungen engliſchen Ariſtokraten vor."

„Aber wir ſind doch zum Teufel keine engliſchen Ariſtokraten. Und ſie iſt doch ſonſt keine dumme Frau."

„Nein — aber es ſcheint, daß man über die Eindrücke ſeiner Jugend nun einmal nicht fortkann..."

„Es ſcheint ſo. Nun, man muß ihr eben darüber hinaus helfen!"

„Karl, ſchonen Sie Ihre Mutter," bat Mademoiſelle.

„So ſagten Sie im Herbſt auch, und ich habe in dieſer öden Berliner Geſelligkeit Zeit und Kraft vertrödelt. Von beiden iſt nicht viel übrig geblieben. Keinen Tag hatte ich Ruhe vor ihren Briefen, ihren Telegrammen, die mir vorſchrieben, was ich jede Stunde des Tages thun oder laſſen ſollte. Glauben Sie, daß ich das auf die Dauer aushalte? Nein, jetzt wird's anders gemacht. Jetzt heißt es biegen oder brechen."

„Was denkſt du zu thun?" fragte Dionys.

„Nach Paris gehen ... Dort eine kurze Zeit in einem der großen Schüler-Ateliers arbeiten, bis ich die Handgriffe und die techniſchen Notwendigkeiten losbabe, mir dann ein eigenes Atelier nehmen, und auf Mord Akt modellieren ..."

„Kannſt du das nächſten Winter nicht auch noch?"

„Ich will nicht länger warten. Verstehst du mich? Ich will nicht. Sie muß nachgeben oder ich zeige ihr die Grenze ihrer Macht," sagte Karl heftig.

Dionys zuckte die Achseln und seufzte. Das können ja wieder hübsche Osterferien werden, dachte er.

Trotzdem ging es die ersten Tage ruhiger zu, als er und Mademoiselle Aubert gefürchtet hatten. Äußerlich ruhiger. Karl war den ganzen Tag von Haus abwesend. Er vermied es peinlich, auch nur eine Sekunde mit seiner Mutter allein zu bleiben, und während der gemeinsamen Mahlzeiten sprach er kaum ein Wort. Auch Frau Bürgelin war gegen ihre Gewohnheit schweigsam. Dionys führte die Unterhaltung mit einer erzwungenen Fröhlichkeit, die zuweilen wirkte, wie wenn jemand in einer großen Stille eine Melodie zu spielen versucht und dabei falsche Töne greift.

Aber in der atembeklemmenden Stimmung wurde der Geburtstag von Frau Bürgelin festlich begangen, wie sonst auch. Er brachte ihr schon am Morgen eine Enttäuschung. Dionys spielte, sie zu wecken, den Hochzeitsmarsch aus Lohengrin. Sie rief ihn an ihr Bett, küßte ihn und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich hatte eine Komposition von dir erwartet."

„Ja, Mama, ich wollte auch ... Aber es ist nichts daraus geworden. Weißt du, ich bin jetzt zu zerstreut."

„Gewiß, du Lieber. Ich kann es verstehen. Aber im nächsten Jahr?"

„Dann wird's etwas Ordentliches!"

„O Dionys, wie ich mich freue . . .“

— — — Frau Bürgelin hatte die Gewohnheit, an ihrem Geburtstage alle ihre jungen Gäste mit kleinen Andenken zu erfreuen. Von Jahr zu Jahr wurden die Gaben kostbarer. Es war fast, als müsse sie sich fortwährend beweisen, daß sie doch eine großherzige, gütige Natur sei, trotzdem es ihr nicht gelang, den eigenen Sohn zu beglücken. Die dankbaren Herzen um sie her sollten Anklage gegen ihn erheben und ihr zurufen, daß er der Schuldige sei. Und in der That, unter den jungen Leuten, die sich plaudernd und lachend um sie drängten, war nicht einer, der ihr nicht eine Vermehrung an Lebensfreude, der ihr nicht für feinfühliges Verständnis, für langjährige freundschaftliche Hilfe, Anregung, Teilnahme danken mußte.

Am Abend, als die jüngeren Gäste die Villa verlassen hatten, sprach Doris in diesem Sinne warme Worte zu ihr. Frau Bürgelin lehnte den Kopf an die Schulter der Freundin und brach in Thränen aus.

„Ist etwas Neues geschehen?“ fragte Doris erschrocken.

„Nichts Neues. Aber täglich beleidigt er mich tiefer — tödlicher.“

„Ich meinte, sein Wesen hätte etwas Ruhigeres, Gehalteneres?“

Frau Bürgelin zog die Luft durch die Zähne, daß man einen zischenden Laut hörte.

„Ruhiger? Sie irren sich, meine Liebe. Er

zeigt mit voller Überlegung eine höhnische Verachtung gegen mich, die ich kaum noch ertrage. Ist mein Haus ein Hotel, wo man sich schlafen legt, ißt und trinkt, kommt und geht, wie es einem beliebt? — — In dem allen sehe ich seinen Vater! Wie er ihm in den Augenblicken, wenn er durch ein boshaftes Schweigen mich kränken will, auch äußerlich gleicht. Liebe — daß wir Frauen Kinder tragen müssen von einem Manne, den wir hassen lernten — das ist furchtbar."

Doris blickte gedankenvoll vor sich nieder. Was war da zu sagen? Was zu thun?

„Warum lassen Sie Karl immer wieder heimkommen, wenn Ihre beiden Naturen sich doch so aneinander reiben? Wäre es nicht besser, Sie sähen sich einige Jahre nicht? Das sind ja jetzt Übergänge. Ist er ein fertiger Mann geworden . . ."

„Dann ist er meinem Einfluß entwachsen, ich kann ihn niemals wieder erreichen. Dann ist er mein Sohn nicht mehr, sondern ein Fremder."

„Ich meine das Gegenteil. Er wird seine Mutter dann erst zu schätzen wissen."

„O — Sie ahnen nicht, wie schnell Karl, wenn er sich selbst überlassen bliebe, in Roheit versinken würde. Wie lebt denn sein Vater jetzt? Mit seinem Klavier und seinen Büchern als ein Einsiedler und halber Wilder in einer Bauernhütte irgendwo in den Bergen. Glauben Sie mir, wenn ich die Hand vom Zügel ließe, Karl würde es ihm sofort gleichthun."

„Und wenn ihn ein solches Leben glücklich, ruhig und zufrieden machte?"

„So dürfte ich als Mutter es ihm doch niemals gestatten."

Es war eine schwere Frage. Doris hätte nicht gewagt, die entgegengesetzte Ansicht als ihre unbedingte Meinung auszusprechen.

„Übrigens denkt Karl nicht an Einsiedlerleben," sagte sie. „Aber er sieht schlecht aus. Ob gerade die Londoner Saison das Richtige für ihn wäre?"

„Mein Bruder Angus erwartet ihn. Er soll ihm den Kopf zurechtsetzen, wie ein Gentleman sich gegen seine Mutter zu betragen hat. Alles ist für Karls Aufenthalt in London vorbereitet. Es läßt sich nichts mehr ändern."

„Und wenn er krank würde . . ."

„Es giebt vorzügliche Krankenhäuser in London."

Doris schwieg betroffen.

* * *

— — — „Was geschieht aber, wenn ich nicht nach London gehe, sondern nach Paris und für meine Zukunft, die ich doch allein leben muß, meine Pläne und nicht die deinen ausführe?" fragte Karl seine Mutter am nächsten Tage.

„Dann ziehe ich meine Hand von dir ab, und du kannst sehen, wie du ohne meine Unterstützung auskommst. Hungere meinethalben."

„Etwas anderes wird mir wohl auch nicht übrig bleiben," sagte Karl ruhig mit leiser Stimme. „Das ist immer noch besser, als unter deiner Tyrannei nach und nach jedes Gefühl von Selbstachtung einzubüßen."

„Karl!" schrie Frau Bürgelin auf, wie von einem Schlage getroffen. „Dieses Wort sollst du büßen . . . Wir sind miteinander fertig."

„Das glaube ich auch," sagte Karl in demselben leisen, ruhigen Ton.

Er ging aus dem Zimmer und schloß die Thür geräuschlos hinter sich.

Frau Bürgelin saß in ihrem Lehnstuhl und sah starr vor sich ins Leere. Die Hände lagen ihr schwer auf den Knieen. Die Beine waren ihr wie leblos. Sie hätte sich nicht erheben können, sie hätte auch den Mund nicht öffnen und rufen können.

Als Karl oben zu Mademoiselle und Dionys ins Schulzimmer kam, fragte sein Bruder ihn bestürzt, was geschehen sei. Er zitterte so heftig, daß er nach der Tischkante wie nach einem Halt griff.

„Geschehen ist nichts," murmelte er. „Das letzte Wort ist gesprochen zwischen mir und Mama. Ich reise noch heut nacht nach Paris . . ."

Unten ertönte ein gellendes Geschrei von Pauline. „Die gnädige Frau... Um Gotteswillen, die gnädige Frau . . ."

Dionys und Mademoiselle sprangen auf und stürzten hinunter.

Karl trat ans Fenster, stützte beide Hände auf

den Sims und blickte trübe hinaus in das lichte Frühlingsgrün, das von einem linden Regen verschleiert wurde.

Endlich kam Dionys zurück. Karl wandte den Kopf, die Brüder sahen sich ins Auge.

„Was war es?“ fragte Karl.

„Eine Art Krampf. Wir haben sie aufs Bett getragen. Pauline reibt ihr Hände und Füße mit heißen Tüchern. Es wird schon vorübergehen,“ fügte Dionys beruhigend und tröstend hinzu.

„Ich weiß, ich weiß. Wir haben ja so etwas schon oft genug mit ihr durchgemacht.“

„Es wird auch diesmal wieder alles ins Gleichgewicht gebracht werden. Aber Karl — warum nur immer solche Scenen? Du weißt doch, daß du auf die Weise gar nichts bei Mama erreichst. Ich setze immer meinen Willen durch, indem ich mich scheinbar ihren Ansichten füge. Man muß sie nur in dem Wahne lassen, daß sie die Gebende ist . . .“

„Siehst du, Dionys, darin sehe ich nun eine Art von Verachtung gegen unsere Mutter. Ich habe die Idee immer noch nicht aufgegeben, daß die Frau stark und groß genug ist, die Wahrheit ertragen zu lernen.“

Dionys seufzte tief auf. Karl hätte dem allzeit ruhigen kühlen Bruder einen so schmerzlichen Seufzer nicht zugetraut.

„Was du noch für Illusionen hast, Karl,“ sagte Dionys. „Nimm es mir nicht übel, ich weiß ja, daß du klug und bedeutend bist, und wir haben gewiß

noch viel von dir zu erwarten. Aber du kommſt mir oft vor wie ein Kind.“

„Das bin ich auch, Hundelchen. Ein Kind und ein Weib — alles iſt in mir — aber ein Stück von einem Manne hoffentlich auch!“

XIV.

Im Schulzimmer packte Dionys seine Siebensachen und sagte sorgenvoll zu Mademoiselle, die ihm half: „Wenn nur Karl bald schreibt. Es liegt mir so viel daran, vor Beginn der Kollegien in Berlin zu sein, aber ich kann doch Mama in dem Zustande nicht allein lassen."

„O nein, Dionys, bleibe so lange du irgend kannst," rief Mademoiselle. „Karl muß ja doch schreiben, und alles wird wieder gut werden . . . oder doch so, wie es immer gewesen ist," fügte sie mutlos hinzu.

Schon waren die üblichen flehenden und drängenden Briefe an Karl abgegangen, Tag für Tag wartete man vergebens auf seine Antwort.

Frau Bürgelins Antlitz trug einen harten, strengen Ausdruck.

„Wenn er mich um Verzeihung bittet, wenn er gehorsam meinem Befehl folgt und nach England geht, werde ich meine Hand nicht von ihm abziehen und ihm die Summe, die er bisher bekommen hat, durch den Bankier auch weiter auszahlen lassen.

Wiedersehen werde ich ihn nicht. Kehrt er von England zurück, so kann er nach Paris gehen und thun und treiben, was er will. Sein Wohl und Wehe kümmert mich nicht mehr."

So hatte sie Dionys erklärt, und er war froh, wenigstens diese Konzession erreicht zu haben. Er war den ganzen Tag um seine Mutter beschäftigt und überhäufte sie mit den liebevollsten Aufmerksamkeiten. Aber er wurde blaß und schmal in dieser Zeit, seine edlen Züge, die neuerdings stark den britischen Typus annahmen, zogen sich in die Länge und bekamen einen ernsten Ausdruck, der ihn über seine Jahre alt erscheinen ließ. Seine Mutter klammerte sich mit einer krampfhaften Zärtlichkeit an ihn, die dem gesunden jungen Menschen oft schwer zu ertragen war. Aber er blieb geduldig und ging sanft und klug mit ihr um. „Wie ein Mann mit einem kranken, aufgeregten Kinde. Was soll nur werden, wenn der Junge fortgeht?" sagte Doris, die jeden freien Augenblick in der Villa Edina zubrachte.

Übrigens beherrschte Frau Bürgelin sich gewaltsam. Sie sah viel Besuch bei sich und plauderte mit Fräulein von Wolzogen und Fräulein von Kalb in ihrer lebhaften Weise über neue Bücher, über Frauenfrage und Theaterdinge wie sonst auch. Ihre Getreuen bemerkten, wie sie bei jedem Glockenzuge sich die Lippen biß, wie ihr Gesicht noch kälter, grausamer und hochmütiger wurde vor unterdrückter Erregung. Sie wartete auf den Brief von Karl — sie wartete mit jedem Herzschlag, mit jedem Atemzug.

Endlich, nach zwölf Tagen, kam ein Schreiben aus Paris. Mademoiselle brachte es ihrer Herrin mit glücklichem Gesicht.

„Madame, ich bin so glücklich! Karl wird bereuen, was er in der Heftigkeit gesprochen hat.“

Frau Bürgelin verzog die Lippen. „Es ist gut, meine Liebe. Wir werden sehen ... Sie können bleiben,“ fügte sie kühl hinzu, als Mademoiselle sich zurückziehen wollte.

Schnell riß sie das Couvert auf und begann zu lesen. Der Brief war fast ein Buch, viele Seiten von Karls großen, unregelmäßigen Schriftzügen bedeckt.

Mademoiselle hatte ein Journal aufgenommen und blickte über seinen Rand ängstlich auf ihre Herrin. Sie wünschte so sehr, alles möchte sich zum Guten wenden. Sie liebte jeden einzelnen der Familie Bürgelin, in deren Mitte sie sich allmählich fast wie eine Tochter und Schwester heimisch fühlte. Sie bewunderte alle diese Menschen aus voller Seele, sie ging jeden Abend mit dem Wunsch zu Bett und erwachte jeden Tag mit demselben Wunsch: der Friede und die Harmonie, für sie die höchsten Güter der Welt, möchten endlich auch in dieses schöne Haus einziehen.

Aber während des Lesens verbreitete sich ein furchtbarer Ernst über das Antlitz von Frau Bürgelin. Die Briefblätter sanken mit einer langsamen schweren Bewegung der Hand auf ihren Schoß und glitten von dort aus leise auf den Teppich.

Frau Bürgelin saß steif und gerade auf ihrem

Lehnstuhl, wie an dem Tage, als sie sie dort fast im Starrkrampf gefunden hatten. Und jetzt kam dieselbe Starrheit über sie . . . Mademoiselle sah mit Entsetzen, wie das Gesicht aschfahl wurde, wie es sich zu einer leichenhaften Grimasse verzerrte.

Sie sprang auf. „Madame, Ihnen ist nicht wohl? Darf ich Pauline rufen? Nehmen Sie etwas Äther?"

Frau Bürgelin wandte ihr den Kopf zu, langsam, als bereite ihr jede Bewegung unerträgliche Schmerzen.

„Das ist eine Infamie," sagte sie laut, „das ist ein Schurkenstreich."

„Mon Dieu, madame! Was ist geschehen?"

„Mein Sohn ist ein Schuft," schrie Frau Bürgelin, sprang mit einer wilden Bewegung empor und schüttelte die geballten Fäuste, „ein Schuft, der den Leib schlägt, der ihn geboren. Ich habe keinen Sohn mehr. Hören Sie? Sein Name wird in meinem Hause nicht mehr genannt."

Mit dem Fuße stieß sie die Briefblätter der Gesellschafterin zu. „„Bringen Sie das Dionys und sagen Sie ihm, er besitzt keinen Bruder mehr."

Schlaff und hilflos fiel sie in die Arme des Mädchens, die sich um sie schlossen und versuchten, sie aufrecht zu halten.

— — — — — — —

— — — — — — —

Karl hatte seiner Mutter geschrieben, daß er darauf verzichte, ihre Verzeihung zu erbitten. Er

folge dem Beispiel seines Vaters und befreie sich von ihr, um künftig sich selbst und seiner Natur gemäß zu leben. Selbstverständlich werde er unter diesen Umständen auch keinerlei Geldunterstützung mehr von ihr annehmen. Er stehe nun vor dem Kampf mit dem Dasein, wie irgend ein anderer mittelloser junger Mensch, aber er freue sich darauf, in Freiheit und nach eigenem Willen seine Kräfte zu versuchen.

Und dann folgte eine Erklärung, wie er von ihr zu diesem letzten entscheidenden Schritte getrieben worden sei, die weit in die Vergangenheit zurückgriff.

— — Während Karl diese Lebensabrechnung mit seiner Mutter hielt, sah er aus den Fenstern seiner Pariser Wohnung die Straße hinunter, durch die er als Kind mit seinen Pensionskameraden spazieren geführt worden war. Jene Zeit der Qual, als er, das scheue, schutzlose Geschöpf, vom Morgen bis zum Abend, ja während des nächtlichen Schlafes niemals sicher war vor den boshaften Neckereien und Verhöhnungen der gewandten spöttischen Pariser Jungen, kam wieder vor seine Erinnerung. Und eine Phantasie, die er damals in ohnmächtiger Racheluft sich in allen Einzelheiten auszumalen pflegte, trat aufs neue vor seinen Geist: Er sah seine Mutter vor sich, seine schöne, ängstlich und furchtsam angestaunte Mutter, und sie lag geknebelt und gebunden an Händen und Füßen vor ihm auf dem Boden, eine Binde vor dem Munde — ganz in seine Macht ge-

geben. Sie mußte ihm zuhören, sie konnte ihm nicht antworten, ihn nicht hinausweisen, sie mußte seine Anklage über sich ergehen lassen. Er aber sagte ihr alles, was sein Herz beschwerte, seit er überhaupt denken und empfinden konnte. Wie er immer und immer ihre Liebe entbehrt und mit Neid und verbissenem Jammer gesehen habe, wie alle Zärtlichkeit und Güte auf May und Dionys gehäuft wurden. Wie schlecht es von ihr gewesen sei, ihn in Pension zu thun, weil er zu Haus ihre Bequemlichkeit gestört habe. Und alle seine kindlichen, ihm die Seele vergiftenden Leiden hielt er ihr vor — sein Heimweh nach den Bergen und der freien Luft, seine Sehnsucht nach Verständnis und einer milde liebkosenden Hand ... Sie mußte hören, sie konnte sich nicht wehren ...

— — Alles kam ihm wieder, während er schrieb und schrieb. Ähnliche Phantasien wie als Knabe schwebten durch sein Hirn. Seine Mutter mußte ihn hören. Sie würde den Brief lesen bis zum letzten Wort, dessen war er gewiß. Vielleicht würde sie ihn das erste Mal von sich schleudern, aber sie würde ihn später aufgreifen und immer wieder, immer wieder das unerhört Neue und Schreckliche, die nackte, brutale Wahrheit auf sich wirken lassen ...

Die Wahrheit: daß ihre Kinder sie nicht liebten — auch Dionys nicht. Daß ihre Freunde sie nicht liebten und anbeteten, wie sie sich einbildete, sondern unter ihrem Joche seufzten und sich ihre Wohlthaten nur widerwillig gefallen ließen, aus Mitleid mit der

kranken Frau. — Daß ihre ganze Exiſtenz eine Lüge ſei, ihr Streben, in Schönheit zu leben, hohl und nichtig, weil es eine Abwendung von der Natur bedeute, daß ihr tägliches Daſein in dieſer künſtlichen, überheizten, blumenduftenden Zimmer-Atmoſphäre, von den Weihrauchdämpfen der Schmeichelei umgeben, ſie rettungslos dem Ziel entgegenführe, dem ſie ſo angſtvoll zu entgehen ſtrebe: einem geiſtigen Niedergang, einem frühen kläglichen Ende.

Während Karl ſich als ſtrenger Wahrheitspriester empfand, ahnte er nicht, wie viel von der übertreibenden Einbildungskraft ſeiner Mutter in ihm thätig war. Er ſtellte ſich vor, es ſolle dieſer Schlag gleich einem klärenden, fruchtbaren Gewitter auf ſie niederfahren. Sie würde im Innerſten erſchüttert werden ... Aber dann — war es nicht doch möglich, daß ſie ſich aufraffte und zur Einſicht kam? Niemals trat ihr bisher der ſtarke Erwecker entgegen, der ſie angerufen und aufgerüttelt hätte. Würde ein natürliches, einfaches, thätiges Leben nicht ihre arme Seele ſo tief beruhigen, daß ſie ihn, der ſie durch bittere Schmerzen zu dieſer Erkenntnis geführt, an ihr Herz zurückrufen und ihm danken mußte? Zwiſchen ihnen beiden hinfort das freie, herzliche Einverſtändnis zweier ungewöhnlicher Perſönlichkeiten, von denen jede dem andern mit Achtung und diskretem Vertrauen begegnet ... Welches Weib in der Welt konnte ihm denn ſo viel ſein, ſo viel geben, als gerade ſeine Mutter, wenn ſie nur wollte.

Was er hoffte, wünſchte, war ja nicht viel weniger als ein Wunder. Und doch — er traute ihr wundervolle Kräfte, ungemeſſene Fähigkeiten zu. War ſie nicht ſeine Mutter?

XV.

Wieder verließ ein Sohn das Mutterhaus. Der geliebte Sohn. Hatte Karls Fortgang zur Universität allen Bewohnern der Villa Edina ein Aufatmen, eine Erleichterung bedeutet, so ſchwamm nun der ganze weibliche Haushalt in Thränen.

Unſer Dionys! Jeder verlor den wirkſamſten Vermittler zwiſchen ſich und Madame. Was ſollte nun werden?

Und Madame in dieſer Stimmung!

Dionys hatte ſeiner Mutter noch einmal ernſtlich zugeredet, mit ihm nach Berlin zu gehen, ſein Leben zu teilen.

„Wie die Verhältniſſe jetzt liegen," erklärte er Mademoiſelle, „halte ich es für meine Pflicht."

Er meinte es ehrlich. Seiner Mutter Verhalten machte ihn beſorgt. Sie war nicht heftig und erregt wie ſonſt, ſie erging ſich nicht in endloſen Erörterungen des Falles wie früher, wenn Karl ſie gekränkt hatte. Stumm, apathiſch lag ſie auf ihrer Chaiſe-

longue, trotz der warmen Frühlingstage in schwere Decken gehüllt, während sie fortwährend frierend zusammenschauderte. Sie genoß fast keine Nahrung als ein wenig Beefteа, ein wenig Champagner.

Wohin diese Art zu leiden mit Regelmäßigkeit führte, wußten ihre Angehörigen aus böser Erfahrung nur zu wohl.

Dionys versuchte sie durch seine neuen Pläne, deren Einzelheiten er ihr, verständig erwogen, mitteilte, anzuregen, zu beleben. Vergebens. Sie erklärte sich für zu schwach, eine Reise zu unternehmen, für zu müde, ihre Gewohnheiten zu ändern.

Aber daß Dionys auf den Vorschlag immer wieder zurückkam, that ihr doch gut. Um seinetwillen begann sie aufzustehen und wieder zu essen. Das Sorgen für seine Bedürfnisse zerstreute sie wohlthätig. Je hinfälliger sie selbst sich fühlte, desto bedürftiger schien ihr der kräftige junge Mann der ängstlichsten Obhut. Sie bat Doris Rüder, ihren Liebling schwesterlich auf seiner Reise zu beschützen, in Berlin ein gesundes Zimmer für ihn zu suchen und sich zu überzeugen, daß er an eine gute und nahrhafte Küche gerate.

Doris versprach es von Herzen gern. Es war ihr eine Freude, sich der Frau, durch deren Güte sie so viel genossen, endlich einmal wirklich dankbar beweisen zu können.

Zu Dionys aber sagte sie traurig: „Ich habe heut zum erstenmal bemerkt, daß Ihre Mutter alt wird."

Dionys hatte ihr imponiert in diesen Wochen. Zwischen den aufgeregten, verweinten Frauen hatte er mit ruhiger Überlegung gehandelt. Die Art, wie er seine Mutter behandelte, zeigte, daß er zum Manne gereift war. Aber sein letzter Abschied erschien Doris denn doch zu gehalten, zu kühl. Ihm wurden nicht einmal die Augen naß, und sie selbst, die Unbeteiligte, mußte die Thränen trocknen, beim Anblick des schmerzzuckenden Gesichtes, der blauen Augen, die ihnen mit einem so verzweifelten Ausdruck nachschauten, als der Wagen an der Gartenpforte sich in Bewegung setzte.

Dionys saß während des weiten Weges zum Bahnhof schweigend neben Doris. Sie bemerkte in seinem Gesicht zum erstenmal den nervösen, abgespannten Zug, der dem Antlitz seines Bruders zu Haus fast unausgesetzt eigen war.

Er nahm die Billets für sie, und Doris sorgte mit ihrer größeren Gewandtheit im Reisen, daß sie vom Schaffner ein leeres Coupé angewiesen bekamen. Dionys stand am offenen Fenster. Als die Bahnhofshalle und die letzten Gebäude von Bernhardshausen verschwanden, reckte er die Arme, that einen tiefen Atemzug und sagte: „Gott sei Dank, das wäre überstanden.“

„Die letzte Zeit mit Ihrer Mutter war nicht leicht,“ sagte Doris teilnehmend. „Aber es ist doch etwas wert, von einem Menschen so geliebt zu werden . . .“

„Das ist's ja eben — —" murmelte Dionys. In seinem Ton lag eine hoffnungslose Traurigkeit. Er wendete sich nach Doris um. Die Thränen stürzten unaufhaltsam über sein Gesicht. Er fiel vor ihr nieder, umfaßte sie hilfesuchend und barg laut und heftig schluchzend den Kopf in ihrem Schoß. Er lag da wie ein starker junger Baum, der von einem unerwarteten Wirbelsturm niedergeworfen ist, unter der Wucht der ihn plötzlich überfallenden Gemütserschütterung.

Doris strich ihm tröstend über das Haar und ließ ihn ausweinen. Sie sah plötzlich einen ganz anderen Menschen in ihm, einen Menschen, der ihr unendlich viel herzlichere und wärmere Gefühle erweckte, als der bisher gekannte schöne, gleichmäßig heitere Götterſohn Dionys.

„Das ist so furchtbar," sagte er leise, ohne den Kopf zu erheben, „meine Mutter hat mich so lieb, und ich kann sie nicht in der gleichen Weise wieder lieben. Ich kann nicht! Karl war ja grausam, abscheulich, es ihr zu sagen. Aber — er hat recht gesehen. Sie hat mir meine Kindheit verdorben, durch die unaufhörlichen schrecklichen Scenen mit Karl. Niemals habe ich können eine Stunde lang von Herzen vergnügt sein, immer dachte ich: jetzt kommt wieder etwas... Und sie hätte doch alles darum gegeben, mich glücklich zu machen... Seit die Dinge zwischen ihr und Karl schlimmer und schlimmer wurden — da war es fast nicht mehr zu ertragen... Ihre Liebe stößt mich fast ab — ihre Zärtlichkeit ist mir entsetz-

lich. Ich will ja gewiß alles thun, um ihr das Leben zu erleichtern — aber — ich beneide Karl... daß er den Mut gehabt hat, sich von ihr frei zu machen!"

„Geht es mir denn anders als Ihnen?" fragte Doris leise. „Wir tragen alle schwer an der vorigen Generation."

„Und die nächste wird wieder an uns tragen," sagte Dionys, das Antlitz zu ihr erhoben, und seine Arme schlossen sich fester und fester um ihren Leib. Ein warmer, üppiger, sommerlicher Duft wehte um den kraftvollen jungen Frauenleib. In seiner Seele war durch das Weinen, durch den ungewohnten Gefühlsausbruch alles gleichsam erweicht, geöffnet ... Es wurde ihm wohl wie nie zuvor in Doris' Nähe.

Er fühlte mit einer ungeahnten Wonne ihre Hand in seinem Haar spielen. Leise, wie in einem schönen Traum, hob er den Kopf, und sie neigte den ihren, und unbewußt dessen, was sie suchten, berührten sich ihre Lippen. Sie wurden beide rot und wagten sich nicht anzublicken. Ihre Herzen schlugen in heftigen Schlägen. Aufs neue fand sein Mund den ihren — und wieder küßten sie sich, inniger, länger, leidenschaftlicher. Er preßte sie fest an sich und murmelte: „Meine Doris."

Und sie antwortete: „Mein Dionys."

Endlich, nach einer langen Weile, befreite sie sich aus dem Bann seiner überströmenden Liebkosungen und sagte aufatmend und sich das Haar zurückstreichend:

„Aber Dionys — was sind wir für Kinder.“

„Kinder?“ fragte Dionys. „Ich denke doch nicht. Weißt du, Doris, daß du meine Frau werden wirst.“

„So ein junges Blut und will heiraten,“ rief Doris lachend. „Damit hat's noch gute Weile. — — Aber es war doch schön — gelt? Und warum soll man das Schöne nicht genießen — wenn es auch vorübergeht!“

„Hast du mich wirklich lieb, Doris?“

„Ob —! Ich wußte ja gar nicht, was da in dir steckte . . .“

„Ich auch nicht. Aber nun weiß ich's und vergesse es nicht wieder. Und du redest von vorübergehen?“

„Ach, geht denn nicht alles vorüber?“ rief sie wehmutsvoll.

„Weißt du, Doris,“ sagte er, sich ganz verständig neben sie setzend und ihre Hand nehmend, „ich sehe klar, daß ich deiner noch nicht würdig bin. Du, eine große Künstlerin, und ich vor ein paar Tagen noch Gymnasiast. Aber du sollst sehen, ich werde es bald zu einer angesehenen Stellung bringen. Und ich bleibe dir treu!“

Doris nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände, mit einer seltsamen Mischung von mütterlicher Sorge und jäh erwachter Lust an dieser kräftigen jungen Mannheit blickte sie ihn an.

Ihr Lächeln wußte mehr vom Leben als seine Worte, und sie legte nicht sehr viel Gewicht auf das

Verſprechen des ſchönen Knaben, der nun zum erſtenmal in die Welt hinaustreten ſollte.

Leiſe küßte ſie ſeine Stirn und ſagte innig: „Ich bleibe deine Freundin.“

XVI.

Nach wenigen Wochen ſchon überraſchte Dionys die Mutter mit ſeinem Beſuch. Nur für einige Stunden kam er von Berlin herüber. Sie war beglückt über dieſes Zeichen ſeiner Anhänglichkeit. Um ihm zu beweiſen, daß ſie keine egoiſtiſche Mutter ſei, ſchickte ſie ihn abends ins Theater. Doris hatte in einer neu einſtudierten Oper eine intereſſante Rolle zu ſingen. Frau Bürgelin rechnete ſich das Opfer hoch an — ſie ahnte nicht, daß ſie ohne die neue Rolle ihren Sohn ſchwerlich ſo bald zu ſehen bekommen hätte.

Dionys machte während des Mittageſſens die Bemerkung, daß Frau Bürgelin ſich im Geſpräch niemals direkt an Mademoiſelle wendete und ihr Geſicht einen kalten und feindſeligen Ausdruck annahm, ſobald ſie an die Gegenwart der jungen Schweizerin gemahnt wurde. Als er abends nach dem Theater einen Augenblick mit der Aubert in ſeinem alten Schulzimmer allein war, fragte er, was zwiſchen ihnen vorgefallen ſei. Mademoiſelle ſchaute bekümmert zu Boden.

„Dionys, ich werde mich bald nach einer andern Stelle umsehen müssen. Ich habe bereits nach der Schweiz geschrieben.“

„Aber das — das ist ja gar nicht möglich,“ rief Dionys erschrocken. „Nein, davon kann keine Rede sein. Sie dürfen es mir und Karl nicht anthun. Wir können doch Mama nicht allein mit Paulinen lassen. Sie wissen ja, ihre körperliche Pflege besorgt sie sehr gut, aber sie ist doch ein ungebideter Dienstbote, der vieles mißversteht. Wir haben doch alle den Beweis, daß sie oft, wenn Mama in schlechter Stimmung ist, mehr aufreizt, statt sie zu besänftigen. Was sollen wir denn machen, wenn wir Sie nicht mehr hier wissen?“

Mademoiselle blickte ihn dankbar an.

„Ich würde ja gern meine Pflicht thun. Aber Madame kann meine Gegenwart nicht mehr ertragen. Ich empfinde es täglich.“

„Haben Sie Geduld mit ihr.“

„Die fehlt mir gewiß nicht. Aber Sie sehen ja selbst: Madame richtet kein Wort mehr an mich. Selbst wenn ich im Zimmer bin, teilt sie mir ihre Wünsche durch Pauline mit. Das geht doch auf die Dauer nicht. Dionys, ich habe auch meinen Stolz . . . ich bin nur eine arme Gesellschafterin, aber ich verlange, daß man mich behandelt wie eine Dame und nicht wie einen ungehorsamen Sklaven.“

„Seit wann liegen die Dinge so?“

„Seit Ihre Mutter von mir verlangte, ich solle

ihr erklären, daß ich Karl für einen schlechten Charakter und einen Schurken halte. Ich habe mich geweigert. Ich habe ihr gesagt, daß ich ihn hochschätze als Menschen und viel von ihm erwarte, trotzdem ich sein Betragen gegen sie nicht billigen kann. Seitdem ist alles aus zwischen uns. Ich habe Karl gebeten, mir nicht mehr zu schreiben, auch ich richte keine Briefe mehr an ihn. Das ist alles, was ich thun kann. — — Anfangs glaubte ich, ihr Zorn würde sich mit der Zeit legen. Aber daran ist nicht mehr zu denken. O Dionys, Sie können sich nicht vorstellen, wie mißtrauisch Ihre Mutter geworden ist seit dem schrecklichen Briefe von Karl. Er hätte das nicht sagen dürfen. Er hatte kein Recht, zu behaupten, sie werde von niemand geliebt, und wir alle heuchelten nur um unseres Vorteils oder um der Furcht willen. Ich habe ihr bewiesen, daß ich sie nicht fürchte ... Aber ich fühle, wie meine Liebe zu ihr von Tag zu Tag mehr verschwindet. Ach — wie hätte ich geglaubt, daß Ihre Mutter, die ich so über alles hochgehalten habe, so böse, so schlecht, so grausam sein könnte. Wie sie auf jede Weise versucht, sich an Karl zu rächen, Sie können es nicht glauben ... Sie stellt ihn den Menschen als einen völlig Verworfenen hin ... Karl hat versucht, bei einem alten Bekannten Ihrer Familie auf sein Erbteil hin eine Geldanleihe zu machen zum Zweck seiner Ausbildung. Sie hat keine Mühe gescheut, es zu vereiteln. Und es ist ihr gelungen."

Mademoiselle hauchte die letzten Worte fast unhörbar.

„Sehen Sie, Dionys, ihre Freunde ziehen sich nach und nach immer mehr von ihr zurück. Sie mögen das Klagen nicht mit anhören. Madame sagte neulich, die Deutschen seien ein undankbares Volk, sie wolle nichts mehr mit ihnen zu thun haben, weil Philipp sie nicht besucht hat. Philipp ist Karls Freund — er hält doch zu ihm, wie kann sie sich darüber wundern.“

Dionys nickte gedankenvoll. „Und Karl bildet sich ein, er hätte etwas Gutes erreicht mit seinem Brief . . . Warum in aller Welt hat er sich nicht damit begnügt, das Geld, was sie ihm auszahlen wollte, durch den Bankier anzunehmen und sich im übrigen still zu verhalten? Warum handelt er nur immer so unverständig?“

„Wie geht es ihm?“ fragte Mademoiselle leise, als wage sie in diesem Hause nicht mehr, eine solche Frage laut zu thun.

„Ich habe nur flüchtige Karten von ihm. Er arbeitet bei Julien in dem großen Atelier. Aber er sprach in seiner letzten Nachricht schon davon, es sei ihm dort zu laut, zu unruhig. Sobald er ein wenig Bescheid wisse, werde er sich ein eigenes Atelier nehmen. Etwas Geld hat er ja noch von dem Erbteil unserer Tante. Gott weiß, wie lange es reichen wird . . . Die Ausbildung eines Bildhauers ist auch so besonders teuer . . .“

„Ich glaubte, er wolle kunstgewerblicher Entwerfer werden?“

„Ja, doch auf breitester künstlerischer Basis. Einige Freunde von uns in Berlin haben ihm kleine Aufträge gegeben. Aber das ist ja wie ein Tropfen auf einen heißen Stein . . . Ich fürchte, er verstrickt sich in Schulden . . . Nun — im äußersten Notfall hat er ja immer mich . . .“

Dionys nahm seine Reisetasche und ging zum Bahnhof, die Droschke zu sparen.

XVII.

Es giebt Schickſalsſchläge, die, wenn der Menſch ſie ſich in der Phantaſie ausmalt, ihm ſo ungeheuerlich dünken, daß ihn zugleich wie ein Troſt die Überzeugung erfüllt: Das kann nicht geſchehen, denn ich könnte es nicht ertragen. Er mag ſich nicht vorſtellen, daß es danach noch ein Leben giebt, er bebt ſchaudernd davor zurück, dieſes Kommende mit dem Gedanken zu betrachten.

Und doch — wenn das Ereignis, das wir für unmöglich hielten, eingetreten iſt, dann folgt auch das Kommende: das Unausdenkbare. Es legt ſich um uns mit den Tagen, den Nächten; es ſpinnt uns ein mit den Wochen und Monden — und wir leben das Daſein, das wir für unmöglich hielten. Und am Tage, unter den Menſchen wundern wir uns kaum noch darüber, wir gehen dahin wie Schlafwandelnde. Nur des Nachts, wenn wir aus tiefen Träumen erwachen, überfällt uns plötzlich wieder das Grauen, das Entſetzen ... Und dann beginnt das Ringen mit dem Unerträglichen. Bis der Morgen kommt und das Unerträgliche weitergetragen wird.

Darum lernen unglückliche Menschen die Nächte fürchten.

Frau Bürgelin, die zu stolz war, um sich dem Unglück leicht zu ergeben, traf Vorsichtsmaßregeln gegen die dunklen Stunden wie gegen heimtückische Feinde, die überlistet werden mußten. Oft hatte Pauline bis gegen zwei Uhr bei ihr zu thun, und endlos währte das Waschen, Baden und Kämmen. Helle Wachskerzen mußten brennen, und viele Bücher lagen auf dem Tisch neben ihrem Bett . . . Und morgens kam zuweilen der Schlaf.

Aber trotz der Bücher und der Wachskerzen ließen sich die Gedanken nicht bannen, welche die Vergangenheit durchwühlten und sich in alle alten Schmerzen einbohrten.

Anfangs grübelte und plante sie noch viel für die Zukunft: Wie sie sich zu Karl stellen könne, wenn er sich eines Tages zu ihr zurückfinden werde . . . Wie die Brüder verkehren sollten und unter welchen Bedingungen sie einen Verkehr zwischen ihnen überhaupt gestatten dürfe. Und sie überlegte, ob sie ihren alten Freund, den Herzog von Bernhardshausen bitten solle, die Vermittlerrolle zwischen ihr und ihrem Sohn zu übernehmen. Denn es mußte doch etwas geschehen... Sie betrachtete die tödliche Stille, die zwischen ihr und Karl eingetreten war, doch nur als einen Übergang. Die Stunden waren endlos öde. Es fehlte ihr die fortwährende Erregung der täglichen leidenschaftlichen Briefe, der Telegramme, die zwischen ihr und Karl hin und her geflogen waren. Es fehlte

ihr auch die prickelnde, nervöse Exaltation der langen, stürmischen und pathetischen Scenen . . . Dieser kurze und verhältnismäßig ruhige Wortwechsel sollte das Letzte gewesen sein —?

Weil sie sich nicht mehr an Karl wenden konnte, schrieb sie Fräulein von Kalb, die den Winter in Paris zubrachte, endlose Briefe, welche für ihren Sohn berechnet waren, bis die Stiftsdame ihr antwortete: Es sei jetzt nichts zu thun, Karl wisse genau, was er wolle und werde seinen Wag schon gehen. Sie müsse bitten, den Gegenstand fallen zu lassen.

Auch als sie sich endlich entschloß, den Herzog einzuweihen, fand sie geringes Entgegenkommen. Ja — Hoheit schien sich sogar für Karls seltsame, kunstreformatorische Pläne zu erwärmen.

Der Sommer verging. Frau Bürgelin blieb in der Stadt. Sie hatte keine Freude mehr an dem Häuschen im Dambachgrund. Sie hatte keinen Wunsch mehr, lustige junge Gäste um sich zu sehen. Sie fuhr auch in der Stadt nicht mehr aus, und es vergingen Wochen, in denen sie den Garten nicht betrat. Stundenlang lag sie müde, traurig auf ihrer Chaiselongue. Es bildete sich um ihre Glieder ein krankes, blutloses Fett, das ihr jede Bewegung noch mehr erschwerte. Sie konnte keinen, auch nicht den geringsten Widerspruch in den gleichgültigsten Dingen mehr vertragen.

Eigen war es auch, daß sie, die früher drei Sprachen mit gleicher Sicherheit beherrscht hatte, mehr und mehr zu ihrer Muttersprache, dem Englisch, zurückkehrte. Sie gab sich kaum noch Mühe, mit Doris

Deutsch zu sprechen, trotzdem sie wußte, daß diese nur wenig Englisch verstand. Die begeisterte Liebe, welche sie für Deutschland besessen, verschwand mehr und mehr. Sie begann mit Ostentation alles Britische als einzig gut und richtig zu preisen, eine Eigenschaft, die sie stets als einen Fehler und eine Lächerlichkeit bei ihren Landsleuten empfunden hatte. Und sie versagte sich sogar das Glück, Dionys in den Ferien bei sich zu sehen, um ihn nach England auf die Schlösser seiner Onkels zu senden. Als er dort bei Gelegenheit einer Jagd dem Prinzen von Wales vorgestellt wurde, empfand sie dies als eine Freude und Ehre, über die sie selbst sich noch vor wenigen Jahren lustig gemacht haben würde. Sie erzählte Doris viel und gern von ihren schottischen Kindheitseindrücken. Und im Verkehr mit ihren Untergebenen, in dem sie immer einen menschlich liebenswürdigen Ton gefunden hatte, kehrte sie mehr und mehr die gleichgültige und hochmütige Lady hervor. Mademoiselle weinte im stillen oft heiße Thränen über die Veränderung.

Als sie ihrer Herrin mitteilte, daß sie zum neuen Jahr in ihre Heimat zurückzukehren denke, willigte Frau Bürgelin kurz und kühl ein. Und doch war Mademoiselle zehn Jahre lang von ihr mit Güte und Liebe überhäuft worden.

Sie ertrug den Tag nur um der Viertelstunde willen, in der die Nachrichten von Dionys eintrafen. Über die kleinste Angelegenheit seines Berliner Daseins hielt er sie auf dem Laufenden. Sie wußte von jedem Buch, das er las, von jedem Konzert, dem er

beiwohnte, von jeder neuen Bekanntschaft. Aus dem Restaurant, von der Pferdebahn, aus den Zwischenakten einer Oper flogen seine frischen, lieben Karten zu ihr. Und immer fand er eine neue, hübsche Wendung, sie an die untrennbare Gemeinschaft zwischen ihnen zu erinnern.

Als er im Winter mehr zu verkehren begann, fragte sie mit einer Eindringlichkeit, die fast etwas Kindliches hatte, bei ihren alten Freunden in Berlin an, welchen Eindruck er in der Gesellschaft mache. Das heißhungrige Verlangen, von dem Liebling zu hören, schaute aus jeder Zeile so ergreifend hervor, daß man ihr nur antwortete, wie gern man ihn habe, wie man sich seines gesetzten, verständigen Wesens erfreue.

Sicher könnte er bei seiner Schönheit mehr Eroberungen machen, schrieb ihr eine kluge Freundin, wenn er nicht ganz so unschuldig und kühl aus seinen blauen Augen auf die Frauen blicken würde. Ein lieber Junge . . . Sie müsse ihr Glück wünschen zu dem Besitz von zwei solchen Söhnen. Denn der ältere Bruder sei ja, wie sie selbst am besten wissen werde, die originellere und bedeutendere Persönlichkeit . . .

Die Dame bekam niemals eine Antwort auf den liebenswürdigen Brief.

Durch Dionys eindringliche Bitten bewegt, schob Mademoiselle Aubert ihre Abreise bis zum Frühling auf. Frau Bürgelin duldete ihre weitere Anwesenheit im Hause ohne eine Bemerkung, aber das Ver-

hältnis zwischen ihr und der Gesellschafterin blieb kalt und gespannt. Es gehörten die guten Nerven der Schweizerin dazu, den Zustand noch länger zu ertragen.

Weihnachten ging gleichgültig vorüber. Mademoiselle schmückte wie alljährlich oben im Schulzimmer eine Woche lang an der riesenhaften Tanne, die, mit Hunderten von roten Glaskugeln behängt und von oben bis unten in ein dichtes Gespinst von Silberfäden gehüllt, mehr einem indischen Märchengebilde glich, als einem Christbaum.

— — Man kann sich eine Jungfrau auf einem weißen Einhorn daneben vorstellen, hatte Karl einmal geäußert, aber keine jubelnden Kinder.

Mademoiselle Aubert wußte, daß sich in diesem Jahr niemand an ihrem Werk freute. Madame hatte es gar nicht gesehen. Sie war leidend und lag zu Bett. Dem Kleeblatt: Doris, Dionys und der Aubert war es zu Mut, als spielten sie mit leeren Schalen, die den Inhalt verloren hatten.

Karl sandte zum Fest seinem Bruder einige Photographien von Studienköpfen, die er modelliert hatte.

„Erzähle mir doch gelegentlich, was Mama zu den wüsten Kerlen sagt," bemerkte er in seinem Begleitbrief.

Doris und Dionys waren erstaunt über die Kraft und die runde Plastik dieser derb und aus dem Vollen gefaßten Köpfe.

„Wer hätte das dem nervösen, kränklichen Karl zugetraut," rief Doris.

Und in den Dreien entstand eine ernste Hoffnung.

Dionys legte ohne ein Wort der Erklärung die Bilder im Salon auf den Tisch. Was sie erwartet hatten, geschah. Frau Bürgelin ging vorüber, nahm die Blätter auf und betrachtete sie.

„Roh und gemein in der Auffassung," sagte sie eisig, warf die Photographien auf den Tisch und verließ das Zimmer.

Mademoiselle und Dionys blickten sich bestürzt an.

„Ich hätte das nicht erwartet . . . Ich hätte geglaubt, sie würde von dem Können gefesselt sein! Der Mensch modelliert ja kaum ein Jahr . . ."

„Warum hat er nur nicht ein hübscheres Modell gewählt, wenn er etwas bei seiner Mutter erreichen wollte," klagte Mademoiselle. „Er weiß doch, daß sie die Häßlichkeit verabscheut. Und diese Männer sind wirklich sehr häßlich. Sie haben mich anfangs auch abgestoßen."

„Karl, und den richtigen Weg einschlagen? . . . das war doch nicht zu erwarten," sagte Dionys. „Nun, wenigstens sieht man, daß er vorwärts kommt."

— — — — — — —

— — — — — — —

Frau Bürgelin hatte lange gehofft, die Not würde Karl zu ihr zurückzwingen. Endlich konnte

sie es sich nicht mehr versagen, bei Lucinde von Kalb anzufragen, wie er lebe. Fräulein von Kalb entwarf ihr, um ihr das Herz zu rühren, eine eindringliche Schilderung von der Kälte und Trostlosigkeit seines Ateliers. Sie deutete an, daß er in Speisehäusern esse, in die ein anständiger Mensch sich überhaupt nicht hineinwage. Aber er habe jeden Vermittlungsversuch abgelehnt und ihr vertraut, zu einer großen Arbeit habe eine mütterliche Freundin, die seine Skizzen und Entwürfe gesehen, ihm das nötige Kapital vorgestreckt.

Frau Bürgelin konnte niemals erfahren, wer diese mütterliche Freundin war. Aber sie haßte die Unbekannte mit einer selbstquälerischen Eifersucht. Und je ferner ihr Sohn ihr rückte, desto mehr haßte sie auch ihn.

— — — — — — —
— — — — — — —

Allmählich begann sie zu ahnen, daß der Bruch mit Karl kein Übergang war — daß er für sie das Ende bedeutete . . .

Diese schwere Müdigkeit, die wie ein bleierner Schmerz in ihren Gliedern, ja auch in ihrem Hirn lastete . . . Dieser Ekel an allem, an Farben, Stimmen, Tönen, Gerüchen, an Menschen und Dingen, der zu einer physischen Qual wurde . . .

Dazwischen ein stoßweises Erwachen der Seele aus dumpfem Halbschlaf, ein Aufschrecken zu rasendem, verzweifeltem Jammer, in dem ihre ganze Lebensenergie, ihr Tyrannenstolz, ihr britischer Starrsinn

sich stundenlang unbändig wehrte gegen das klägliche Unterliegen.

Das Ende . . . der Abschluß eines Daseins, über das die Natur in einer verschwenderischen Laune ihre schönsten Gaben ausgestreut hatte . . .

. . . . . .

Schweigend hatte einst ihr Gatte seine Freiheit zurückgenommen. Niemals hatte er fortan ihren Weg gekreuzt. Ihre Furcht, daß er thatsächlich versuchen würde, in die Erziehung ihrer Söhne einzugreifen, war grundlos geblieben. Er war für sie verschollen. Dennoch hatte sein Einfluß geisterhaft und ungreifbar bis in die Gegenwart gereicht.

Ihre Söhne waren nicht ihre Söhne allein . . . Und Karl war mit vollem, klarem Bewußtsein dem Beispiel seines Vaters gefolgt . . .

Darüber kam sie nicht hinweg.

Selbst an Dionys konnte sie sich nicht mehr recht freuen. Wohl giebt es späte Entwicklungen, sagte sie sich oft, die gesunde Frucht reift langsam, mit scheinbaren Stillständen. Aber es war, als ob die Fähigkeit zur Hoffnung, jene dichterisch gestaltende Phantasie, welche Karl in so starkem Maße von ihr geerbt hatte, langsam in ihr erstarb. In der Seele der kranken Frau wechselte das Verlangen, alt zu werden, um ihres Lieblings Thaten zu sehen, mit einer Sehnsucht nach Auslöschen, nach traumlosem Schlaf als einer Rettung vor der letzten Enttäuschung.

* * *

Die Weihnachtsferien gingen ihrem Ende zu, als Frau Bürgelin einmal nach Dionys fragte und Pauline bemerkte: „Herr Dionys ist ja immer bei Fräulein Rüder, wenn er nicht bei der gnädigen Frau ist.“

Frau Bürgelin erwiderte: „Das höre ich gern, Pauline. Die beiden sind Freunde und sollen es immer besser werden. Dionys war unserer Doris ein junger Bewunderer, nun, wenn er sich so weiter entwickelt, kann er ihr bald zum künstlerischen Berater werden!“

— Das war es, was sie den beiden wünschte, was sie durch Jahre hindurch fein und klug zu fördern und zu erziehen gesucht hatte.

Und dann begriff sie eines Tages das andere. Es geschah, als er Doris in ihrer Gegenwart ein Mäntelchen um die Schultern gab. Nur die Veränderung in dem Ausdruck seiner Gestalt bei der einfachen, sich fast täglich wiederholenden Handlung: als hülle er das Mädchen mit diesem weichen Gewebe ganz und gar ein in Zärtlichkeit und Güte, in seinen Schutz und in seine Freude . . . Und der Blick — das Glück, das die Lider seiner auf sie niedergesenkten Augen leise zitternd bewegte.

Eine Stunde später trat Mademoiselle Aubert behutsam in das Schlafzimmer von Madame, um ihr eine gute Nacht zu wünschen, wie sie es täglich that, obwohl sie seit langem einen sehr kühlen, unwilligen Gegengruß erhielt.

Die Stube war nur von einem Licht erhellt, und der Schein dieser einsam in der winterlichen Dunkel-

heit brennenden Kerze fiel rötlich und trübe auf Frau Bürgelin. Sie saß auf dem Rande ihres Bettes, halb entkleidet und so von Schwäche überwältigt. Ein seidenes Tuch war um das weiße Haar und die kranke Wange geschlungen. Als sie Mademoiselle entgegenblickte, waren ihre Augen rot und entzündet.

In dem Augenblick fühlte Mademoiselle Aubert eine Liebe zu dieser von Kummer überwältigten alten Frau, wie sie selbst sie vor kurzem nicht für möglich gehalten hätte. Sie kniete bei Frau Bürgelin nieder, umfaßte ihre Knie und barg den Kopf in ihrem Schoß.

„Madame," flüsterte sie, „ich habe eine große Bitte an Sie! Schicken Sie mich nicht fort, lassen Sie mich bei Ihnen! Ich kann es mir nicht vorstellen, wie ich ohne Sie leben könnte . . ."

Frau Bürgelin blickte lange schweigend auf das Mädchen. Ihre Gedanken wandelten weite, harte, traurige Wege. Endlich legte sie die Hand auf das schlichte braune Haar von Mademoiselle und sagte weich:

„Bleiben Sie bei mir, Liebe. Ich werde Sie nicht lange mehr halten . . ."

* * *

Am nächsten Tage sagte sie während des Gespräches zu Dionys:

„Man redet so viel von Mutterglück — aber von der Tragödie, die in der Mutterschaft liegt, weiß die Welt wenig."

Dionys bezog die Worte auf seinen Bruder Karl.

. . . . . .

— Ein anderes Mal bemerkte sie zu Mademoiselle: „Meine Liebe, es giebt Dinge, an denen man am besten mit geschlossenen Augen vorübergeht — die man totschweigen muß.“

— — — — — — —

— — — — — — —

XVIII.

Der Frühling kam mit so viel Sonnenglanz und Himmelblau, mit so beständigen warmen Lüften, daß die Natur in einer Fülle, in einer Üppigkeit prangte, die man in dem rauhen Thüringen selten erlebte. Der Garten der Villa Edina war in diesem Jahr ein Blumenmärchen, wie es seine Schöpferin in ihren kühnsten Vorstellungen nur hatte träumen können. Die letzten Tulpen verstreuten ihre Purpurblätter im hohen Grase. Blaßrosa Akaziendolden hingen schwer in der warmen Luft, während der leiseste Windhauch die Zweige der rot und gelben japanischen Rosen mit ihren Hunderten von Blütenflämmchen schaukelnd bewegte. Schon öffneten sich die großen Sterne der Clematis zwischen den Weinranken, welche das Haus bis zum Dache umspannen, schon glühte das Korallengeäst des Jelängerjelieber an der Sonnenseite. Vom Wegesrand hauchten dichte Polster kleiner Nelken von einem verblichenen süßen Rosa südliche Düfte empor, und der Sommer entzündete über ihnen die Riesenfackeln ungeheurer roter Mohnblumen, die aus gewaltigen Schäften beinahe

mannshoch emporstiegen, die Büschel violetter und gelber Iris, die feierlich zwischen ihren Schwertblättern prunkten. Es war ein zum Himmel hinaufjauchzender Farbenjubel, eine verschwenderische, phantastische Pracht. Duftatmend, durchschwirrt von Bienensummen, von Vogelsang umklungen ruhte der Garten, ein buntes, schimmerndes Juwel im Rahmen des weiten grünen Parkes, den vor einem Jahrhundert ein großer Dichter geträumt und erschaffen . . .

Zwischen den Weinranken, den Clematisblüten glimmerte Nacht für Nacht der trübe Lichtschein aus einer Krankenstube, und niemand in der Villa Edina beachtete sonderlich die Herrlichkeit des blühenden Frühlings.

Frau Bürgelin rang schon seit Wochen in schweren Leiden mit dem ernsten Gast, den sie erhoffte und gegen dessen Gewalt ihre starke Natur sich immer wieder auflehnte und zur Wehr setzte.

Die Wunde ihrer Wange hatte nicht um sich gegriffen, sie war nur eine kaum sichtbare Öffnung geblieben, durch den weißen Tüllstreifen zu verbergen. Aber heimlich und schleichend verdarb sie dennoch die Säfte ihres Organismus, gleich einem langsam wirkenden Gifte. Und das Herz besaß nicht mehr die Kraft, das Blut in schnellem Kreislauf durch den Körper zu treiben.

Aber eine unermüdliche Pflege, die Mühen bedeutender Ärzte, und es schien, als solle sie noch einmal gerettet werden.

Obschon sie kaum gerettet sein wollte.

„Man muß versuchen, sie aus der Apathie zu reißen," sagten die beratenden Professoren. „Irgend eine Freude — eine Seelenerschütterung . . . Ein Wagnis — aber es wäre möglich! . . . So ist nicht viel — ist nichts zu hoffen."

Sie sagten es zu Dionys, der in den letzten Wochen daheim gewesen war. Das philosophische Doktorendiplom, das er von Berlin mitgebracht, hatte seiner Mutter diese lebenweckende Seelenerschütterung nicht geben können. Er wußte es wohl.

Aber Karl . . . Er hatte eine merkwürdige Idee gehabt, die Mademoiselle und Dionys erschrocken weit von sich gewiesen, denn noch immer durfte sein Name nicht vor seiner Mutter genannt werden. Er war tot für sie wie sein Vater.

Nun, nach der Beratung mit den Ärzten, sprach Dionys auf neue mit Doris über Karls Plan. Und Doris reiste noch an demselben Tage nach Frankfurt, wo sie mit Karl zusammentraf. Er befand sich auf dem Wege, sein erstes Werk der internationalen Ausstellung in Berlin zu übergeben. Doris sah die Photographie dieses Werkes, eines Marmorbrunnens. Und sie unterhandelte lange mit Karl.

* * *

An einem stillen, sommerheißen Junitage wurde Frau Bürgelin in einem Krankentragstuhl den breiten, hügelansteigenden Gartenweg hinaufgetragen zu

dem früheren Spielplatz ihrer Knaben. Dort sollte sie ruhen. Doris und Dionys wandelten ihr zur Seite, Mademoiselle Aubert folgte.

Die kranke Frau schaute um sich auf die kühne, wildherrische Farbenpracht der ungeheuren brennenden Mohnblumen, der blaßlila Iris, der leuchtendgelben Rosen. Thränen, die ihr in der Schwäche ihres Körpers leicht kamen, rieselten über ihre Wangen.

„So hatte ich es mir vorgestellt," murmelte sie. „Vor Jahren schon, als wir das Haus kauften und rings umher nur Gemüsebeete lagen."

Sie breitete mit einer ihrer schönen feierlichen Bewegungen die Arme aus gegen die kunstvoll und mühselig geschaffene blühende Wildnis.

„. . . Wie es allmählich entstanden und zusammengewachsen, bis man nun nicht mehr sieht, daß es Enttäuschung und Arbeit und Geld und Ärger gekostet hat — jetzt, nun es dasteht wie von der Natur plötzlich geschaffen in einer überströmenden, glückseligen Schöpferlust . . ."

Sie richtete sich kräftiger auf. Erregt durch die eigenen Worte und Gedanken, trat ihr das Blut als ein feines jugendliches Rosenrot in die Wangen.

„Wir sind doch wie Kinder," fuhr sie sinnend fort, „das Schönste am Spiel ist das Vorbereiten, das Aufbauen . . . Sind wir fertig, wollen wir anfangen, uns an dem Erreichten freuen, so werden wir abberufen zum Einschlafen . . ."

„Nicht davon reden heut . . .“ bat Dionys. „Du wirst dich erholen. Du bist kräftiger als seit Monaten. Du wirst dich noch an vielem freuen, von dem du in diesem Augenblick noch keine Ahnung hast. Wenn du dich nicht absichtlich der Freude verschließest . . .“

Sie wandte schnell den Kopf nach ihrem Sohn. Schon den ganzen Tag war ihr ein aufgeregtes und beklommenes Wesen an ihrer Umgebung aufgefallen.

„Ihr habt etwas vorbereitet . . . Ihr plant eine Überraschung?“

„Ja, Mama, wir haben eine Überraschung für dich,“ sagte Dionys, ihre Hand nehmend.

Ihre Züge wurden hart und streng, der freundliche Glanz ihrer Augen verwandelte sich jäh zu einem zornigen Blitzen.

„Dionys —? Nicht das . . .! Hörst du, ich will nicht! Ich will Karl nicht sehen!“

„Tragen Sie mich zum Haus zurück,“ befahl sie dem Gärtner und seinem Gehilfen.

In diesem Augenblick waren sie alle froh, daß Karl nicht in der Nähe weilte, daß er verzichtet hatte, ein Wiedersehen mit seiner Mutter herbeizuführen, trotzdem anfangs davon die Rede gewesen war.

„Karl ist nicht dort oben, mein Wort darauf,“ sagte Dionys freundlich-ernst, seiner Mutter Hand streichelnd. Sie sah ihn dankbar an, wie ein erschrockenes Kind, das man beruhigt. „Karl ist nicht dort oben — aber ein Stück von ihm doch . . . Sein

Werk, sein erstes! Er hofft viel davon. Und er wünscht sehr, daß du es sehen möchtest . . ."

„Sein Werk . . ." wiederholte Frau Bürgelin leise und schloß die Augen. Ihr Haupt lehnte schwer in die Kissen zurück. Sie war bleich, ein Zittern lief über ihre Züge. Mademoiselle ließ sie Riechsalz atmen.

Die Träger setzten den Stuhl nieder.

Am Ende des länglichen Kiesplatzes, wo Ahornbäume und Eschen leichte grüne Schatten warfen, wo rankendes Weinlaub die grellen Farbenakkorde linde beruhigte, erhob sich ein weißleuchtendes Marmorgebilde. Und es war, als sei es in diesen Zaubergarten hineingeträumt . . .

Ein Brunnentrog von einer alten, volkstümlich einfachen Form, dessen einer Ecke, als bräche es aus dem Schlamme des Grundes hervor, der Kopf eines täppischen Tieres entstieg.

Von dem Unhold wurde eine Schar leichtbeflügelter Elfen in jähen Schrecken versetzt. Ihre schlanken, zarten, jungen Mädchenleiber traten in erhöhter Arbeit aus dem Marmor hervor, und man konnte sich nichts Reizenderes vorstellen, als ihre erschrockenen, verstörten Bewegungen. Einige suchten winzig-runde dumme Elfenkinderchen vor dem greulichen Feind zu schützen — ein vorwitziges Ding mit einem süßen, drolligen Köpfchen stellte sich ihm mutig entgegen, die Hand aufs Herz gepreßt . . . Und man sah jeden Nerv in dem Körperchen beben — man spürte das hastige Atmen der knospenhaften Brüste . . .

An der Rückwand des Marmortroges, wo der

Stein seine natürliche Rauheit behalten hatte und als roher Block wirkte, rankten Wasserpflanzen aus grünlicher Bronze empor, umspannen die Röhre, der der Quell entströmen sollte, und wuchsen hinauf zu der Höhle im Stein, wo die Schlangenkönigin zusammengeringelt träumte . . .

Die schwebenden, leichtbewegten Schatten, welche die grünen Blätter über den Brunnen warfen, die Lichtreflexe, die über den Marmor huschten, gaben dieser Märchenwelt einen täuschenden Schein von seltsamem, unbegreiflichem Leben. Aber es war nicht das allein.

Woher wußte man, daß die Schlange mit dem Krönlein auf dem Haupt ein gebanntes, verwunschenes Weib war?

Wie kam es, daß man aus der nüchternen Alltagswelt hinausgeführt wurde in ein unwirkliches und doch so wahres, so kraftvoll deutlich und sinnenfällig hingestelltes Traumreich . . .?

Schwere Tropfen rannen aus den Augen der Mutter. Es war nicht mehr das kindische, haltlose Weinen der alten Frau. Es war eine erschütterte, bebende, schluchzende Seele, welche diese Tropfen gebar. Und unter dem Thränenschleier leuchteten die blauen mächtigen Augen in starkem Lebensfeuer, in einer schmerzvollen, tiefen Freude.

„Ja — er ist ein Künstler, ein großer Künstler," sprach sie langsam und ernst. „Führen Sie mich zurück, ich will nun ruhen."

Es wurde kein Wort weiter gesprochen.

Und still, wie schlummernd lag sie auf ihrem Lager, die ganzen nächsten Tage, zurückgesunken in die gefährliche, bedrohende Schwäche. Nur der Ausdruck ihrer Züge war ein anderer geworden.

Der grausam-herrische Zug über den Lippen verschwand. Alles wurde weich, sanft und gütig in dem Antlitz, das immer den Stempel des Stolzes getragen. Die Farbe der Kranken nahm einen bleichen Glanz an, wie Mondlicht. Die Hände verloren jede Kraft und fühlten sich an gleich loser, weicher Watte. Ein fremdes, strahlendes, unirdisches Lächeln verklärte das Antlitz der überzeugten Atheistin zu dem Ausdruck und der Schönheit einer Heiligen, welche im Geiste die Paradiesesfreuden schaut.

Mit Staunen, mit ergriffener Rührung und banger Bestürzung beobachteten die Pflegenden und Dionys die Umwandlung. In den Augenblicken, wo ihr Geist aus dem abwesenden Traumzustand zu klarem Bewußtsein auftauchte, versuchte sie, jedem ein liebes Wort, einen freundlichen Blick zu geben.

Dionys wagte nicht, von seinem Bruder zu reden, nicht den Frieden zu stören, der nach so harten Kämpfen das Sterbebett seiner Mutter umgab. Aber Mademoiselle Aubert ertrug es nicht, sie hinwegschlummern zu sehen, ohne eine letzte Botschaft an Karl. Sie begriff mit ihrer mehr ahnungsvollen als wissenden Schwesterliebe seine sensitive, zum Leiden so veranlagte Künstlerseele besser, als der Bruder, der sein eigenes, in schweigender Erwartung zusammengepreßtes Leben lebte.

Eines Nachts wachte sie allein bei ihrer Herrin, denn auch Paulinens Kräfte waren der Erschöpfung nahe. Als Mademoiselle sah, wie die Blicke der Kranken klarer, ihr Ausdruck sinnend und gedankenvoll wurde, beugte sie sich zu ihr und fragte sanft:

„Madame, haben Sie niemals den Wunsch, Karl hier zu sehen? Er sehnt sich nach Ihrer Verzeihung."

Frau Bürgelin machte eine schwache, ablehnende Bewegung mit der Hand.

„Ich möchte ihn nicht sehen," murmelte sie. „Ich habe ja sein Werk geschaut. Ich möchte den Eindruck nicht stören. Ich fühle, daß das Beste von mir in ihm weiterleben wird . . . Er ist doch Blut von meinem Blut, Geist von meinem Geiste. Er ist mein Sohn — vielleicht mehr als Dionys . . . O, Liebe, wie ist das Leben schwer zu begreifen . . .

. . . . . .

. . . Es ist gut, daß ich nun von hinnen gehe. — Nein, weinen Sie nicht, Sie Gute, Getreue. Mir ist wohl, daß ich das Gesetz erkannt habe, das alles Werden leitet . . ."

Sie versank aufs neue in Schweigen und endlich in Schlummer. Und wieder trat das verklärte Lächeln auf das friedlich ruhende Antlitz.

Sie behielt es auch im Tode, und Karl durfte es noch schauen, als ein Telegramm ihn zur Beerdigung heimrief.

———*———

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
JUL - 2 1987
DEC 2 2 1986
213170

50524.22.6
Frau Burgelin und ihre sohne,
Widener Library
003521661
3 2044 087 194 080